Austr 2050 Heyne

Geschichte Joseph's des Zweiten.

Erster Band.

Laßst uns für unsern König Maria Theresia sterben!

LEIPZIG,
Verlag von Ernst Schäfer.

Joseph der Zweite

der große Mann des deutschen Volks.

Nach den besten Quellen geschildert

von

C. T. Heyne.

> Sieh, schon nahet der Frühling! Das strömende Wasser verzehret
> Unten, der sanftere Blick oben der Sonne das Eis.
>
> Göthe.

Erster Band.

Leipzig,

Verlag von Ernst Schäfer.

1847.

B.

224. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erste Abtheilung.

Joseph als Erzherzog und römischer König.

Jegliche Blüthen müssen vergehn, daß Früchte beglücken.
Schiller.

Erstes Capitel.

Blick auf Joseph's Leben.

Als Stern erster Größe glänzt am europäischen Regentenhimmel Joseph II. vorzugsweise in wohlthuend mildem Lichte. Wohl tönt uns aus dem Munde der Geschichte der Name so manches großen Herrschers entgegen, aber keiner mit so herzerhebend sanftem Klange als der des östreichischen Weisen. In allerlei Volk, wer einen gebildeten Geist und ein fühlendes Herz hat, der preis't seine Einsicht womit er die französische Nationalversammlung anticipirte, seine Thätigkeit welche der des großen Brennen gleichkam, vor allem aber sein vortreffliches Herz welches der ganzen Menschheit schlug.

Stolz darf besonders der Deutsche sein einen Mann wie Joseph den Seinigen zu nennen. Unter der ganzen Reihe großer Männer, welche auf deutschen Thronen saßen, Fiedrich den Einzigen trotz seinem glänzenden Geiste und seiner Heldenhaftigkeit nicht ausgenommen, erblicken wir nur in dem einzigen Joseph den Mann, in welchem sich neben großen Regententugenden die ganze Fülle deutscher Gemüthlichkeit abspiegelt. Daher findet er in den Herzen der Völker noch so warme Verehrung, daher ist auch die Geschichte seines Lebens und Wirkens ein deutsches Volksbuch oder es giebt gar keins.

Obige Sätze werden durch jede Aeußerung, durch jede Handlung Joseph's belegt. Noch heut zu Tage existirt in Wien, im ganzen Kaiserstaate, ja an allen Orten, die sein Fuß betrat, die lebendige Tradition von seinem Leben und Wirken, von seiner bezaubernden Persönlichkeit. Man erzählt sich noch jetzt mit Herzklopfen und nicht ohne einen Seitenblick auf spätere Zeiten wie gleich nach seiner Thronbesteigung das steife Ceremoniell der spanischen Etikette, welches am Hofe Franz Stephan's und der Maria Theresia geherrscht hatte, dem herablassendsten Benehmen Platz machte, wie die italiänische Hofsprache nebst der ihr aushelfenden französischen der Muttersprache wichen, wie die Schranken zwischen Thron und Volk vor Aller Augen urplötzlich zusammenbrachen. Die Popularität des neuen Reichsoberhauptes, die Ueberzeugung des Volks daß sein Regent alles mit eignen Augen zu sehen strebte, dies verhieß einen neu anbrechenden Tag. Ueberall in der östreichischen Monarchie, in Frankreich und Italien, in Polen und Rußland laufen die interessantesten Anekdoten vom „Grafen

von Falkenstein" um, denn überall lauschte sein eignes Ohr, spähte sein durchdringendes Auge, an allen Orten leuchtete seine Milde und seine Gerechtigkeitsliebe, bezauberte seine herzgewinnende Gemüthlichkeit. Die Reformen im Militärwesen, welche Joseph auch gleich anfangs in Gemeinschaft mit Lascy und Kinsky unternahm*), seine erste Zusammenkunft mit Friedrich dem Großen im Lustlager bei Mährisch-Neustadt, wo viele Zuschauer gerührt auf die Knie sanken, seine Speisung der Armuth in den Hungerjahren 1771 und 1772, überhaupt seine aufopfernde Fürsorge bei allerhand Unglücksfällen und Drangsalen, alles dies lebt noch ebenso sehr im Munde des Volks als daß er den Augarten allen Menschen „zur öffentlichen Ergötzlichkeit" widmete und trotz dem Abwehren des Adels den Prater dem großen Publicum offen hielt, „weil bei ihm der einen Vorzug vor dem Andern habe welcher gut denke und edel handle, nicht aber der welcher Fürsten zu Stammvätern habe."

Gleichfalls unvergessen ist die sorgsame Thätigkeit, die Joseph auch schon bei Lebzeiten seiner erhabenen Mutter in der Eigenschaft als deutscher Kaiser zeigte. Ohne Säumniß suchte er die Mißbräuche des Reichshofraths und des Reichskammergerichts abzustellen, indem er mit der ganzen Kraft seiner Seele auf schnelle und unbestechliche Justizpflege, auf kurze und

*) Daher und bei Erwägung seiner spätern Unternehmungen in dieser Beziehung das Vertrauen einer andern Generation, welche in der französischen Revolution nur noch Napoleon's Umsichgreifen erblickte und an Joseph's II. Reiterstatue mahnend schrieb:

„Sepperl, Sepperl, das sind böse Zeiten;
Steig Du ab und laß das Fränzel reiten!"

bündige Referate, mit einem Worte auf alle vom Volke so lange ersehnte Verbesserungen drang.

Als Alleinherrscher war Kaiser Joseph II. der eifrigste Gesetzgeber und überhaupt der wärmste Reformator der je einen Thron zierte. Ueber seine Verordnungen nur auf die Jahre von 1781—86 liegt ein Handbuch (!) von sechs Octavbänden vor uns.

Man findet es in unsern Tagen sehr begreiflich daß ihm die geistlichen Angelegenheiten so große Noth machten. Ward doch übrigens schon Jesus Christus wegen solcher an's Holz geschlagen! Der erleuchtete Joseph wußte welches Unheil Religionsschwärmerei stiftet, wie sehr Scheinheiligkeit und Intoleranz das Glück der Familien untergräbt. Diese Lehre hatte ihm die lange Regierung seiner allzufrommen Mutter gegeben. Auch konnte es einem Manne wie ihm nicht entgehen, daß eine schlechte Erziehung nicht nur den groben Aberglauben des Volks sondern auch die scandalöse Unwissenheit der Geistlichen verschuldete. Daher gleich im ersten Jahre seiner Alleinregierung zunächst seine Reformen in Bezug auf die Mißbräuche der Kirche welche sich nachträglich noch beseitigen ließen und dann in Bezug auf die vorarbeitende Schule. So folgte nach der Reihe eine Untersuchung der Privilegien der Klöster und andern geistlichen Stiftungen, die Einführung einer neuen Stolgebühren-Ordnung sowie der oberherrlichen Genehmigung aller päpstlichen Verordnungen, die Aufhebung der unchristlichen Bullen Unigenitus und In Coena Domini, die Gleichstellung der katholischen und protestantischen Christen im bürgerlichen Leben, die Zulassung der von der Censurcommission approbir-

ten deutschen Bibel, das berühmte Toleranzedict, wonach ebensowohl den nicht unirten Griechen als den augsburgischen und helvetischen Confessionsverwandten die ungestörte Privatübung ihrer Religion, der Erwerb liegender Gründe und die Bekleidung von allerhand Aemtern verstattet wurde ꝛc. Es halfen dagegen weder die Intriguen der herrschsüchtigen und intoleranten Klerisei noch selbst die Reise Pius' VI. nach Wien. Die einzige Folge davon war die fortgesetzte Aufhebung von Klöstern und die Anordnung eines förmlichen Examens der niedern Geistlichkeit. „Dummheit, Unwissenheit und Aberglaube müssen verbannt werden," sagte Joseph; „es sind die Tyrannen des Menschengeschlechts!"

Joseph's Reformen in der Verwaltung und Gesetzgebung gingen überaus rasch vor sich. Mißbräuche zu sehen und sie nicht auf der Stelle auszurotten, das paßte nicht für den sanguinisch-cholerischen Charakter des großen Menschenfreundes. Seine Handlungen waren so schnell wie seine Gedanken. Es war als ob ihm die Ahnung eines frühen Todes triebe seine großen Pläne schleunigst auszuführen. Wie schwand durch seine Thätigkeit der Schlendrian in den Hof- und Regierungsstellen! Wie bald waren die untauglichen Staatsdiener jubilirt (mit Pensionen zur Ruhe gesetzt), wie bald die Aufführung der Neuangestellten durch Conduitenlisten geregelt, wobei aber, wohlgemerkt, die Berichterstatter durch die Preßfreiheit zur nöthigen Vorsicht getrieben wurden! Wie schnell war die Vereinfachung der Hofstellen (Collegien) bewerkstelligt! Ueberall waren weniger Personen angestellt und doch wurde mehr fertig! Die neue Gerichtsordnung

und die Concursordnung sind schon vom Jahr 1781. Im Jahr 1786 erschien der erste Theil des bürgerlichen Gesetzbuchs (das Personenrecht) und 1787 das Criminalgesetzbuch, in welchem letztern nicht bloß Tortur und Todesstrafe verworfen sondern auch die sogenannten politischen Verbrechen der Criminalbehörde entzogen wurden. Auch gleich zu Anfange seiner Alleinherrschaft erschien das Freiheitsedict mit seiner Verbannung der Leibeigenschaft auf ewige Zeiten, und manche Freudenthräne rann über die braunen Wangen der so lange gedrückten, zum Vieh herabgewürdigten Bauern. Die Roboten (Frohnden) konnte der Unterthan fortan mit baarem Geld abthun. Wegen einer gleichmäßigen Besteuerung ließ er das ganze Land vermessen. Im Handels- und Gewerbswesen strebte er gleich dem großen Preußen-König vorzüglich dahin, daß so wenig als möglich das Geld außer Lands ging. Um die Bevölkerung seiner Staaten möglichst zu steigern, ergriff Joseph eine Reihe der wirksamsten Maßregeln; hierher gehört schon die Religionsduldung, die Verminderung der Ordensgeistlichkeit und die Abschaffung der Todesstrafe, dann aber insbesondere die Erklärung daß uneheliche Kinder zu den Staatsdiensten fähig seien, die Verbesserung des Medicinalwesens, der Hospitäler, Findel-Häuser und Entbindungsanstalten, ferner die Einladung fremder Ansiedler ohne Ansehung des Standes und der Religion, die Begünstigung der Ehen &c. Wenn er rücksichtlich der Wissenschaften und Künste den Finanzpunkt etwas streng im Auge hatte, so begünstigte er sie doch durch die Aufhebung einer tyrannischen Censur weit mehr als so mancher Fürst unsrer Zeit durch die reichsten Dotationen. Kurz

in weltlichen wie in geistlichen Angelegenheiten war er der Mann des Volks, der Mann nach dem Herzen Gottes.

Wenn dies alles unbestritten wahr ist, so darf sich der Leser doch nicht auf eine unbedingte Lobrede des großen Kaisers gefaßt machen. Es werden sich im Verlauf seiner Geschichte Gelegenheiten finden von seinen Mißgriffen zu sprechen; allein — könnte man dies doch von recht vielen Monarchen sagen — sie entsprangen insgesammt dem liebenswürdigen Fehler seine großartigen Schöpfungen so schnell als möglich in voller Wirksamkeit, sein Volk, ja die Menschheit so bald als möglich glücklich zu sehen! Wenn kurzsichtige oder speichelleckerische Schriftsteller*) auf Joseph darum mit Achselzucken herabsehen, weil so manche seiner Pläne nicht ausgeführt werden konnten, so werden wir zu beweisen trachten daß alles Volksfreundliche, was in Oestreichs Gesetzgebung und Verwaltung noch etwa anzutreffen ist, zum großen Theil im Geiste dieses Philanthropen seinen Ursprung hat.

Einen solchen Mann etwas genauer kennen zu lernen, ist wohl der Mühe werth. Seine Biographie diene den Völkern zur Freude und Erhebung, den Fürsten zur Lehre und Nacheiferung!

---

*) ...... Sie denken nicht edel genug,
Zu sehn wie schön sein Fehler ist!

Klopstock.

Zweites Capitel.

Wetterwolken um Joseph's Wiege.

Liebend halten die Arme der Mutter Dich über dem Abgrund,
Und in das fluthende Grab lächelst Du schuldlos hinab.
Schiller.

Joseph II., mit seinem ganzen Namen Joseph Benedict August Johann Anton Michael Adam, stammte aus lothringisch-östreichischem Geblüt; seine Eltern waren Franz Stephan von Lothringen und Maria Theresia*), Karl's VI. Tochter. Joseph erblickte das Licht der Welt am 13. März 1741 um 3 Uhr des Morgens. Der Umstand, daß er so früh am Tage geboren wurde, veranlaßte seinen Vater zu der Aeußerung: „Das Kind wird einst als Mann sehr wachsam sein."

---

*) Franz Stephan, Herzog von Lothringen und später Großherzog von Toscana, nannte Gerhard, Grafen von Elsaß, seinen Ahnherrn, welcher von seinen Voreltern die Grafschaft Habsburg geerbt und von Kaiser Heinrich III. das Herzogthum Lothringen erhalten hatte. Maria Theresia war gleichfalls dem Hause Habsburg entsprossen, welchem das Haus Oestreich seinen Ursprung verdankt, indem Rudolph von Habsburg i. J. 1273 zum römischen König erwählt ward. — Oestreichische Genealogen haben sich alle ersinnliche Mühe gegeben das Haus Oestreich bis in die Römerzeiten hinauf zu verfolgen; man muß sich aber überhaupt in Acht nehmen bei genealogischen Forschungen allzu weit zurückzugehen, weil man sonst auch Leute, die keine Hofnarren sind, veranlassen möchte die Stammtafeln noch etwas weiter, nämlich bis auf Adam zurückzuführen und so die Vetterschaft der ganzen Menschheit darzuthun.

Wie sehr diese Prophezeihung in Erfüllung ging, das wird sich im Verfolg unsrer Erzählung zeigen. Seine zwei Taufzeugen waren Papst Benedict XIV. und August II., König von Polen und Churfürst von Sachsen, von denen Ersterer durch den Cardinal Kollonitsch und der Andre durch den Fürsten von Sachsen-Hildburghausen vertreten wurde. Seine fromme und durch politische Wetterwolken geängstete Mutter ließ in ihrer Freude über die Geburt eines Sohnes der heiligen Jungfrau zu Maria-Zell ein goldnes Kind in den Arm geben, das ebenso schwer wog als ihr Neugeborner. Wien, ja die ganze Monarchie jubelte und selbst der türkische Gesandte ließ Geld unter das Volk auswerfen.

Welches waren denn aber die Gewitterwolken, die sich über Maria Theresia und ihren jungen Sohn zusammenzogen? Einige Mächte hatten nichts Geringeres im Sinne als Mutter und Sohn ihres Erbes ganz und gar zu berauben. Und dies ging so zu:

Joseph's Großvater Karl VI. war der letzte Fürst des Hauses Habsburg; seine Gemahlin Elisabeth Christine von Braunschweig-Lüneburg hatte ihn nicht mit einem Thronerben erfreut. Mit wahrhafter Herzensbangigkeit auf den Krieg zurückblickend, der wegen der spanischen Erbfolge gewüthet hatte, war es sein sehnlichster Wunsch ein ähnliches Unglück in Betreff seiner Staaten zu vermeiden. Daher dachte er mit Ernst und Eifer darauf eine tüchtig verbürgte Erbfolge-Ordnung aufzustellen. Es war schon i. J. 1713 als er eine solche unter dem Namen der pragmatischen Sanction seinen geheimen Räthen verkündete. Diese enthielt folgende Grundsätze: 1) Untheilbar-

keit der Ländereien des Hauses Oestreich auf ewige Zeiten, 2) Erbfolge im Mannsstamme Karl's VI. nach der Erstgeburt, 3) in Ermangelung desselben Erbfolge in weiblicher Linie Karl's VI. nach der Erstgeburt, 4) in Ermangelung auch einer solchen die Erbfolge der Töchter seines Vorfahren Joseph's I. und ihrer Descendenten, 5) nach dem etwaigen Erlöschen aller dieser Linien die Erbfolge der Schwestern Karl's VI. und ihrer Descendenten und 6) die aller übrigen Linien nach Ordnung der Erstgeburt.

Zwar schien der zweite Punkt der pragmatischen Sanction schon 1716 Platz zu greifen und alle andern Verclausulirungen überflüssig zu machen, indem Karl dem VI. ein Sohn geboren ward; allein er starb noch in demselben Jahre. Später (1717, 1718 und 1724) schenkte ihm seine Gemahlin nur noch drei Prinzessinnen, nämlich Maria Theresia, Maria Anna und Maria Amalia. Aller Wahrscheinlichkeit nach kam also der dritte Punkt der pragmatischen Sanction in Anwendung. Diese zu wahren machte Karl VI. fortan zur Hauptaufgabe seines Lebens.

Zunächst nahm er Joseph's I. beiden Töchtern den Erzherzoginnen Maria Josephe und Maria Amalia, 1719 und 1722 an die Churprinzen Friedrich August von Sachsen und Karl Albrecht von Baiern vermählt, das eidliche Versprechen ab, auf die Erbfolge im Sinne der pragmatischen Sanction zu verzichten, und diesen Eid schwuren ihm dann nicht nur die beiden genannten Churprinzen sondern auch deren Väter August II. von Polen und Maximilian von Baiern.

In den Jahren 1720—23 ward die verkündete Erbfolge-

Ordnung nach der Reihe angenommen von den östreichischen und schlesischen, den siebenbürgischen und ungarischen und zuletzt von den böhmischen Ständen.

Dafür daß Karl VI. die spanische Thronfolge-Ordnung verbürgte und sonst noch mancherlei Opfer brachte, garantirte ihm Philipp V. von Spanien die pragmatische Sanction. Auch mit Katharina I. von Rußland kam der Kaiser bald an's Ziel. Friedrich Wilhelm I. von Preußen ließ sich die Erbfolge in Jülich, Berg und Ravenstein zusichern und übernahm dafür die Garantie der pragmatischen Sanction. England und die Generalstaaten thaten dasselbe fünf Jahre später (1731). Erst 1738 übernahm Frankreich definitiv die Gewährleistung der pragmatischen Sanction und Karl VI. hatte nun die Freude sie von allen europäischen Mächten anerkannt zu sehen. Nur das kleine Baiern nebst Churpfalz hatten nachträglich protestirt.

Der tapfre Prinz Eugen schrieb zwar noch im Jahre seines Todes (1736) an den Baron Wassenaar: „Die Vereinigung des lothringisch-östreichischen Stammes (Franz Stephan's Vermählung mit Maria Theresia, d. 12. Febr. 1736) war der froheste Tag meines ganzen Lebens, besonders da sich dieses Ereigniß auf den Frieden mit Frankreich und auf die von allen europäischen Staaten verbürgte pragmatische Sanction gründet"; gleichwohl sagte dieser ebenso staatskluge als heldenmüthige Prinz von Savoyen einen Monat nach Absendung dieser Zeilen zum Kaiser selbst: „Die Erbin Ewr. Majestät würde besser fahren, wenn Sie ihr keine pragmatische Sanction sondern 200,000 Mann und eine gefüllte Schatz-

kammer hinterließen." Wie sehr „der edle Ritter" Recht hatte, sollte sich nur zu bald zeigen.

Kaiser Karl VI., welcher seit längerer Zeit zuweilen Anfälle von Fußgicht gehabt hatte, erkältete sich einst auf der Jagd und starb nach kurzen Leiden am 20. October 1740. Im festen Vertrauen auf die pragmatische Sanction war der letzte Habsburger entschlafen, seiner erlauchten Tochter Theresia, welche an diesem Tage selbst krank lag, durch den Großherzog Franz Stephan seinen Segen sendend. Bei der Eröffnung des Testaments Karl's VI. fand sich zwar, daß er es seiner Gemahlin (Elisabeth Christine) freigestellt hatte die Mitregierung zu übernehmen oder nicht; diese aber zog das Kloster vor, und so ergriff denn Maria Theresia allein die Zügel der Regierung. Am Tage vor der Huldigung der östreichischen Stände (den 21. Nov. 1740) ernannte sie dafür ihren Gemahl zum Mitregenten, ließ sich jedoch von ihm einen Revers ausstellen, daß die pragmatische Sanction unangetastet bleiben müßte.

Des Kaisers Tod war allen europäischen Höfen angezeigt worden und Maria Theresia sah den Antwortsschreiben derselben mit einiger Unruhe entgegen. Zwar gingen nun bald die Beileids- und Anerkennungsschreiben von Preußen, Polen, den Generalstaaten und England sowie die von Rußland, Sardinien und dem Papst ein, aber schon Ludwig XV. von Frankreich zögerte unter nichtigen Vorwänden bis zum 20. Januar und Karl Albrecht von Baiern ließ durch seinen Gesandten in Wien, den Grafen Perusa, allen fremden Botschaftern andeuten, daß sie Marien Theresien nicht als Erbin der östreichischen Staaten anerkennen sollten, indem er

selbst sein Erbfolgerecht beweisen werde; vom Wiener Hofe mußte Perusa die Einsicht in Kaiser Ferdinand's I. Testament begehren, weil dieses in Ermangelung männlicher Descendenten die Erbfolge der Kaiserstochter Anna bestimmte, von welcher das Churhaus Baiern abstammte; da aber jenes Testament, welches am 4. Nov. 1740 wirklich vorgelegt wurde, nicht von Ermangelung männlicher sondern ehelicher Leibeserben sprach, so erklärte Baiern diese als lediglich männliche Erben und rief seinen Gesandten von Wien ab. Maria Theresia ließ einige Truppen an die baiersche Grenze marschiren und Karl Albrecht begnügte sich mit dem Aussenden von immer neuen Staatsschriften, wodurch er sein Recht beweisen wollte.

Der bedeutendste Schritt sollte von Seiten Preußens gethan werden. Schon am 3. Mai 1740, also fünf Monate früher als Karl VI., war Friedrich Wilhelm I. gestorben. Sein Nachfolger Friedrich II., welcher bisher in philosophischer Abgeschiedenheit gelebt hatte, focht zwar die pragmatische Sanction nicht an, wollte aber die Verlegenheit des Wiener Hofs benutzen, um einen alten Anspruch seines Hauses geltend zu machen. Angeblich hatte die Krone Böhmen die schlesischen Fürstenthümer Brieg, Wohlau, Liegnitz und Jägerndorf als eröffnetes Lehn widerrechtlich eingezogen. Der Einspruch, welchen der große Churfürst dagegen erhoben hatte, war durch die Abtretung des Schwibuser Kreises beseitigt worden, allein dessen Sohn Friedrich I. hatte denselben zurückgegeben und nun hielt sich Friedrich II. für berechtigt jenen Theil von Schlesien zurückzuverlangen. Nachdem er sich über diesen seinen Plan mit dem Feldmarschall Schwerin und den Minister

Podewils besprochen hatte, trat er mit seinen Ansprüchen hervor, versprach aber zugleich der jungen Königin gegen jeden andern Anspruch beizustehen, wofern sie ihm die genannten Fürstenthümer abtreten wollte. Trotz dem daß Baiern drohte, Frankreich und Rußland aber sich wenigstens verdächtig machten, weigerte sich Maria Theresia das habsburgische Erbe auf diese Weise schmälern zu lassen. Sie erhielt durch Karl's VI. Botschafter Damrath eine Andeutung, daß sich von Berlin her leicht ein Ungewitter gegen Schlesien zusammenziehen dürfte, und obwohl sie nicht recht daran glauben mochte, schickte sie doch den Marquis von Botta als Gesandten an den König von Preußen ab. Sowie dieser in Berlin eingetroffen war, bemerkte er gegen Friedrich gleich in der ersten Audienz: „Die Straßen in Schlesien sind äußerst schlecht und durch das Austreten der Flüsse fast unwegsam." Der König kam durch diese Anspielung auf sein Vorhaben keineswegs aus der Fassung, sondern antwortete: „O weh, dann werden sich die Reisenden nicht wenig bespritzen."

Während der König schon marschiren ließ, sendete er den Grafen Gotter mit dem Auftrage nach Wien entweder die Königin für Preußens Begehren zu gewinnen oder ihr den Krieg anzukündigen. Allein die preußischen Truppen rückten eher in Schlesien ein als Graf Gotter seine Worte anbringen konnte, „weil die Armee schneller reis'te als der Gesandte," wie Friedrich in der Geschichte seiner Zeit sagt. Da die Preußen keinen Feind vor sich fanden und die protestantischen Schlesier die Ankömmlinge willkommen hießen, so machten diese reißende Fortschritte. Maria Theresia, vom Stande der Dinge unter-

richtet, ließ nun den Grafen Gotter gar nicht vor sich, sondern erklärte ihm durch den Großherzog Franz, so lange noch ein preußischer Soldat in Schlesien stehe, könne von Unterhandlungen nicht die Rede sein, übrigens habe Friedrich's Abgesandter Wien und die östreichischen Staaten binnen kürzester Frist zu verlassen.

Nachdem Friedrich II. Glogau eingeschlossen hatte, marschirte er auf Schlesiens Hauptstadt los, und schon am 3. Januar 1741 hielt er darin mit seinem Hofstaate und nur 30 Gendarmen seinen Einzug. Binnen wenigen Tagen war ganz Schlesien besetzt. Der Cardinal Fleury ließ dem König erklären, Frankreich habe zwar die pragmatische Sanction aufrecht zu erhalten versprochen, aber dies könne natürlich nur unbeschadet der Rechte eines Dritten geschehen. Schweden war von Frankreich als dessen Bundesgenosse abhängig. England und August III. von Polen sahen sich durch die preußischen Rüstungen an der sächsischen Grenze gehemmt gegen Friedrich II. zu agiren.

Den drohenden Mächten gegenüber stand die junge Maria Theresia unerschütterlich. Durch die Geburt eines Thronerben nur noch entschlossener geworden, wünschte sie die Rechte desselben um jeden Preis zu wahren. Schon war aber durch die Schuld des Grafen Wallis Glogau gefallen. Der Graf Neipperg, welchen die Königin zum Generalissimus ernannt hatte, ein in Eugen's Schule gebildeter Kriegsmann, legte seine Truppen, statt sich der preußischen Magazine in Ohlau zu bemächtigen, um Mollwitz in Cantonnirung. Diese überfiel Friedrich II. am 10. April, also noch nicht einen Monat

nach Joseph's Geburt, mit überlegener Macht und erfocht über dieselben einen vollständigen Sieg.

Nicht die Einnahme von Brieg war für die arg bedrohte Maria Theresia die empfindlichste Folge der Niederlage bei Mollwitz, sondern die dadurch herbeigeführte Entmuthigung ihres Heeres und ihrer vielnamigen Feinde. Eine Menge Diplomaten, voran der französische Graf Belle-Isle, umringten den Sieger in seinem Lager zu Strehlen mit Gesuchen um sein Bündniß. Belle-Isle legte ihm schon den Entwurf einer Zerstückelung der östreichischen Monarchie vor, versprach daß eine französische Armee in Baiern und eine andre in Hannover einrücken sollte, damit die Preußen an der sächsischen und hannöverschen Grenze in Oestreich verwendet werden könnten, und vermochte den König zu dem Versprechen sich mit Niederschlesien zu begnügen, seine Ansprüche auf Jülich und Berg fallen zu lassen und dem Churfürsten Karl Albrecht von Baiern seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben.

Als Belle-Isle nach München kam um den Tractat zwischen Frankreich und Baiern abzuschließen, war schon der spanische Gesandte Montijo dort, welcher nach dem Wunsche der Königin Elisabeth deren zweitem Sohne Don Philipp die lombardische Krone verschaffen sollte. Die geheimen Artikel in den beiden Tractaten von Nymphenburg zwischen Baiern, Frankreich und Spanien bestimmten, daß Frankreich wenigstens 60,000 Mann an den Rhein schicken, dafür aber die am Rhein besetzten Städte und Provinzen sowie seine niederländischen Eroberungen behalten oder doch vollständig entschädigt werden sollte. An diesen Vertrag vom 3. Juni schloß sich ein andrer

vom 1. Novbr. zwischen Baiern, Sachsen und Preußen, wonach Niederschlesien und die Grafschaft Glatz an Preußen, Oberschlesien und Mähren aber an Sachsen fallen sollte. Wenn nun Preußen und Sachsen diese Ländereien in Empfang nahmen, Baiern aber sich Böhmen, Ober-Oestreich, Tyrol und den Breisgau zu Gemüthe führte, Frankreich die Niederlande nahm, Spanien Parma, Piacenza und die Lombardei an sich zog und Sardinien endlich wegen seiner Ansprüche auf Mailand entschädigt werden mußte, so blieben der Königin Maria Theresia nichts als Inner-Oestreich, ferner Oestreich unter der Ens und endlich Ungarn, und diese Länder ihr auch noch zu entziehen, würde sich dann leicht ein Vorwand gefunden haben.

Wohl fühlte sich Maria Theresia in dieser höchsten Gefahr nicht abgeneigt, zur Herbeiführung eines allgemeinen Friedens einige Opfer in den Niederlanden zu bringen; allein Friedrich II. antwortete dem englischen Gesandten Robinson, welcher ihm dieses Anerbieten machte: „Hat mir die Königin binnen sechs Wochen die von mir mit Recht geforderten vier Herzogthümer in Schlesien nicht zugestanden, so werde ich noch vier andre dazu erobern.“ Als Robinson diese Antwort in Wien überbrachte, hatte der Churfürst von Baiern die Feindseligkeiten begonnen und die Franzosen waren im Begriff über den Rhein zu gehen. Nun begab sich der Gesandte Georg's II. nach Breslau, um den König zur Annahme von neuen Vorschlägen zu bewegen; dieser ließ ihn aber gar nicht vor sich, sondern schrieb (am 24. Septbr.) an Lord Hyndford: „Sagen Sie dem Wiener Hofe, daß der Churfürst von Baiern Kaiser wird. Gegen ihn und den König von Frankreich

sind meine Verbindlichkeiten so feierlich und unauflöslich, daß ich so treue Bundesgenossen nie verlassen werde, um mich einem Hofe anzuschließen, der sich mit mir niemals aussöhnen wird. Es ist nicht mehr an der Zeit die Königin von Ungarn zu vertheidigen; sie hat sich ihrem strengen Geschick nur zu unterwerfen. Wenn ich daran denken wollte, Mylord, für diese Fürstin gegen meine Freunde zu kämpfen, müßte ich den Verstand verloren haben."

Unter so bewandten Umständen wünschte Franz Stephan sehnlichst ein wenn auch durch große Opfer erkauftes Uebereinkommen mit Friedrich II., die Minister Sinzendorf, Stahrenberg, Königseck und die beiden Harrach redeten der jungen Königin zu, sich mit ihrem furchtbaren Feinde auf jeden Fall zu vergleichen; nur Bartenstein und Kinsky harmonirten mit ihr und ihrem Volk und an diese Männer hielt sie sich fortan.

Eine Hauptstütze erblickte die bedrängte Monarchin in ihren getreuen Ungarn. Sie vertrauten dem feierlichen Schwur, welchen sie bei ihrer Krönung zu Presburg (den 25. Juni 1741) abgelegt hatte, daß sie nämlich die alten Rechte und Freiheiten der Nation heilig halten wollte. Im Hinblick auf Ungarn und die Liebe ihres Volks ertrug sie mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit die Hiobsposten, welche nun nach der Reihe eintrafen. Karl Albrecht von Baiern hatte Fortschritte gemacht; sein General Minuzzi hatte (am 31. Juli) Passau überrumpelt und dann die Festung Oberhaus eingenommen; hier blieb er einstweilen stehen, bis die Franzosen herankamen und im Verein mit den Baiern das unvertheidigte Linz weg=

nahmen, wo sich Karl Albrecht als Erzherzog von Oestreich huldigen ließ. Von St. Pölten (10 Meilen von Wien) ward der Abt des Klosters Gottweih als Geisel mit fortgeschleppt und „die Erzherzogin von Toscana" d. h. Maria Theresia aufgefordert die Kaiserstadt selbst zu übergeben. In der That schwebte diese in der äußersten Gefahr. Hätte Karl Albrecht nur eine Ader von Friedrich II. besessen, er würde ohne weiteres auf die bestürzte Hauptstadt mit ihren verfallenen Festungswerken losgegangen und in seinem Unternehmen aller Wahrscheinlichkeit nach glücklich gewesen sein. Allein er begnügte sich nun auf einmal wieder mit Staatsschriften und langen Beweisen seines Rechts. Unterdessen aber ließ Graf Khevenhüller mit dem größten Eifer an den Festungswerken Wiens arbeiten, und die Bevölkerung der Hauptstadt war so thätig wie einst wenn der Türke drohte. In kurzem waren Massen von Proviant und Munition aufgehäuft, Gräben vertieft und Mauern erhöht und selbst neue Festungswerke angelegt. Jung und Alt ohne Unterschied des Standes und Geschlechts hatte mit Hand angelegt; jedermann war voll Enthusiasmus für die junge Königin und den Thronerben. Aus der Umgegend war eine Menge Kampflustiger herbeigeströmt. Man sah Studenten und Dienstmädchen, Magistratspersonen und Bürgerfrauen, Hofbeamte, Heiducken und die Schüler der Kunstakademie mit gleichem Eifer Schanzarbeiten verrichten. Bald war man im Stande sich wirksam zu vertheidigen. Wenn nun der Churfürst von Baiern kommen wollte, hatte er ein schweres Stück Arbeit.

Indessen war Maria Theresia doch nicht gemeint einen Sturm auf ihre Hauptstadt abzuwarten. Sie begab sich nach

Presburg in die Mitte ihrer getreuen Ungarn. Noch war der Reichstag versammelt. Am 11. September 1741 betrat sie in ungarischen Trauerkleidern den Versammlungssaal und erregte schon durch ihr Erscheinen Begeisterung unter den Edeln der Nation. Der Reichskanzler schilderte jetzt die traurige Lage der Dinge mit beredtem Munde und mahnte an schleunige Hülfe. Dann aber erhob sich Maria Theresia selbst mit der Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte und umgürtet mit dem königlichen Schwert auf ihrem Thron und sprach mit bewegter Stimme: „Afflictus rerum nostrarum status nos movit, ut fidelibus perchari regni Hungariae statibus de hostili provinciae nostrae hereditariae Austriae invasione, et imminente regno huic periculo, adeoque de considerando remedio propositionem scripto faciamus. Agitur de regno Hungariae, de persona nostra, prolibus nostris et corona. Ab omnibus derelicti unice ad inclytorum statuum fidelitatem, arma et Hungarorum priscam virtutem confugimus, impense hortantes, velint status et ordines, in hoc maximo periculo, de securitate personae nostrae, prolium, coronae et regni quanto ocius consulere, et ea in effectum etiam deducere. Quantum ex parte nostra est, quaecunque pro pristina regni hujus felicitate et gentis decore forent, in iis omnibus benignitatem et clementiam nostram regiam fideles status et ordines regni experturi sunt."*) Nach diesen Worten loderte die Begeisterung der Ver-

*) Diese in lateinischer, der Sprache der ungarischen Reichstags-urkunden, gesprochenen Worte lauten auf Deutsch: „Der betrübte Zustand Unsrer Angelegenheiten hat Uns bewogen Unsre geliebten und treuen

sammlung in lichte Flammen auf. Die Magnaten schwangen ihre Säbel über den Häuptern und riefen einhellig: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ *) Gerührt durch diese enthusiastische Antwort brach Maria Theresia in Thränen aus. Nun war von dieser Versammlung alles zu erlangen. Nachdem sich die Stände in ihre verschiedenen Säle zurückgezogen hatten, faßten sie edelmüthige Beschlüsse, die bedrängte Fürstin durch Geld und Mannschaft zu unterstützen, soweit es in ihrer Macht stünde. Jetzt würde Maria Theresia den Brief an ihre Schwiegermutter, die Herzogin von Lothringen, worin es u. a. hieß: „Ich weiß noch nicht ob mir eine Stadt für mein Wochenbette bleibt,“ nicht mehr haben abgehen lassen. Auf den hochherzigen Beschluß der ungarischen Stände stützte sich die junge hart bedrängte Königin.

Stände in Ungarn an den neuerlichen Ueberfall Oestreichs und die Gefahren dieses Reichs zu erinnern und sie um ein Mittel gegen solches Unheil anzusprechen. Das Königreich Ungarn, Unsre Person nebst Unsern Nachkommen und Unsrer Krone sind bedroht. Von Allen verlassen, nehmen wir Unsre Zuflucht lediglich zu Unsern getreuen Ständen, zu den Waffen und der längst erprobten Tapferkeit der Ungarn und ermahnen die Stände des Reichs angelegentlichst sich unverzüglich über die zweckmäßigsten Mittel für Unsre, Unsrer Kinder und Unsrer Krone Sicherheit zu berathen und dieselben möglichst bald in Ausführung zu bringen. Was Uns betrifft, so mögen die getreuen Stände und die ungarische Nation in allem, was zur Erhaltung der Wohlfahrt und des Glanzes dieses alten Reichs beizutragen vermag, auf Unsre königliche Geneigtheit rechnen.“

*) „Laßt uns für unsern König Maria Theresia sterben!“ Man bemerke das emphatische rex (König) statt regina (Königin).

Und die Ungarn bedachten, daß wer schnell hilft doppelt hilft, was Göthe sehr schön so ausdrückt:

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen,
Weil Du noch munter bist;

denn unmittelbar darauf begannen in Ungarn überall die Rüstungen.

Kurze Zeit nach diesem rührenden Auftritte (am 21. Sept.) versammelten sich die ungarischen Stände abermals an den Stufen des Thrones um den Schwur des Mitregenten Franz zu empfangen. Nach Vollendung der vorbereitenden Ceremonien stand der neue Mitregent auf und rief mit lauter Stimme: „Mein Blut und Leben für die Königin und das Königreich Ungarn!" Gleich darauf erhob sich auch die junge Königin und zeigte auf ihren Armen der Versammlung den halbjährigen Erzherzog Joseph, den sie am Tage vorher von Wien hatte kommen lassen. Bei diesem Anblick geriethen die Magnaten wieder in eine Begeisterung wie am 13. September und riefen einmüthig: „Laßt uns für die Königin und ihre Familie, laßt uns für unsern König Maria Theresia sterben!" Zuletzt gaben sie noch die Erklärung ab, es fehle ihnen nicht an Geld, auch wären sie bereit ihr Gold- und Silbergeschirr in die königliche Münze zu schicken und im Nothfall die Kirchenschätze mit zu verwenden. Und gar bald zeigten sich nun dem erstaunten Europa die wilden Kroaten, Panduren, Tolpatschen und wie die ungarischen Kriegsleute alle heißen mögen.

War also Joseph's erhabene Mutter auch von verschie-

denen Seiten durch schwarze Wetterwolken bedroht, so fand sie doch auch wieder Trost in dem Besitz eines Thronerben, Hülfe in der Liebe ihrer Unthanen und der aufopfernden Hingebung des edeln Ungarvolks. Ja, dieser Thronerbe hatte sogar schon in all seiner Unschuld zur Rettung des Reichs beigetragen, indem seine Gegenwart auf dem Reichstage zu Presburg das Volk der Ungarn zu schönen Opfern begeisterte; denn die Huldigungen der Magnaten galten dem einstigen Herrscher ebenso gut als der gegenwärtigen Herrscherin. Ihm huldigten die Ungarn als dem einstigen Erhalter ihrer Rechte und Freiheiten, ihrer Sonderinteressen, in der That aber, wie es sich bald zeigen sollte, dem Vertheidiger der Rechte und Freiheiten der ganzen Menschheit.

Drittes Capitel.

Joseph's erste Erziehung.

> Wem zu glauben ist, redlicher Freund, das kann ich Dir sagen:
> Glaube dem Leben; es lehrt besser als Redner und Buch.
>
> Göthe.

Im Obigen ist ein kurzer Ueberblick der politischen Verhältnisse gegeben, unten welchen Maria Theresia den Thron bestieg und Joseph das Licht der Welt erblickte. Hier ist nun der Ort von des Letztern Erziehung zu sprechen, indem wir die weitere Gestaltung der östreichischen Monarchie später zu schildern gedenken. Zunächst kommt jetzt natürlich in Frage, mit welchen Persönlichkeiten er umgeben war, wer auf seine frühe Jugend einen bedeutenden Einfluß hatte.

Voran steht in dieser Hinsicht ohne alle Frage seine Mutter. Sie war auch körperlich eine große Frau und ihr ganzes Aeußere verkündete Majestät. Ihr Gesicht bildete ein schönes Oval; sie hatte die gebogene Nase der Habsburger und doch nicht mehr die aufgeworfenen Lippen der Burgunder. Ihre Augen strahlten ihre erhabene Gesinnung zurück und ihr majestätischer Anstand war sprichwörtlich geworden. Wenn später ihre Schlankheit durch Corpulenz und die Feinheit ihrer Gesichtszüge durch die Pocken verdrängt wurde, so schwand doch bis an's Ende ihres Lebens nicht ihre gewinnende Freundlichkeit und ihre geschmeidige Herrschergabe. Ihre helle rasche Sprache, begleitet mit den bezeichnendsten Geberden, war meist unwiderstehlich. Ihre Frömmigkeit ist weltbekannt, und wenn diese zuweilen in Unduldsamkeit gegen Andersgläubige ausartete, so muß man bedenken, welcher Zeit ihre Erziehung angehörte und wie es um die religiöse Aufklärung selbst noch unter ihrer Herrschaft in Oestreich aussah. Wenn sie sich durch ihre übermäßige Sittenstrenge verleiten ließ, die sogenannten Keuschheitscommissionen einzuführen und dabei durch Eindringung in die Geheimnisse des Familienlebens zur Demoralisirung ihrer Unterthanen beizutragen, worüber die Voltaire, die Friedrich und alle aufgeklärten Staatsmänner spotteten, so hat sie diesen Fehler doch durch viele vernünftige Einrichtungen überreichlich wieder ausgeglichen. Ueberzeugte sie sich ungerecht gehandelt zu haben, so entschädigte sie gewiß auf das gewissenhafteste. Persönliche Angriffe verzieh sie sehr leicht, allein Gegner ihres Staates betrachtete sie als Feinde ihrer Unterthanen und ihres Nachfolgers und war gegen dieselben unerbittlich. Ihre Haupt-

maxime war lieber Unwürdige von ihrer Gnade zehren als irgend ein Verdienst leer ausgehen zu lassen. Ihr Heroismus und ihr Edelmuth gehen schon daraus hervor, daß sie auf die Nachricht, wie man sie heimlich aus dem Wege zu räumen trachte, sich nur noch öfter und einsamer unter dem Volke zeigte als vorher, daß sie Friedrich den Großen, ihren ärgsten Feind, vor einem Menschen, der sich zu dessen Ermordung erboten hatte, durch einen Eilboten warnen ließ. Sie ermunterte die Wissenschaften und Künste durch Belohnung der Gelehrten und Künstler, durch persönliche Achtungsbeweise gegen dieselben. Die Organisation der geheimen Hof- und Staatskanzlei, der Akademie der morgenländischen Sprachen und des Staatsrathes sowie die Entwerfung eines peinlichen Gesetzbuchs (Theresiana) statt der Carolina sprechen für ihre Staatsklugheit. Nach den Erfahrungen, die sie gemacht hatte, war es nicht zu verwundern, daß sie die Wahrheit, wie werthlos Gold ohne Eisen sei, niemals aus den Augen verlor. Hier sei nur noch angeführt was Hormayr am Schlusse ihrer Biographie von ihr sagt: „Die großen Eigenschaften, welche einzeln genügt hätten andre gekrönte Frauen zu verewigen, waren in ihr vereinigt; um so herrlicher, je verschiedener sie waren. Die Frau hat nicht gelebt, die zugleich größer auf dem Thron und musterhafter im Privatleben gewesen wäre als diese Fürstin, mit welcher die alten Habsburger endeten um in den Stammesvettern von Lothringen wieder aufzuleben. Wie Semiramis bloß durch ihren Blick einen Rebellenhaufen entwaffnete, so waffnete Theresia durch ihre Anrede zu Presburg die Ungarn Gut und Blut um ihren wankenden Thron zu wagen. Schön war sie und selbstherrschend wie

Zenobia, hellen Blicks und kräftigen Willens wie die nordische Margarethe, aber im Verbinden durch Sprache, Sitten und Verfassung getrennter Länder weiser und glücklicher als sich jene zu Calmar gezeigt hat, klug und entschlossen gleich der brittischen Elisabeth und wie diese aus allen Kämpfen um die Ehre, Untheilbarkeit und Unabhängigkeit ihrer Krone immer wieder größer hervortretend, rastlos wirkend und schaffend dies- und jenseit ihrer Grenzen wie ihre Zeitgenossin die russische Katharina, wie Artemisia eine treue trauernde Gattin, wie Cornelia eine vortreffliche Mutter."

Daß eine solche Frau den gewichtigsten Einfluß auf ihren Sohn haben mußte, bedarf kaum der Erwähnung. Weniger zwar, aber doch auch nicht so unbedeutend als die ausschließlichen Lobredner Maria Theresia's vorgeben, welche neben ihr alles in Schatten zu stellen trachten, wirkte auf Joseph's erste Jugendjahre sein vielfach besorgter Vater. Dies wird aus der unparteiischen Schilderung des Engländers Coxe erhellen. Es heißt in dessen Geschichte des Hauses Oestreich (Band 4, S. 348): „Franz war heiter, leutselig und höflich, aber nicht geeignet äußerlich die hohe Würde zu behaupten, wozu ihn seine Vermählung mit Maria Theresia erhoben hatte. Die Zeichen des höchsten Ranges schienen ihm eher drückend als angenehm zu sein. Wenn auch zum Mitregenten der östreichischen Staaten ernannt und auf dem ersten Throne der Welt sitzend, hatte er doch nur einen Schatten von Ansehen, indem bei allen wichtigen Staatsangelegenheiten seine Ansicht kein Gewicht in die Wagschale legte. Mit einem solchen Zustande politischer Bedeutungslosigkeit vertrugen sich sehr wohl seine natürliche

Lässigkeit und sein geringer Ehrgeiz. Den fremden Gesandten gab er nur um der Form willen Audienzen und ließ dabei sogar nicht undeutlich merken, daß alles auf seine Gemahlin ankomme... Marien Theresien konnte Preußen nicht verhaßter sein als ihm Frankreich; noch unter seinen Papieren fand sich die Bemerkung: Man kann nicht besser thun als möglichst wenig Verbindung mit Frankreich zu unterhalten. Dieser Fürst, welcher die Gelehrten beschützte, bemühte sich die Geheimnisse der Natur zu entdecken und strebte seine derartigen Kenntnisse zur Befriedigung seiner Geldliebe zu benutzen. Immer hatte er Chemiker um sich, die ihm den Stein der Weisen sollten finden helfen, und namentlich suchte er wiederholt mehrere kleine Diamanten vermittelst seiner Brenngläser in einen großen zusammenzuschmelzen. Wien verdankt ihm die Gründung eines Naturaliencabinets und einer Münzsammlung, die in Europa ihres Gleichen sucht. Besaß Franz auch nicht die großen Eigenschaften seiner Gemahlin, so übertraf er sie doch in dem Punkte, daß er toleranter war als sie und in Religionssachen alle Gewalt verbannt und alles der Ueberzeugung anheim gegeben wissen wollte. Besonders viel Züge von Wohlthätigkeit ehren sein Gedächtniß..."

Die Oberaufsicht über die Erziehung des jungen Erzherzogs, auf welchen die Bewohner der östreichischen Staaten mit großen Hoffnungen hinblickten, ward von seiner Mutter dem tapfern ungarischen Grafen und Feldmarschall Bathiany anvertraut. Wohl rechneten es sich die Ungarn zur besondern Ehre einen Mann ihres Volks die Erziehung ihres künftigen Königs leiten zu sehen; wohl freuten sie sich über die Kunde daß der Kron-

prinz schon als zartes Kind in ungarischer Tracht einherging und die ungarische Sprache gleich mit der Muttermilch einsog — und dies hatte Maria Theresia offenbar durch die Wahl eines ungarischen Oberhofmeisters bezweckt —: allein schon vielen Zeitgenossen kam die Sache bedenklich vor und wir auf der gegenwärtigen Stufe der pädagogischen Wissenschaft finden sie geradezu verwerflich, indem wir wissen daß der eingefleischte Soldat selten oder nie ein individualisirender Erzieher sondern fast ohne Ausnahme ein auf strenge Subordination haltender Pedant sein wird, daß z. B. ein nothdürftig im Schreiben geübter Herrenbedienter als Schulmeister den eigenthümlichen Anlagen seiner Zöglinge weit eher ihre Entwickelung zu gestatten geeignet ist als ein schön und richtig schreibender Unterofficier oder Sergeant. Ja, hätte es gegolten jemanden durch Wort und Beispiel Muth in Gefechten einzuflößen, dann war Bathiany an seinem Platze; aber dem einstigen Regenten eines großen Reichs die ihm nöthigen vielseitigen Kenntnisse beizubringen, einem lebhaft um sich blickenden, ungestüm begehrenden Kinde die Hindernisse des Blicks und Strebens aus dem Wege zu räumen, das vermochte Bathiany nicht. Bei all seiner guten Absicht, Geist und Herz seines Zöglings seinem künftigen Wirkungskreise gemäß ausbilden zu lassen, war er nicht fähig ihn zu verstehen. „Man muß die aufbrausende Hitze des Burschen dämpfen," sagte er, „und zwar um so mehr in je höhern Regionen er geboren ist." Aufbrausende Hitze nannte dieser übrigens ganz wackre Soldat was nichts als frühzeitig sich äußerndes Genie war. Im Cabinet und noch mehr im Felde war Bathiany ein ausgezeichneter Mann, als

Leiter der Erziehung des östreichischen Thronerben ließ er viel zu wünschen übrig.

Joseph's fromme Mutter trug vor allen Dingen Sorge ihren Sohn ebenso fromm machen zu lassen als sie es selbst war. Der gelehrte Jesuit Franz erließ ihm gewiß nichts von den Lehren der katholischen Kirche. Dieser Pater, ein tüchtiger Orientalist, hatte auch zugleich Experimentalphysik und Logik vorzutragen. In diesen beiden Disciplinen wußte der arme Pater so gut als nichts. Der junge Joseph mußte freilich mit anhören was man ihm vortrug, weil es dem soldatischen Bathiany so beliebte. Aber sowohl die Religionslehren als die logischen Spitzfindigkeiten des Paters Franz erbauten ihn herzlich wenig. Kam indessen etwas vor was leidlich vernünftig war, dann folgte Joseph auch mit ganzer Seele. So las ihm einst der Pater Franz aus Bellegarde ein Capitel über Selbst- und Menschenkenntniß vor. Nachdem es der junge Mensch mit der gespanntesten Aufmerksamkeit angehört hatte, bat er seinen Lehrer es zu wiederholen, „weil er diese Kenntnisse bei seiner einstigen Regierung sehr nöthig haben werde." Schon ein mittelmäßiger Pädagog würde eine solche Bemerkung auf das heilsamste benutzt haben.

Mehr Aufmerksamkeit als den Vorträgen des Jesuiten Franz widmete der junge Kronprinz den Lehren des geistvollen Ingenieurs Brequin, welcher in den mathematischen Wissenschaften eine Art von Meisterschaft errungen hatte. Davon zeugte auch später Joseph's Liebe zur Feldmeßkunst. In der Jurisprudenz unterrichtete ihn frühzeitig Martini, und wenn man nach seiner später an den Tag gelegten Gesetzkenntniß urtheilen darf,

so ist dieser Unterricht wenigstens nicht als verloren zu betrachten. Die allgemeine Geschichte in Verbindung mit der Geographie trug ihn Leporini vor und hatte zu seiner Freude einen aufmerksamen Zuhörer. Waren dessen Antworten auf die Fragen des Lehrers nicht immer befriedigend, so waren seine Fragen und Bemerkungen um so überraschender. Das deutsche Reich und dessen vielverschlungene Verhälnisse lehrte ihn Beck kennen. Daß der junge Joseph in den Sprachstudien nicht zurückgeblieben sei, geht aus seinem spätern Leben genügend hervor; denn er sprach und schrieb sechs Sprachen (Deutsch, Französisch, Italiänisch, Lateinisch, Ungarisch und Böhmisch) beinahe fehlerfrei.

Dies ist es ungefähr was man von Joseph's erstem Unterrichte weiß. Wer die Geschichte der Pädagogik einigermaßen kennt, der weiß daß man zu jener Zeit überhaupt nicht sowohl auf Weckung des Selbstdenkens als auf Einprägung einer bestimmten Masse positiver Kenntnisse ausging. So drangen auch bei Joseph alle obengenannten Lehrer auf ein tüchtiges Auswendiglernen. Aber gerade dieses war dem jungen Menschen, der nicht einmal gern lange still saß, in den Tod zuwider. Er machte daher seinen pedantischen Hofmeistern viel Noth und Herzeleid. Mancher von ihnen beklagte sich bitter bei Maria Theresia, daß der Prinz trotz seinem glücklichen Gedächtniß gar nicht an's Memoriren zu bringen wäre, und dies könne doch nicht anders als Eigensinn oder Halsstarrigkeit genannt werden; sitze er ja ruhig auf seinem Stuhle und denke man, er folge aufmerksam einem Lehrvortrage, so fahre er mit einer gar nicht dazu gehörigen Frage dazwischen und beweise eben dadurch daß er

Allotria getrieben habe; sei dann ein Lehrabschnitt beendet und man hoffe bei einer Generalrepetition etwas Erkleckliches von ihm zu hören, so erzähle er höchstens eine Einzelheit, die er obendrein ganz ungehörig ausschmücke rc. Die bekümmerte Mutter, welche weit entfernt war den Fehler in den Männern ihrer Wahl zu vermuthen, ermahnte sie unglücklicherweise zu fortgesetzter Strenge und drängte ihren Sohn schon in seiner zartesten Kindheit unablässig zu Gebet und Andachtsübungen. Als sie ihn einst im Gebet antraf und auf einem Kissen knien sah, verwies sie ihm eine solche Verweichlichung, die sich für keinen Betenden und namentlich nicht für einen Fürsten schicke, welcher Andern mit gutem Beispiel voranzugehen berufen sei. Ein andermal traf er zu spät beim Abendsegen ein; da hatte die fromme Mutter nichts als harte Scheltworte für ihn. Fand nun Joseph bei seiner Mutter keine Hülfe gegen die quälende Pedanterie seiner Hofmeister, so war dies auch bei seinem Vater nicht der Fall, da seine Gemahlin weder über Regierungs- noch Erziehungsprincipien mit sich handeln ließ. Es blieb also dabei: der Kronprinz war unruhig, unaufmerksam und eigensinnig; er lernte immer etwas Andres als was man ihm beibringen wollte; er beantwortete die ihm in den Prüfungen vorgelegten Fragen unvollkommen oder gar schlecht: es konnte nicht viel aus ihm werden.

Ein leidlicher Menschenkenner hätte freilich aus den hingeworfenen Bemerkungen und Fragen des jungen Erzherzogs und aus seinem anhaltenden Fleiß in gewissen Dingen ganz andre Schlüsse gezogen. Zu erwähnen ist in dieser Hinsicht Joseph's Neigung zur Feldmesserei und Kriegsbaukunst, seine fast zügel-

lose Turnlust und seine außerordentliche Musikliebe. Im Pianofortespiel hatte er es als dreizehnjähriger Knabe schon so weit gebracht, daß er seine Schwester Maria Anna, welche in einem Concerte sang, recht gut zu accompagniren vermochte*). Sein Zeitgenosse Pezzl (Charakteristik Joseph's II. S. 12) faßt das Erwähnte so zusammen: „Alle Nachrichten aus jenen Zeiten stimmen darin überein, daß Joseph das offenste, munterste und liebenswürdigste Kind war und daß er, von seinem außerordentlichen Jungendfeuer und raschen Temperamente hingerissen, an der mechanischen Methode des gewöhnlichen Unterrichts wenig Geschmack fand. Er faßte schnell und leicht; aber vieles Sitzen und wiederholtes Auswendiglernen war seine Sache ganz und gar nicht, und wenn man das Geschäft schulmäßig nach damaliger Methode betrachtete, so stand Joseph in den gewöhnlichen Prüfungen oft hinter seinen Brüdern zurück. Dagegen übertraf er sie an scharfsinnigen Bemerkungen, witzigen

---

*) Später befaßte er sich sogar mit Compositionen. „Wie finden Sie meine Sonate?" fragte er einst seinen Mozart, dem er sie zur Durchsicht gegeben hatte. Dieser antwortete: „Die Sonate ist wohl gut, aber der sie gemacht hat, ist doch noch viel besser. Nehmen's halt nit übel, wenn Sie ein paar Fenster (durchstrichene Stellen) darin finden." Man sieht, daß Mozart nicht der Mann war, welcher sein Urtheil vor irgend jemandem zurückgehalten hätte. Das zeigte sich u. a. auch wieder, als die „Entführung aus dem Serail" zum ersten Male aufgeführt wurde. Mit heiterm Gesicht näherte sich Joseph dem Tonmaler, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Recht gut, recht brav, Mozart! Nur gar zu viele Noten!" — „Gerade so viel als nöthig sind," antwortete dieser. „Kann auch sein," sagte nun Joseph gutmüthig; „Sie müssen das freilich besser verstehen."

Einfällen, bedeutenden Fragen und Antworten aus seinem eignen Kopfe. „ „Mein Joseph ist nicht folgsam!" " pflegte seine erhabene Mutter oft zu sagen. Aber jene kleinen Züge, welche den werdenden Selbstdenker verriethen, bewogen sie ihm seine Lässigkeit im Schulunterricht einigermaßen nachzusehen. In den zur edeln Erziehung gehörigen Leibesübungen erfüllte er alle Wünsche seiner Meister. Zur Erholung bekam er Unterricht in der Musik, woran er soviel Vergnügen fand daß er sie sein ganzes Leben hindurch fleißig cultivirte... Mit einigen geistvollen Knaben aus edeln Familien und seinen Geschwistern verbrachte er seine Mußestunden unter anständigen Ergötzlichkeiten und Jugendspielen. Eine Hauptbeschäftigung dieses jugendlichen Kränzchens war es auch von Zeit zu Zeit kleine Schauspiele in französischer Sprache vor dem versammelten Hofe aufzuführen... Joseph beging tausend Jugendstreiche und wurde in seinen jüngern Jahren darüber oft empfindlich gestraft."

Bis in sein zehntes Jahr erhielt der Erzherzog Joseph keine andre Erziehung als wie sie hier geschildert worden ist. Als aber jetzt einer von seinen Lehrern mit Tode abging, beriethen sich die erlauchten Eltern des Kronprinzen über dessen fernere Ausbildung. Zu diesen Conferenzen beriefen sie ihren Staatssecretär Bartenstein, welcher bald einen entscheidenden Einfluß auf die Erziehung des jungen Menschen gewinnen sollte. Das Hauptverdienst dieses Mannes bestand in seiner unwandelbaren Anhänglichkeit an das Haus Oestreich. Dies und seine mannigfachen Kenntnisse hatten ihn dem Hofe fast unentbehrlich gemacht, so daß er die Staatsminister Sinzendorf und Uhlefeld gewissermaßen beherrschen durfte. Als es sich darum

handelte sich mit Friedrich II. zu setzen als das ganze Ministerium sammt dem erlauchten Gemahl der Herrscherin den Frieden durch bedeutende Opfer zu erkaufen für räthlich hielt, zeigte sich Bartenstein als der erbittertste Feind der preußischen Ansprüche, so daß er zuletzt in die Worte ausbrach: „Des Königs von Preußen Sinn ändern zu wollen ohne ihn zu stürzen, hieße einen Mohren weiß waschen wollen.“ Ein solcher Mann mußte bei der gleichgesinnten Maria Theresia in hohem Ansehn stehen. Daher seine Zurathheziehung bei der Entwerfung des neuen Erziehungsplanes für den Kronprinzen Joseph.

Zunächst wurden jetzt (1751) sämmtliche Lehrer des zehnjährigen Erzherzogs zusammengerufen, um Rechenschaft abzulegen von ihrem Wirken. Jeder derselben mußte eine kurze Uebersicht des Lehrstoffes geben den er bisher verarbeitet hatte. Hörte man diese Darstellungen, so mußte Joseph schon ein tüchtiger Gelehrter sein. Aber seine Mutter war nicht die Frau sich in solchen Dingen auf die Aussage Andrer zu verlassen; sie ließ verschiedene Prüfungen mit dem jungen Menschen vornehmen und war meistens selbst dabei gegenwärtig. Das Ergebniß dieser Examina war der Entschluß des hohen Paares dem Kronprinzen besonders noch in der Politik und Geschichte sowie in Natur- und Völkerrecht einen ausgedehntern Unterricht ertheilen zu lassen. Es ward daher ein neuer Studienplan entworfen. Als ihn Franz I. in die Hände bekam, sprach er zuerst im allgemeinen seine Billigung desselben aus, setzte sich dann an sein Pult und schrieb eigenhändig dazu: „Die Historie soll meinem Sohne Joseph so tradirt werden, daß ihm ebenso

wenig die Fehler und Uebelthaten der Regenten als ihre Vorzüge und guten Handlungen verschwiegen werden. Mein Sohn muß sich aus der Geschichte das Treffliche merken und sich gute Grundsätze bilden; dann wird er sich frühzeitig gewöhnen die Fehler der vorigen Regierungen zu vermeiden. Und das wird gewiß von guter Wirkung sein."

Von jetzt an hatte der 64jährige Bartenstein die Oberaufsicht über Joseph's Erziehung, ohne gerade als Gouverneur angestellt zu sein. Die obengenannten Lehrgegenstände traten in den Vordergrund und Franzens Anmerkung blieb nicht unbeachtet. Dennoch ging der Unterricht so ziemlich im alten Gleise fort. Es gab nach wie vor eine Menge Vorträge, wovon keiner dem Geiste des Prinzen angemessen war, welcher immer nur zu lernen strebte was er nicht wieder vergessen zu müssen glaubte. Dieser junge Prinz schien bereits eingesehen zu haben was mittelmäßige Köpfe erst ein Weilchen nach den Universitätsjahren zu fühlen anfangen, nämlich daß sie die Hälfte aller Lehrvorträge bei Seite setzen müssen wenn sie ihre Vernunft nicht aufgeben wollen. Was dies in jener Zeit und mitten in Oestreich und an einem überaus frommen Hofe zu bedeuten hatte, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden.

Zwei Jahre hinter einander quälte man den jungen Feuerkopf mit Auswendiglernen alles dessen was er als dereinstiger Regent wissen zu müssen schien. Allein auch jetzt noch wußten seine jüngern Brüder, die „folgsamen" Prinzen Karl und Leopold, weit richtiger als er an den Fingern herzusagen was als Vorbereitung zur Regentenweisheit galt. In der allgemeinen Weltgeschichte die Folge der Regenten in den verschiedenen Län-

dern, in der Geographie die Einwohner- und Häuserzahl der Hauptstädte, in der Religion die Namen der Heiligen, in der Politik die verschiedenen Verträge, alles das war den Brüdern Joseph's geläufiger als diesem selbst; kam es aber darauf an, die Ursachen welthistorischer Begebenheiten ausfindig zu machen, die Fruchtbarkeit der Provinzen gegen einander abzuwägen, das Zwingende der Moral zu bemerken oder über die Zweckmäßigkeit der Bündnisse ein Urtheil zu fällen, dann überflügelte Joseph seine Brüder bei weitem. Es waren zwei Talente neben dem aufblühenden Genie.

In seiner Seele mochte es fragen:

.... Glaub' ich dem Wort, das der Weisheit Meister mich lehren,
Das der Lehrlinge Schaar sicher und fertig beschwört?
Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
Muß ich dem Trieb mißtraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
Das Du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?

Schiller.

Doch, wie gesagt, es verstand ihn niemand, am wenigsten seine Lehrer; denn

Wodurch giebt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund giebt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Aether und doch von unermeßlicher Tiefe,
Offen dem Aug'; dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

Schiller.

Im Jahre 1753 stellte sich der Graf und nachmalige Fürst von Kaunitz (-Rietberg) an's Staatsruder und mit dieser

Aenderung im Cabinet nahm auch Joseph's Erziehung eine andre Richtung. Von dieser Zeit an ward Bartenstein wirklicher Oberhofmeister des zwölfjährigen Erzherzogs und man versprach sich von einem Manne, welcher sich von jeher durch seine politische Schlauheit und noch mehr durch seine Hingebung für das Haus Oestreich so sehr ausgezeichnet hatte, etwas ganz Außerordentliches. Er ward dazu ausersehen dem Thronfolger historisch-politischen Unterricht zu ertheilen. Um aber ganz sicher zu gehen, mußte er zur Vervollständigung des Leporini'schen Unterrichts politische Anmerkungen für den Erzherzog niederschreiben. Wenn nun alles recht deutsch-gründlich genommen werden sollte, so genügte eine Vervollständigung keineswegs; nein, es mußte ein umfassendes Werk ausgearbeitet werden. Einmal hatte Bartenstein dem künftigen Herrscher beizubringen, daß die mancherlei Völkerschaften Oestreichs eben wegen ihrer Verschiedenartigkeit mit großer Behutsamkeit behandelt sein wollten; dann, welche Hausverträge, Friedensschlüsse und geheimen Unterhandlungen stattgefunden hätten und noch stattfinden könnten; welche Ansprüche das Haus Oestreich habe, wie sich Kirche und Staat zu einander verhielten u. s. w. So trug der Fürstenerzieher nach und nach nicht weniger als 15 Foliobände zusammen, die für den Geist seines Zöglings gerade wegen ihrer Weitschweifigkeit so ziemlich ungenießbar waren. Am heilsamsten wirkten noch Bartenstein's Anmerkungen aus lateinischen, griechischen, französischen, englischen und italiänischen Classikern, indem der junge Mensch auf diese Art mit Julius Cäsar, Tacitus, Cicero, Plutarch, Macchiavell, Montesquieu, Hobbes und ähnlichen Schrift-

stellern bekannt wurde. Die Commentarien des Julius Cäsar wurden sogar Joseph's Lieblingslectüre. Kurz und bündig faßt Sporschil das Urtheil über Bartenstein's Unterricht in folgenden Worten zusammen (Geschichte des Entstehens, Wachsthums und der Größe der östreichischen Monarchie, Kaiser Joseph, S. 363): „Der Freiherr von Bartenstein, in den letzten Jahren der Regierung Karl's VI. und in den ersten der Maria Theresia auf die Geschicke Oestreichs vom größten Einfluß, wurde das nach seiner Entfernung von den Staatsgeschäften zum dritten Male, indem er, der zugleich das Ehrenamt eines böhmisch-östreichischen Vicekanzlers bekleidete, zum Lehrer des Thronfolgers in den einem Herrscher wichtigsten Wissenschaften bestellt wurde. Es fehlte Bartenstein, der so lange Staatssecretär mit der Macht eines ersten Ministers gewesen, weder an Erfahrung noch an Kenntnissen, aber er war ein Pedant und schrieb für den Unterricht des Kronprinzen eine höchst schwerfällige politische Geschichte des Hauses Oestreich, die zwar sorgsam aus archivalischen Quellen geschöpft war, aber durchaus nicht für einen lebhaften dreizehn- oder vierzehnjährigen Knaben paßte. Der Kronprinz machte keine solchen Fortschritte (nach Schulmaßstab gesprochen) wie seine jüngern Brüder Karl und Leopold, die er dagegen an sprühendem Geiste, an Auffassungskraft und Scharfsinn weit übertraf."

Wer den jungen Joseph im Kreise seiner Gespielen sah, mußte seine Freude haben. Das war eine Munterkeit, eine freundliche Offenherzigkeit und Hingebung wie sie nur die liebenswürdigste Sanguinität zu zeigen pflegt. Ueber seine kleinen

Neckereien aber, obgleich sie durchaus gutmüthig waren, schüttelte doch seine sittenstrenge Mutter ihr sorgenschweres Haupt. „Mein Joseph ist störrisch," sagte sie; „ich hoffe jedoch," setzte sie hinzu, „daß ihn die Kunst (die Musik) milder machen soll." Sie fühlte in ihrer Besorgniß kaum was unser Mahlmann sagt:

Wo wächs't die Rose von Dornen rein?
Mein Kind, ich weiß es nicht;
Das kann keine Rose der Erde sein,
Die nie verwundet und sticht.

Wenn ein besorgter Vater und eine zärtliche Mutter, wenn Hof und Hauptstadt, ja ganz Oestreich mit Blicken der Liebe und Hoffnung an dem in kräftiger Gesundheit emporblühenden Thronerben hingen, so kann man ermessen welchen Eindruck dessen plötzliche Erkrankung machen mußte. Als sechzehnjähriger Jüngling, wie eine Rose blühend, ward er von den Blattern befallen. Um den Schrecken ganz zu begreifen, welcher die Monarchie durchzitterte, muß man sich in jene Zeit zurückversetzen, wo die Seuche noch viel heftiger aufzutreten pflegte als in unsern Tagen. Häßlich entstellte Gesichter und Blindheit und gar nicht selten den Tod hatte sie in ihrem Gefolge. Und gerade die kräftigsten Naturen erlagen der Krankheit am leichtesten, wie man dies in diesem Jahrhundert wieder bei der Cholera bemerkt hat. Es wurde natürlich alles aufgeboten was Heilkunde und sorgsame Pflege vermochten, und so ward das Allen theure Leben erhalten.

Wie neu geboren erstand Joseph vom Krankenlager. Es war ihm klar geworden daß der Unterricht, welchen er genoß,

ihn nimmer zum Ebenbilde des großen Friedrich machen werde, welcher mit dem Glanze seines Namens die Welt erfüllte. Was sollte er wohl mit der detaillirtesten wenn auch noch so unwiderleglich nachgewiesenen Geschichte der Päpste anfangen? Mit einem Blicke hatte er weg welcher Papst etwas oder nichts getaugt und warum man ihn zu schätzen oder zu verachten habe. Die ganze Litanei von Gewaltthätigkeiten und Intriguen, körperlichen und geistigen Schwachheiten der Statthalter Christi ekelte ihn an. Da aber Bartenstein unerbittlich war, so wurde er ihm auch zum Ekel. Noch weniger wollten ihm die Legenden der Heiligen munden, da sie nicht einmal in ein poetisches Gewand gehüllt waren, sondern in ihrer nackten Ungeschlachtheit auftraten. Man wird aus seiner spätern Geschichte ersehen, wie sehr er Zeitlebens alles verabscheute was der gesunden Vernunft widersprach und wie sehr er mit dem Weisen von Genf harmonirte, welcher äußerte: „Wenn ich irgend ein Wunder (irgend eine den deutlich erkannten Naturgesetzen zuwiderlaufende Begebenheit) glauben sollte, müßte ich den Verstand verlieren.“ Der Jüngling kam sich unter seinen Lehrern vor wie ein Durstender in der Sahara. Sowie er wieder genesen war, drängte es ihn mehr als je seinen Durst aus schon entdeckten oder doch in naher Entfernung geahnten Quellen zu löschen. Er las, so oft er nicht an die Schulbank oder den Betstuhl gefesselt war. Nicht aber durch die sentimentalen Romane seiner Zeit erquickte sich seine feurige Seele, sondern durch die Lehrbücher der Regierungskunst, der Staatsökonomie und militärischen Wissenschaften, durch das Studium des classischen Alterthums bildete er seinen für alles Große und Schöne em-

pfänglichen Geist. Hieraus läßt sich erklären, wie ein so talentvoller, ein so milder Fürst eine ewige Abneigung gegen seine Lehrer nähren konnte; denn er betrachtete sie niemals anders denn als die Verwahrloser und Quälgeister seiner ersten Jugendjahre, als die raffinirten Verhinderer seines Strebens nach Aehnlichkeit mit dem Helden des Tags.

Viertes Capitel.

Die schlesischen Kriege.

Unendlich mehr als Bartenstein's historisch-politische Forschungen wirkten auf den lebhaften Knaben die Kämpfe um Schlesien. „Gleichsam schon in der Wiege," (heißt es in einer zu Leipzig erschienenen Quartalschrift von 1790) „umtönten den Prinzen die Gerüchte von den Thaten Friedrich's II. So frühzeitig erfüllte der große König die Seele Joseph's mit Achtung. Sein eigner emporstrebender Geist wünschte einst groß zu sein wie er, und sein Verstand hieß ihm den Mitteln nachspüren wodurch Friedrich die Bewunderung Europa's erregte. Er fand sie später in der Bildung des Kriegsheeres, in der Aufklärung die der König begünstigte, in der Toleranz die jedermann in den preußischen Staaten zu leben erlaubte wenn er ein guter Bürger war, und in der Ordnung die Friedrich in seine Finanzen gebracht hatte." Das alles kümmerte ihn schon in seinem ersten Jünglingsalter weit mehr als der leere Prunk bei Festlichkeiten oder der glänzendste Orden an seinem Kleide. *)

*) Schon als dreizehnjähriger Knabe ward er mit dem Orden vom goldnen Bließ geschmückt.

Er hatte sich auf verschiedenen Wegen sehr genau von Friedrich's Heerverfassung, dessen militärischem Charakter und seinen Großthaten unterrichtet. Hier ist es was ihn am Tage beunruhigte und in seinen Träumen lebte:

Wenn der Oestreicher früher über das preußische Militär gelächelt hatte, weil dem wunderlichen Vorfahren Friedrich's des Großen der riesenmäßigste Infanterist auch der beste und der auf dem größten Pferde sitzende Reiter auch der geachtetste war, so hatte sich dies gleich nach dem Regierungsantritte des genannten Königs ganz geändert. Ohne Barmherzigkeit wurde das aus den Riesen aller Welttheile zusammengesetzte Potsdamer Grenadiercorps (2400 Mann) aufgelös't und die Garde zu Fuß vermehrt; außer dem Schnellschießen wurden verschiedene neue Manoeuvres und Evolutionen erfunden und der Taktik eine ganz neue Gestalt gegeben; bald waren die Husaren zu einer imposanten Streitmacht angewachsen und daneben nahm sich ein Regiment Bosniaken (türkisch gekleideter Lanzenreiter) gar nicht übel aus. Zu Pionniers wurden Bergleute genommen.

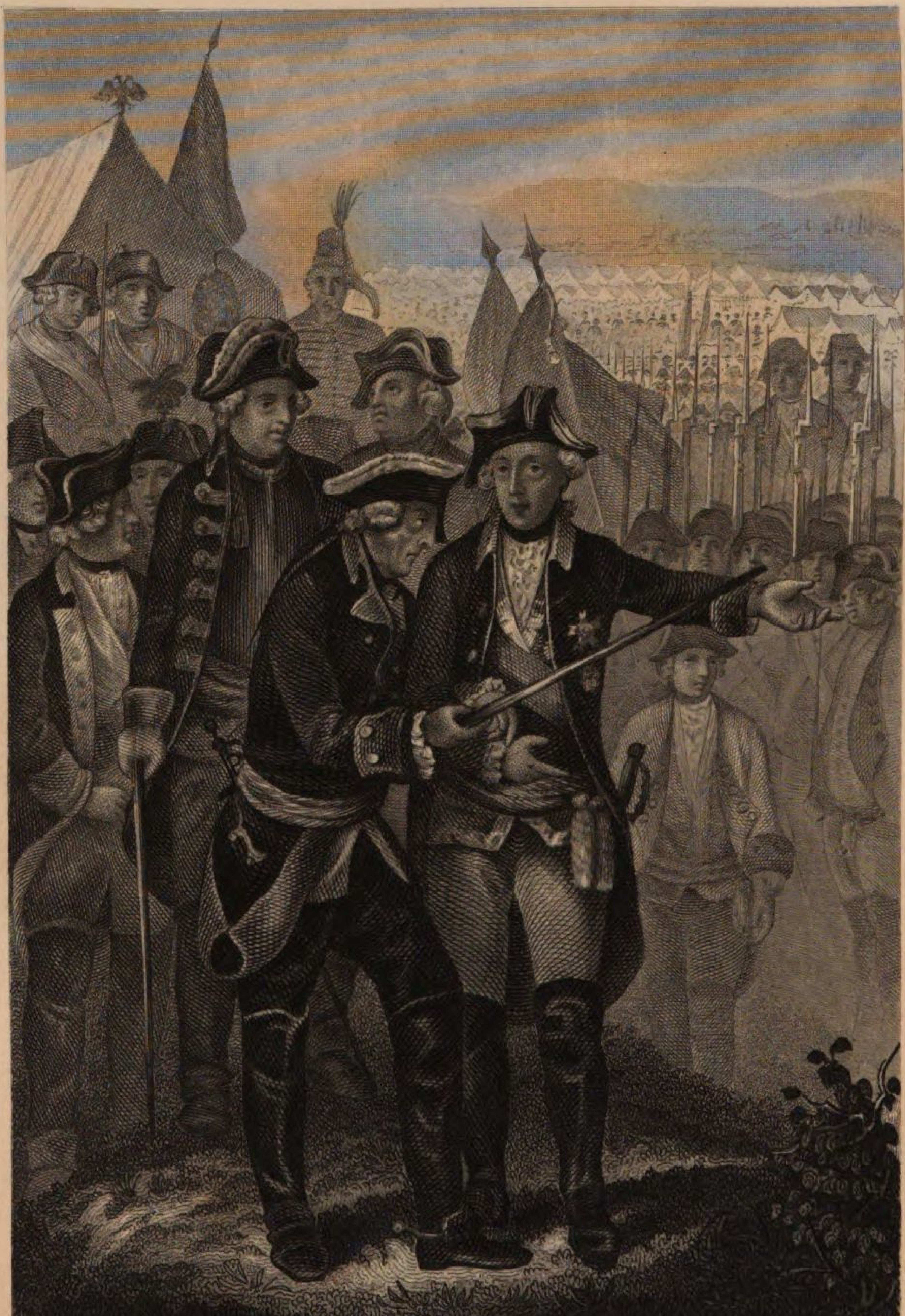
Bei der Infanterie waren das Gewehrfeuer und das Bajonett, bei der Cavalerie der Säbel und Pallasch Offensivwaffen. Wenn der Oestreicher die zuckerhutförmigen, mit grobem Tuch gefütterten und oben vorwärts gebogenen unbequemen Grenadier- und Füsiliermützen der Preußen nicht eben nachahmungswürdig finden konnte, so war dies schon eher der Fall mit den Pelzmützen der Husaren und den eisenbeschlagenen Kopfbedeckungen der Kürassiere. Weit mehr aber als solche Aeußerlichkeiten interessirte den jungen Erzherzog die Kampfweise des genialen Preußenkönigs.

Wenn es sich nur einigermaßen hatte thun lassen, war Friedrich immer der Angreifer gewesen. Er ließ nämlich zuerst das schwere Geschütz (die sogenannten Brummer) und alle Haubitzen agiren, um die Kaiserlichen aus ihren Posten zu vertreiben. Während der Zeit ging das zum Angriff bestimmte Fußvolk im Geschwindschritt auf den Gegner los, schoß die Muskete ab und fällte dann gleich das Bajonett, welches meistens den Sieg entschied. Auf den Flanken stand zur Deckung die Cavalerie, welche sich auch zuweilen hinter die Infanterie zog, durch ihre Colonnen hervorbrach und unvermuthet einhieb. Trafen (bei günstigem Terrain) Reiter auf Reiter, so sprengte die preußische Cavalerie erst im Trab und zuletzt in gestrecktem Galopp auf die Gegner, erhob sich in den kurzen Bügeln, um ihre Degen und Pallasche den Oestreichern in's Gesicht oder deren Pferde in die Augen und Nasenlöcher zu stoßen. Die schwere Cavalerie ward meistens nur in Schlachten gebraucht und die Dragoner namentlich zum kleinen Kriege, während die Husaren (vor allen aber die Ziethenschen) bei jedem Dienste ausgezeichnet waren. Unübertrefflich und bisher in Europa unerhört war die Disciplin, Geschwindigkeit und Fertigkeit im Manoeuvriren beim preußischen Fußvolk, während Oestreich mit Recht auf seine Reiterei stolz war. Aber vorzüglich mit Hülfe der Ziethen und Seidlitz brachte Friedrich auch seine Cavalerie bald dahin es mit der kaiserlichen aufnehmen zu können. Im Einzelnen ist hier Folgendes zu erwähnen:

Der erste schlesische Krieg begann bekanntlich schon im Decbr. 1740, also noch vor Joseph's Geburt, fand aber gleich eine Menge Beschreibungen, von denen einige dem Erzherzog

sehr zeitig zu Gesicht kamen und den gewaltigsten Eindruck auf ihn machten. Nach kurzer Winterruhe in Schlesien eröffnete der König den Feldzug (im Frühjahr 1741) mit einer Macht, welcher die wenigen Oestreicher unter dem Feldmarschall-Lieutenant Camus nicht zu widerstehen vermochten. Ramslau, Ohlau und Otmachau, selbst Groß-Glogau fielen den Preußen in die Hände; ganz Oberschlesien ging so ziemlich verloren und die Preußen lagen an der Neiße hin in Cantonnirung. Hierher zog der durch Browne und Lentulus verstärkte Feldmarschall Neipperg über Jägerndorf, schnitt ein Corps Preußen unter dem Herzog von Holstein im Münsterbergischen vom königlichen Hauptheere ab und drang über Lewin und Michelau gegen Ohlau vor, wo sich die Hauptmagazine und das schwere Geschütz des kecken Feindes befanden. Statt nun diesen Ort zu überrumpeln und die Preußen einzeln zu schlagen, ließ er diese sich zusammenziehen und vorrücken.

Schlacht bei Mollwitz, den 10. April 1741. — An diesem Tage, also noch keinen Monat nach Joseph's Geburt, stand Neipperg mit 25,000 M. in den Dörfern Mollwitz, Leupisch, Konradswalde und Lichtenberg in großer Ruhe und Sicherheit. Aber der König schickte den Obersten Rothenburg auf Recognoscirung aus und rückte zugleich mit seinen 30,000 M. gegen Mollwitz vor. Als die Vortruppen zu scharmuziren begannen, stellte Neipperg seine Leute eiligst auf und marschirte den Preußen entgegen, ward aber von einem heftigen Feuer aus 60 Feldstücken empfangen, denen er kaum die Hälfte entgegenzusetzen hatte. Das preußische Feuer riß auf dem öftreichischen linken Flügel ganze Glieder von Leuten und



Joseph II. und Friedrich II. im Lager
bei Neustadt.

Pferden weg. Die kaiserlichen Reiter murrten und schrien zuletzt: „Sollen wir uns denn wie die Hunde todtschießen lassen?" Da nahm der Feldmarschall-Lieutenant Römer auf eigne Faust sein Regiment nebst dem Althan'schen und Seher'schen Kürassierregiment, galoppirte auf den preußischen rechten Flügel unter Schulenburg los, warf dessen erste Linie über den Haufen, nahm einige Kanonen und sprengte nun gegen den äußersten rechten Flügel an, dessen Musketenkugeln ihn aber zum Rückzuge nöthigten. Mittlerweile hatte Friedrich einige der geworfenen Schwadronen gesammelt und zum Angriff auf Römer getrieben. Doch wurden sie von diesem so übel empfangen, daß sie sich hinter die Mitte der Infanterie flüchten mußten und den König selbst mit fortrissen. Bei dieser Gelegenheit ward der gelehrte Maupertuis in Friedrich's Gefolge gefangen genommen, dann nach Wien geführt und von Maria Theresia reichlich beschenkt wieder entlassen. Gleich wiederholte Römer mit seiner tapfern Cavalerie seine Angriffe auf die preußische Infanterie, welche aber unter Schwerin's Commando durch ihre Bataillons- und Generalsalven die Reihen der östreichischen Reiter lichtete und zuletzt den Feldmarschall-Lieutenant Römer selbst tödtete. Bentheim übernahm an dessen Stelle das Commando und zog die sehr dünn gewordene Reiterei sogleich bis an das kaiserliche Fußvolk zurück. Dieses hatte noch durchaus nichts zur Unterstützung der muthigen Cavalerie gethan. Das Regiment Franz Lothringen war trotz allen Bemühungen der Officiere nicht vorwärts zu bringen; die Leute krochen zehn Mann hoch hinter einander und ließen sich weder durch die Fuchteln der Officiere noch durch

die Corporalstöcke auseinandertreiben. Um die Verwirrung vollständig zu machen, wurde noch der dort commandirende Feldmarschall-Lieutenant Göldli durch eine Kanonenkugel getödtet. So sah es auf dem östreichischen rechten Flügel aus. Auf dem linken hatte Lentulus die Cavalerie gleichfalls glücklich gegen die Preußen geführt, diese zum Weichen gebracht und schon die äußersten preußischen Bataillone angefallen. Jetzt aber ward Lentulus verwundet, seine Reiter stutzten, der preußische Brigadier Posadowsky formirte die geworfenen Schwadronen und trieb die hitzigen Oestreicher zurück. Hier machte es die kaiserliche Infanterie anders als auf dem rechten Flügel; obwohl die Grenadiere gleich jenen des rechten Flügels in Rüstungen von hartem Leder staken und mit schweren Tornistern bepackt waren, so schmissen sie doch letztere von sich und beantworteten das Kleingewehrfeuer der Preußen wacker genug, bis Schwerin mit der ganzen preußischen Infanterie anrückte und sie zum Rückzuge zwang. Dies war das Zeichen zum Rückzuge der ganzen östreichischen Armee. Trotz dem daß Schwerin aus zwei Wunden blutete, verfolgte er dieselbe doch mit 14 frisch eintreffenden Schwadronen und einigen Husaren bis weit über Mollwitz hinaus und befestigte dadurch den ersten großen Sieg des Königs in den schlesischen Kriegen. Verlust der Preußen 5—6000, der Oestreicher über 8000 Mann; die erstern verloren Schönburg, den Prinzen Friedrich von Brandenburg-Schwedt, die Obersten Kleist und Vork und den Oberstlieutenant Fitzgerald, die letztern aber die Feldmarschall-Lieutenants Römer und Göldli, zwei Schweizer; verwundet waren auf preußischer Seite Schwerin und Prinz

August Wilhelm von Preußen, auf östreichischer Neipperg, Berlichingen, Browne und Lentulus, während Latour und Crassau in preußische Gefangenschaft geriethen. Die nächsten Folgen der Schlacht bei Mollwitz war die Eroberung von Brieg, die Einnahme des größten Theils von Schlesien und der Rückzug der Oestreicher nach Mähren.

Gefecht bei Chotusitz am 17. Mai 1742. — Während das entmuthigte Heer der Oestreicher in Mähren sich zu stärken suchte, genoß der König die Früchte seines Siegs. In seinem Lager bei Strehlen sammelten sich die europäischen Diplomaten und sannen mit ihm auf Oestreichs Zerstückelung. Zu Anfange des Frühjahres hatte er es dahin gebracht, daß er im Verein mit den Sachsen und Franzosen in Mähren einbrechen und den Schrecken bis an die Thore von Wien verbreiten kannte. Er hätte der bedrängten Kaiserin-Königin Gesetze vorschreiben mögen, wenn die sächsischen und französischen Generale sich ganz nach seinen Befehlen gerichtet hätten; allein die erstern eilten nach einigem Wortwechsel durch Böhmen an die sächsische Grenze und die letztern zogen sich zur Verstärkung ihres Hauptheeres nach Prag zurück. Daher beschloß Friedrich nun seinerseits auch von Mähren nach Böhmen zu marschiren. Anfangs Mai schlug er sein Lager bei Chrudim auf. Herzog Karl von Lothringen, dem Namen nach östreichischer Generalissimus, während Königseck und Browne in der That commandirten, war beauftragt mit 40,000 Mann die Preußen aufzusuchen. Er trachtete den König von seinen Magazinen in Kollin und Pardubitz abzuschneiden und besetzte Czaslau. Der König hatte diese Absicht der Oestreicher gemerkt, war mit einem Corps

bis Podhorzan und Kuttenberg marschirt und hatte den Prinzen Leopold von Dessau gegen Czaslau geschickt. Dieser passirte die Dobrowa, lagerte sich zwischen dem Czirkowitzer See und dem Dorfe Sehusitz, so daß er Chotusitz in der Fronte hatte. — In der Nacht vom 16. zum 17. Mai erhielt der König Nachricht vom Stande der Dinge und brach gleich mit 20 Schwadronen von Kuttenberg nach Neuhof auf. Ehe er noch an Ort und Stelle kam, begann die Kanonade. Die östreichischen Colonnen waren von Czaslau her im Angesicht des preußischen Lagers bei Chotusitz erschienen. Prinz Karl hatte seinen rechten Flügel sehr geschickt aufgestellt, ließ aber seinen linken (wahrscheinlich weil er den hinter Anhöhen verborgenen rechten Flügel der Preußen nicht gehörig hatte recognosciren können) um 5 Schwadronen zu kurz aufstellen, was die preußische Cavalerie des rechten Flügels sogleich benutzte. Schmettau sandte den General Buddenbrock nebst dem Generalmajor Rothenburg mit 20 Schwadronen in die Flanke der Oestreicher und warf diese nach kurzem Widerstande über den Haufen. Die sieghoffenden Reiter ließen sich nun aber zu weit hinreißen, stießen auf das zweite Treffen der Oestreicher und wurden wieder zurückgeworfen. Da warf sich der Generalmajor Geßler aus der zweiten preußischen Reiterlinie den Kaiserlichen entgegen und brachte mehrere kroatische Regimenter in Unordnung, so daß der ganze linke Flügel der Oestreicher zu wanken begann. In solcher Bedrängniß warfen sich einige von schwerer Cavalerie unterstützte leichte Truppen den Kaiserlichen (Husaren von Desofi, Karoli ꝛc.) mit großer Gewalt auf die preußische Reiterei, trieben sie durch den Czirkowitzer Grund und schlugen sie auf diese Art

(mit Ausnahme des nicht wankenden Buddenbrock) aus dem Felde. Nochmals drang der Generalmajor Rothenburg vor und stellte das Gleichgewicht wieder her, so daß hier nur noch Schwadrone gegen Schwadrone einen entscheidungslosen Kampf bestand. Leopold von Dessau hatte den linken Flügel der Preußen nicht vortheilhaft aufgestellt; das von Gräben und Bächen durchschnittene Terrain taugte nicht für die Cavalerie, welche daher auch von den Oestreichern gleich zurückgeworfen wurde. Was half es, daß der Prinz von Preußen und Waldau sich in die östreichischen Truppen hineinhieben, sich durch das erste und zweite Treffen der Kaiserlichen schlugen und dann mit ihren Kampfgenossen vom rechten Flügel zurückgingen? Der preußische linke Flügel war doch von Cavalerie entblößt, so daß selbst das Dragonerregiment Werdeck, welches eben von des Königs Colonne eingetroffen war, zu weichen genöthigt war. Sobald das der östreichische Feldmarschall Königseck gewahrte, beschloß er die preußische Infanterie anzugreifen. Er ließ mit Unterstützung der Grenadiere vom rechten Flügel mehrere Bataillone ungarischer Infanterie nebst einigen hundert Panduren zwischen dem Thiergarten von Sehusitz und dem Dorfe Chotusitz hin defiliren und sich zu derselben Zeit in letzteres werfen, um die Preußen des linken Flügels in der Flanke und im Rücken anzufallen, währen d er sie von vorn zu packen dachte. Das Manoeuvre gelang. Die preußische Infanterie sah sich plötzlich zwischen zwei Feuern. Aus dem Dorfe, aus jeder Schlucht, hinter jedem Baume und Erdhaufen hervor flogen die tödtlichen Kugeln der wohlzielenden Ungarn in die Regimenter Prinz Leopold, Schwerin, La Motte, Prinz Ferdinand

von Preußen und des Generalmajors Wedell, der sogar durch zwei Kugeln tödtlich verwundet wurde. Die leichten östreichischen Kriegsvölker hielten den Sieg für gewiß und warfen sich selbst auf das preußische Lager, um es zu plündern. Diese Habgier gereichte zu ihrem Verderben. Die Preußen gewannen Zeit sich zu erholen. Der Generalmajor Lehwald ließ das Regiment Leopold rechts umkehren und mit gefälltem Bajonett auf das östreichische Fußvolk einstürmen; das Holstein'sche Regiment greift das Dorf selbst an und steckt es in Brand. Nach kurzer Blutarbeit ist das Dorf in preußischer Gewalt und die bedrohte Flanke befreit. So weit waren die Sachen gediehen, als der König von Kuttendorf bei seinem rechten Flügel eintraf. Er ließ gleich die Grenadierbataillone Kenitz, Itzenplitz und Jeez durch eine Schwenkung nach der Rechten die feindliche Cavalerie flankiren, stellte 10 von ihm mitgebrachte Bataillone in's zweite Treffen und marschirte nun gerade auf die Kaiserlichen los. Diese empfingen die Anrückenden mit einem heftigen Feuer aus Vierundzwanzigpfündern, welche Meerkatz dirigirte. Aber die preußische Infanterie zog mit geschultertem Gewehr über die Anhöhe heran, schwenkte sich dann links und machte nun einen so gewaltigen Angriff, daß die Oestreicher sich genöthigt sahen, zum Rückzuge blasen zu lassen. Sie gingen in guter Ordnung durch und um Czaslau herum und zogen sich nach dem Lager von Willimow. Buddenbrock und Jeez folgten ihnen dahin mit allen Husaren, 20 Schwadronen Cavalerie und 4 Grenadierbataillonen nach, andre Schwadronen und Bataillone hatten die plündernden Ungarn und Panduren versprengt. Das Schlachtfeld war gesäubert, der Sieg erfochten.

Die Oestreicher hatten mit Inbegriff von 1200 Gefangenen an diesem Tage an 6000 M. verloren. In Zeit von drei Stunden — denn länger dauerte das Treffen nicht — war der Besitz von Schlesien entschieden. Der englische Gesandte Hyndford brachte es bei der Kaiserin=Königin so weit, daß sie durch den Tractat von Breslau (d. 11. Juli) in die Abtretung von beinahe ganz Schlesien nebst der Grafschaft Glatz willigte und davon nur 102 QM. behielt, während Friedrich 841 bekam.

Der zweite schlesische Krieg. — Preußen und Sachsen waren vom Kriegsschauplatze abgetreten, Maria Theresia hatte es nur noch mit Baiern und mit den in Prag eingeschlossenen Franzosen zu thun. Letztere unter Belle=Isle zogen im Dec. 1743 ab und vereinigten sich mit dem Entsatzcorps unter Maillebois. Die Oestreicher besetzten fast ganz Baiern und die Franzosen unter Noailles wurden von Georg II. bei Dettingen geschlagen. Auch Sachsen schloß sich an Oestreich und England an und in dem Vertrage zwischen diesen drei Mächten (d. 13. Mai 1744) ward des Breslauer Friedens gar nicht gedacht. Zur Erhaltung des gegenwärtigen Besitzstandes und zur Aufrechthaltung der deutschen Verfassung und ihres kaiserlichen Hauptes (Karl's VII.) war zwischen dem Kaiser, der Pfalz, Hessen=Kassel und Schweden die Frankfurter Union geschlossen worden, welcher nun auch Friedrich beitrat, ja er bewog selbst Frankreich zum Beitritt. Die Oestreicher drückten gewaltig auf die Franzosen und schienen verlangende Blicke nach dem Elsaß zu werfen. War dies alles sehr geeignet den König zum Wiederbeginn der Feindseligkeiten zu treiben, so war es noch mehr die Abschrift eines Briefes von Georg II. an

Maria Theresia, die man nach Berlin zu bringen gewußt hatte. Es kam darin die Stelle vor: „Was leicht zu nehmen ist (Schlesien), das kann auch leicht wieder genommen werden."

Plötzlich fiel Friedrich (im Aug. 1744) mit 90,000 M. in Böhmen ein. Von seinen drei Colonnen ging die erste unter seiner eignen Leitung durch Sachsen, die zweite unter Leopold von Dessau durch die Lausitz und die dritte unter Schwerin durch Schlesien. Am 2. Sept. waren alle drei Colonnen vor Prag und acht Tage später wurden die Laufgräben eröffnet, weil man die Lebensmittel und das schwere Geschütz erst von Leitmeritz erwarten mußte. Freiwillige erstürmten die Schanze auf dem Ziskaberge. Der König und viele Officiere sahen im Laufgraben bei Bubenitz dem Sturme zu. Die Oestreicher richteten ein paar Schüsse nach dieser Gruppe und tödteten durch eine Kanonenkugel den Prinzen Friedrich Wilhelm, der sich bei Mollwitz ausgezeichnet hatte. Unausgesetzt donnerten die Kanonen gegen die Stadt, viele Häuser geriethen in Brand, das östreichische Geschütz verstummte schon hier und da. Die Hauptstadt von Böhmen fiel; Harsch übergab sich am 16. Sept. mit 12,000 M. kriegsgefangen. Bathiany kam mit seinen 20,000 Oestreichern zu spät, wies aber ein Detachement Preußen bei Beraun tüchtig zurück. Die Prager mußten Kaiser Karl dem VII. huldigen. Jetzt kam auch Prinz Karl vom Rhein her mit 60,000 Oestreichern, nahm Bathiany und auch noch 20,000 Mann Sachsen unter dem Herzog Johann Adolph von Weißenfels auf. Wohl war Friedrich wegen Besetzung der Festplätze seinem Gegner an Truppenzahl nicht mehr gewachsen, doch suchte er ihn zum Schlagen zu bringen;

aber Traun und Khevenhüller, welche dem Prinzen Karl beigegeben waren, begnügten sich den Feind durch Neckereien zu ermüden, so daß dieser sich am Ende wegen eingerissener Krankheiten und Desertion sowie wegen des geschickten Nachdrängens der östreichischen Feldherren genöthigt sah nach Schlesien zurückzugehen. Auf diesem Rückzuge that sich Ziethen sehr hervor. Tabor, Frauenberg und Budweis gingen an die Oestreicher über, Prag blieb seinem Schicksale noch ein Weilchen überlassen, bis es Einsiedel auch räumen mußte, dem der König 12,000 M. unter Nassau entgegenschickte, um ihn nur nicht durch die Sachsen aufheben zu lassen. Schwerin wollte dem General Einsiedel durchhelfen, welcher aber die Armee verlassen mußte. Bald war ganz Oberschlesien von den kaiserlich-königlichen Truppen wieder besetzt und Maria Theresia entband die Schlesier in einem Manifeste vom Gehorsam gegen den König von Preußen.

Im Frühjahr 1745 (nachdem Karl VII. gestorben war) drangen die ermuthigten Oestreicher in Schlesien weiter vor und eroberten am 27. Mai Kosel. Maximilian, des verstorbenen Kaisers Sohn und Erbe, hatte Frieden mit der Königin von Ungarn gemacht und dem König von Preußen die Last des Kriegs allein überlassen. Dieser verließ Berlin und kam noch gerade zu rechter Zeit bei der Armee an, um zu bemerken, daß es die Oestreicher auf Niederschlesien abgesehen hatten und daß Prinz Karl von Lothringen nebst dem Herzog von Weißenfels über Landshut und durch die Gebirgspässe (von Bolkenhain, Kauder rc.) in die Ebene bei Schweidnitz einzudringen beabsichtigten. Daher versammelte er sein ganzes Heer zwischen Striegau und

Schweidnitz und Winterfeld mußte die Gebirge durchstreifen, um die sächsisch-östreichische Armee zu beobachten.

Es mußte dem König alles daran liegen eine entscheidende Schlacht zu liefern, damit nicht etwa auch dieser Feldzug ohne Resultat bliebe. Aber die vereinigten Oestreicher und Sachsen in den schlesischen Gebirgspässen anzugreifen, war völlig unthunlich. Wie nun wenn er sich furchtsam stellte und so die Gegner herauslockte? Nachdem es Ziethen durch eine Kriegslist (die darin bestand, daß er seine Husaren die neu angelangten den Oestreichern noch unbekannten Pelze anziehen und sich an eine von Neustadt abmarschirende Truppe der Kaiserlichen anschließen ließ) gelungen war das Corps des Markgrafen Karl aus Oberschlesien mitten durch die Feinde heranzuholen, sprengte Friedrich aus, er werde, sobald sich die Verbündeten zeigten, sich zurückziehen und erst unter den Kanonen von Breslau eine Schlacht annehmen. Um die Sache wahrscheinlich zu machen, ließ er mit großem Eifer die Wege nach Breslau hin ausbessern. Ferner benutzte er einen verdächtigen Menschen, welcher offenbar nichts als ein östreichischer Spion war, zur Erreichung seines Zweckes. Er ließ ihn vor sich kommen, gab ihm in aller Stille eine beträchtliche Summe Geldes und beauftragte ihn, gleich Nachricht zu bringen, wenn der Prinz von Lothringen vorrücke, damit die Preußen Zeit hätten zwischen Breslau und Glogau einen sichern Posten zu besetzen. Der Spion richtete das redlich beim östreichischen Feldherrn aus, und zu seiner Freude sah der König eines Morgens bei Tagesanbruch die Oestreicher und Sachsen aus den Gebirgspässen hervorkommen.

Schlacht bei Hohenfriedberg, den 4. Juni 1745.—

Wie erstaunten die sächsischen Hülfstruppen, welche den linken Flügel und den Vortrab des östreichischen Heeres bildeten, als sie die Preußen 60,000 M. stark vor sich in Schlachtordnung stehen sahen! An ein Zurückgehen war nicht zu denken. Die Sachsen rückten vor, um den Nachdringenden Platz zu machen und unterdessen Striegau zu erobern. Das Artilleriefeuer bestrich die ganze Fronte der Sachsen. Buddenbrock, Rothenburg, Prinz Dietrich von Anhalt und Dohna machten einen ungestümen Cavalerie-Angriff und drängten die Gegner bis Häselicht und Eisdorf; ein paar Schwadronen hatten wie in der Angst das erste Treffen der Preußen durchbrochen und wurden vom zweiten Treffen meistens niedergesäbelt. Nun trieb Moritz von Anhalt mit dem Bajonett auch die erste Linie der sächsischen Infanterie durch den Wald, ließ der zweiten Linie ein Grenadierbataillon in die Flanke gehen, griff dann von vorn an und drängte auch diese Linie, obwohl nach vielem Blutvergießen, vom Platze. Da die preußische Cavalerie eben mit der sächsischen fertig war, so schwenkte sie sich links auf die zurückgetriebenen Bataillone und hieb die tapfern Leute, welche nicht weichen wollten, meistens nieder. Ein 7000 M. starkes Corps sächsischer Infanterie und östreichischer Grenadiere manoeuvrirte auf dem sehr coupirten Terrain so gut, daß es in die Waldgebirge entkam, die sächsische Cavalerie aber war längst nach Bolkenhain entflohen.

So war der aus den Sachsen und einigen Oestreichern bestehende linke Flügel geschlagen, und das Centrum mit dem rechten Flügel kam eben noch zu rechter Zeit aus den Gebirgen, um die Niederlage ihrer Bundesgenossen zu sehen. Lothringen

ließ nun seine Infanterie vom ersten Treffen gegen die preußische vorrücken. Leopold von Anhalt zog ihr mit 17 Bataillonen entgegen. Da sich die preußische Linie in vollem Lauf und unter dem Kleingewehrfeuer des Feindes vorwärts bewegte, so hätte nur die östreichische Cavalerie auf dem Platze zu sein gebraucht, um eine schöne That zu vollbringen; allein diese ward durch breite Gräben und tiefe Schluchten aufgehalten, bis das preußische Kanonenfeuer zur Wirksamkeit kommen konnte. Die östreichischen Generale Hohenems und Berlichingen thaten ihr Möglichstes, um Ordnung unter ihren Reitern zu erhalten; als diese aber bei dem mit preußischer Artillerie und Infanterie besetzten Dorf Thomaswalde kamen, wurden sie so heftig in Front und Flanke beschossen, daß sich die Reihen lös'ten. Diesen Augenblick benutzte die preußische Cavalerie vom linken Flügel unter Nassau und machte von ihrer Ebene her einen gewaltigen Angriff, wodurch die Unordnung unter den Kaiserlichen wuchs. Doch mußten die Preußen fünfmal anrennen, ehe sie im Stande waren diese tapfre Cavalerie gänzlich zurückzutreiben. Dafür leisteten Thüngen und Leopold Daun Bezahlung gegen das preußische Fußvolk desselben Flügels, welches so regelmäßig beschossen wurde, daß es nicht mehr vorwärts zu bringen war. Als der General-Lieutenant Geßler das Wanken der Infanterie bemerkte, stellte er das Dragonerregiment Baireuth schwadronenweise, ließ die vor ihm stehende preußische Infanterie sich rechts und links öffnen, machte durch diese hindurch einen Ausfall auf das östreichische Fußvolk, warf alles vor sich her nieder und machte über 2000 Gefangene. Unterdessen hatte sich die preußische Linie links geschwenkt, war durch

die tiefen Gräben bei Güntherdorf gewatet und trieb dann die östreichische Infanterie vollends in die Flucht. Das ganze kaiserliche Heer zog sich nun in leidlicher Ordnung, die man besonders dem wackern Nadasdy und seinen Kroaten verdankte, über Hohenfriedberg und Kauder nach Quolsdorf und Wolsdorf, die Ueberbleibsel der Sachsen aber nach Bolkenhain und Reichenau. — Von Morgens gegen 4 Uhr bis um 1 Uhr war bei Hohenfriedberg gekämpft worden; 8000 Todte und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld; unter den estern war Thüngen, unter den letztern Hohenems und L. Daun, 8000 Oestreicher und Sachsen (worunter Berlichingn, St. Ignon und Forgatsch) waren gefangen. Aber auch die Preußen hatten 1300 Todte und über 4000 Verwundete.

Wenn auch König Friedrich nach der Schlacht schrieb, es sei dadurch entschieden worden, wem Schlesien gehören solle, so schienen die Oestreicher doch andrer Meinung zu sein. Sie gedachten sich bald zu erholen und den König gegen den Herbst für seinen Sieg züchtigen zu können. Dieser hatte starke Corps unter Nassau und Hautcharmoi nach Oberschlesien geschickt, um diesen Landstrich von den alles verheerenden ungarischen Insurgenten zu säubern; andre Corps unter Lehwald, Du Moulin, Winterfeld und Rezow mußten, nachdem er selbst der östreichischen Armee nach Böhmen gefolgt war, die Verbindung mit Schlesien unterhalten; ferner hatten zwei starke Detachements unter Geßler und Prinz Dietrich von Anhalt die Sachsen zu beobachten: kurz, der König stand, wie es schien ganz sorglos, nur mit etwa 20,000 M. bei Staudenz. Das war zu lockend. Nachdem Franz die Kaiserwürde ange-

nommen und gekrönt worden war, bereitete man alles zu einem Ueberfall des Feindes vor. Prinz Karl von Lothringen machte in seinem Lager bei Königshof alle Dispositionen zum Marsch, trat ihn in der Nacht vom 29. zum 30. Sept. an und hoffte das preußische Lager zu überrumpeln.

Schlacht bei Sorr, den 30. Sept. 1745. — Der König hatte stets gut recognosciren lassen und besorgte keinen Ueberfall. Da indessen seine Stellung nicht die beste war, so hatte er beschlossen sie mit einer andern bei Trautenau zu vertauschen und zu diesem Manoeuvre den 30. Sept. festgesetzt. Um seinen Marsch mit Sicherheit ausführen zu können, ließ er, trotz dem daß der Feind auch am Abend des 29. Sept. keine Bewegung machte, die Anhöhen hinter seinem Lager durch Schlichting's Grenadiere und Alt-Würtemberg's Dragoner besetzen. Eben war Friedrich am Morgen des 30. beschäftigt die letzten Befehle zum Abmarsch zu geben, als die Vorposten und Feldwachten sowie auch die Grenadiere des Majors Stange die Meldung machten, der Feind zeige sich auf den Anhöhen vor der Front. Es waren dies nämlich die Colonnen des östreichischen linken Flügels, welche sich dort in Schlachtordnung stellten, tüchtige Artillerie aufpflanzten und das preußische Lager zu beschießen anfingen. Wer weiß wie es geworden wäre, wenn Fürst Lobkowitz, welcher die Cavalerie des linken Flügels führte, und wenn Königseck, Hagenbach und Daun mit dem Fußvolk desselben Flügels rasch vorgerückt und in's preußische Lager eingefallen wären. Aber die östreichischen Feldherren begnügten sich mit einer Kanonade. Auch schon diese fiel dem König unbequem. Hier galt es Geistesgegenwart. Sie

fehlte dem König nicht. Er befahl sogleich der Cavalerie seines rechten Flügels zu satteln, in einem halben Bogen, dessen Rundung dem Feinde zugekehrt wäre, auf der Straße von Trautenau rechts abzugehen und sich der östreichischen linken Flanke gegenüber zu formiren; hinter ihr sollten sich die Fußgänger desselben Flügels aufstellen und beide im Verein den Angriff machen, fünf Bataillone vom zweiten Treffen aber zur Unterstützung dienen. Bis sich zeigte, was dieser rechte Flügel ausrichten konnte, ward der linke Flügel vom Feuer zurückgehalten, das Gepäck aber so gut als möglich in Sicherheit gebracht.

Sowie sich auf dem preußischen rechten Flügel 15 Schwadronen formirt hatten, griffen Buddenbrock, Golz und Katzler, unterstützt von der übrigen Reiterei unter Posadowsky und Sturz, die ihr gegenüberstehende Cavalerie der Oestreicher so ungestüm an, daß sie alle drei Linien derselben auf einander warfen und in den Gürgengrund hinunterjagten, so daß von den 50 Schwadronen dieses östreichischen Flügels nur wenige wieder zusammengebracht werden konnten. Die preußische Infanterie war hinter der Reiterei hergeeilt und formirte sich rasch unter dem Feuer der östreichischen Batterien. Die Hauptbatterie, gedeckt von 15 östreichischen Grenadiercompagnien und dem Kern des sächsischen Fußvolks, war es, auf die es die preußische Infanterie abgesehen hatte. Die Grenadiere liefen beherzt an dem steilen Abhange hinan, wurden aber zweimal mit großem Verluste zurückgeworfen. Jetzt kam jedoch auch die übrige Infanterie dieser Brigade und 5 Bataillone vom zweiten Treffen heran, ja — und dies war die Hauptsache — eben fiel auch die preußische Cavalerie, welche so eben mit der

östreichischen fertig geworden war, der Infanterie der Verbündeten in die Flanke, und nun stürmten die Grenadiere zum dritten Male den Hügel hinauf, vertrieben nach harter Arbeit das feindliche Fußvolk aus allen Posten und nahmen die Kanonen. Noch einen Versuch machten die Oestreicher auf dem linken Flügel, der Infanterie aufzuhelfen. Es kam Cavalerie hinter Burkersdorf her, wurde aber durch das Kleingewehrfeuer des in diesem Dorfe postirten preußischen Bataillons Kalkstein in die Hohlwege hinabgeworfen und arg mitgenommen. Sowie sich der siegreiche rechte Flügel des Königs links geschwenkt hatte, ließ dieser seinen rechten Flügel unter Dohna sowie den Markgrafen Karl (bei dem auch der Prinz Heinrich von Preußen und Ferdinand von Braunschweig als Generalmajors standen) gerade auf den Feind losmarschiren. Es war in der östreichischen Armee kein Halt mehr; sie ward von einer Anhöhe zur andern getrieben und floh zuletzt geradezu. Buddenbrock und Golz marschirten jetzt vom rechten Flügel mit den Gendarmen und andrer Cavalerie nach dem linken Flügel, wo die östreichische Cavalerie noch gegen die 20 Schwadronen der Generale Rochow und Geßler focht. Durch Hülfe der Gendarmen ward jetzt das Preysing'sche Dragonerregiment geworfen, und dies gab der übrigen östreichischen Cavalerie das Zeichen zum Rückzuge. Von der kaiserlichen Infanterie hatten sich Damnitz und Kollowrath noch so lange gewehrt, bis sie mit ihren Bataillonen durch die Generale Rochow und Vorstädt gefangen genommen wurden. Die Besiegten zogen sich eiligst, aber doch in leidlicher Ordnung, nach ihrem alten Lager bei Königshof und gegen Eipel und Arnau zurück. Die Schlacht

bei Sorr wäre wohl für die Oestreicher und Sachsen nicht so übel ausgefallen, wenn Nadasdy nebst den leichten Corps von Trenk, Desofi und Franquini den Plan des Prinzen von Lothringen ausgeführt und während des Angriffs mit der Hauptarmee die Preußen im Rücken angefallen hätten. Allein diese leichten Truppen stießen unterwegs auf einen Zug des preußischen Gepäcks; die Husaren, Panduren und Tolpatschen fielen gierig darüber her, plünderten und soffen und versäumten so die Zeit und Gelegenheit. Nadasdy konnte nicht durchdringen; da er noch dazu das Schlichting'sche Corps auf den nahen Anhöhen wußte, auch Posadowsky seine siegreiche Cavalerie umherschickte, um die Ungarn zu verhindern die verwundeten Preußen zu tödten, so mußte er sich, so gut es gehen wollte, auf die östreichische Hauptarmee zurückziehen. Es hatten 35,000 Verbündete gegen 25,000 Preußen gekämpft. Die Preußen hatten über 3000, die Verbündeten gegen 5000 Todte und Verwundete. Der König hatte außer seinem Silbergeschirr auch seine Schatulle und seine Briefschaften eingebüßt. Trotz Friedrich's Siegen bei Hohenfriedberg und Sorr war der zweite schlesische Krieg noch nicht zu Ende, wenn auch beide Armeen die Winterquartiere bezogen.

Schlacht bei Kesselsdorf, den 15. Dec. 1745. — Gegen Sachsen war der König mit Recht sehr mißtrauisch. Er hatte den alten Dessauer nach Halle geschickt, dem sich ein sächsisches Corps bei Leipzig gegenüberstellte. Indessen England arbeitete am Frieden, Rußland drohte den Sachsen zu helfen, wenn sie angegriffen würden, und so blieb vorläufig alles ruhig. Da erfuhr Friedrich plötzlich vom schwedischen Gesandten,

der Wiener und der Dresdner Hof wären übereingekommen, daß sich das östreichische Hauptheer unter dem Prinzen Karl durch die Lausitz nach Schlesien ziehen, daß sich ein Corps Sachsen, verstärkt durch den General Grüne, welcher vom Rhein her komme, gegen Berlin wenden und die sächsische Hauptarmee den Fürsten von Anhalt aufheben sollte. Der König faßte sogleich den Plan, erst Sachsen und dann Oestreich zu bekriegen.

Er reis'te am 14. Nov. von Berlin ab und am folgenden Tage war er in Liegnitz. Hier erfuhr er durch den schon vorausgeschickten Winterfeld, daß 6000 Sachsen als Vortrab der Oestreicher in die Lausitz eingerückt wären und diese ihnen auf dem Fuße nachfolgten. Da ließ der König alle Flüsse und Wege besetzen, um den Oestreichern seine Bewegungen zu verbergen. Prinz Karl glaubte nur ein Streifcorps vor sich zu haben und rückte munter vor. Aber bei Katholisch-Hennersdorf überfiel der König vier Regimenter Sachsen, besiegte sie nach einem heftigen Kampfe, worin sich die Ziethen'schen Husaren sehr auszeichneten, und nahm ihnen 1000 Gefangene ab. Als Friedrich in Eilmärschen vorrückte, merkten die Kaiserlichen Unrath und zogen sich mit Zurücklassung vielen Gepäckes schleunigst über Zittau nach Böhmen.

Nun erhielt der Fürst Leopold von Anhalt Befehl in Sachsen einzufallen, welcher nach Aufnahme der ihm vom König zugeschickten Truppen 26,000 M. commandirte. Sein Vortrab verjagte die sächsischen Uhlanen und Dragoner bei Skeuditz und die Sachsen verließen ihre festen Linien bei Mockau und Eutritzsch. Diese immer vor sich hertreibend ging der alte Dessauer über Eilenburg nach Torgau, wo Lehwald noch mit

10,000 M. zu ihm stieß. Da Karl von Lothringen sich über Plauen her der sächsischen Hauptstadt wieder näherte, so erhielt der Fürst Leopold den Auftrag, die bei Kesselsdorf verschanzten Sachsen zu schlagen, bevor der kaiserliche Generalissimus herankäme. Als die Preußen nahe an Dresden kamen, floh August II. nach Prag. Leopold kam am 14. Dec. nach Röhrsdorf und sah am folgenden Tage die Sachsen bei Kesselsdorf und Pennerich.

Bei Kesselsdorf waren der Fürst von Anhalt und der Herzog von Weißenfels die Fechtenden, Prinz Karl und König Friedrich aber die Secundanten; der östreichische Generalissimus stand nämlich mit der Hauptarmee hinter Dresden und der König von Preußen drohte über Stolpen (Meißen und Dresden) her und konnte leicht etwas sehr Verhängnißvolles unternehmen.

Die Sachsen hatten eine sehr gute Stellung eingenommen. Ihr rechter Flügel konnte wegen der Nähe von Dresden und wegen der vielen Moräste, Hohlwege und Gräben weder umgangen noch in der Flanke genommen werden. Der Hauptposten auf den Anhöhen, wo die Dörfer Kesselsdorf, Zölmen und Pennerich liegen, ist durch einen Graben bis an die Elbe hinab gedeckt. Der Herzog von Weißenfels besaß 35,000 M., worunter 10,000 Oestreicher unter Grüne, die er so aufgestellt hatte: In Kesselsdorf standen 24 Kanonen und Haubitzen mit sächsischen Gardegrenadieren. Dahinter war Rutowski und alle übrigen sächsischen Grenadiere, links gedeckt durch 12 Schwadronen Karabiniere, Dragoner und Uhlanen. Auch in Zölmen war Artillerie und einige Infanterie aufgestellt. In

Bennerich stand das Regiment Kosel mit schwerem Geschütz. Hinter den zuletzt genannten beiden Dörfern hatte sich die übrige Infanterie in zwei Linien aufgestellt und schloß sich an die Grenadiere hinter Kesselsdorf. Rechts und etwas rückwärts hielt noch Cavalerie (Sachsen und vom Grüne'schen Corps). Fürst Leopold hatte seinen Sohn (Moritz) auf Recognoscirung der Sachsen ausgeschickt, welcher durch einige Gefangene erfahren hatte, daß die Sachsen wider Weißenfels' Rath (welcher daher auch die Armee verlassen habe) entschlossen wären, nach einem fruchtlosen Angriffe der Preußen die Zurückweichenden zu verfolgen, statt in den festen Stellungen zu bleiben. Nun marschirte Leopold bis auf Kanonenschußweite heran, ließ dieses Dorf heftig beschießen und die sächsischen Batterien antworteten nicht minder heftig. Jetzt marschirte die Brigade Herzberg trotz allen Terrainschwierigkeiten und dem mörderischen Kartätschenfeuer über Schnee und Eis schnell auf Kesselsdorf los, stürmte dreimal an und wurde ebenso oft mit großem Verlust zurückgeworfen. Sie konnte auf dem Eise nicht festen Fuß fassen, um die Anhöhen zu erklettern. Waren einmal einige glücklich hinauf, so wurden sie durch die immer fort brüllenden Batterien wieder hinabgestürzt. Die gelichteten Bataillone zogen sich hinter den Lerchenbusch zurück, um sich wieder zu formiren. Gleich darauf verließen die Sachsen und Oestreicher mit Siegsgeschrei ihre feste Stellung und liefen nicht in der besten Ordnung hinter den Preußen her. Als sie ein Stück hinaus waren, kamen sie unter das Feuer ihrer eignen Batterien. In diesem Augenblicke stürzte Lüdritz mit dem Bonin'schen Dragonerregiment auf die siegstrunkenen Grenadiere

los. Es entstand ein fürchterliches Gemetzel unter ihnen; sie mußten gegen den Graben zurück. Hier waren aber die Husaren, welche unterdessen mit den sächsischen leichten Truppen glücklich gefochten hatten, angekommen und jagten die so vielfach angegriffenen Grenadiere mit blutigen Köpfen nach Kesselsdorf und dann mit Hülfe der Karabiniere und Kürassiere über das Dorf hinaus, welche daselbst einrückten. Fast zu gleicher Zeit kam auch die wieder formirte preußische Infanterie mit frischen Bataillonen dahin und eroberte die feindlichen Batterien. Die noch geladenen Kanonen und Haubitzen wurden auf die sächsisch-östreichischen Grenadiere gerichtet, welche eben in den Graben geflüchtet und dicht auf einander gepfropft waren. Bald war der Graben mit Todten und Verwundeten völlig angefüllt. Es kamen von diesen tapfern Grenadieren nur wenige mit dem Leben davon, denn auch die, welche nach Kesselsdorf flüchten wollten, wurden von den siegreichen Preußen mit dem Säbel oder Bajonett niedergemacht. — Nach der Niederlage des sächsischen linken Flügels war der Sieg kaum mehr zweifelhaft. Die ganze preußische Infanterielinie griff die feindliche Stellung in der Front an, nahm nach einer verzweifelten Gegenwehr Zölmen und Pennerich und eroberte das dort befindliche Geschütz. Bevor es finster ward, mußte auch das Regiment Kosel, das letzte in der Stellung, der Uebermacht weichen und sich gleich den übrigen Regimentern schleunigst zurückziehen. — Nach so gräßlicher Anstrengung und so bedeutenden Verlusten der Preußen war es wohl natürlich, daß sie sich nicht sogleich wieder formiren konnten. Hätte die sächsische Reiterei diesen Umstand benutzt, sie hätte den Sieg wohl noch an sich reißen mögen. Ein Laudon

hätte hier nicht commandiren dürfen. Allein erst nachdem sich die Preußen formirt hatten, begannen einige sächsische Schwadronen einen verzagten Angriff. Er ward ohne Mühe abgeschlagen. Die Nacht machte dem Blutvergießen ein Ende und bedeckte mit ihren Fittichen die Leichenhaufen und die gefrornen Bäche des vergossenen Bluts. — Prinz Karl hatte sich vom König nicht in den Rücken kommen lassen wollen und also seinen Bundesgenossen nicht beispringen können. Jetzt nahm er die Flüchtigen auf und zog sich mit ihnen am andern Tage über Pirna nach Böhmen. — In der blutigen Schlacht bei Kesselsdorf wurden auf Seiten der Alliirten über 6000 M. getödtet oder verwundet und 5000 M. geriethen in Gefangenschaft, aber auch auf preußischer Seite zählte man gegen 6000 Todte und Verwundete. Friedrich besetzte (am 18. Dec) Dresden und brandschatzte es wie das ganze Churfürstenthum. Sechs Tage darauf kam unter englischer Vermittelung der Friede von Dresden zu Stande, dessen Bedingungen folgende waren: „Der Breslauer Friede sammt den darauf erfolgten Grenzbestimmungen wird erneuert, Preußen erkennt Franz I. als Reichsoberhaupt und Kaiser an, Oestreich verbürgt dem König seine Staaten und die ihm von Karl VII. zugesicherten Vortheile und endlich verbürgt der König dem Hause Oestreich alle seine Besitzungen.“ So endigte der zweite schlesische Krieg.

Wenn nun Friedrich und seine Generale, wenn die Namen Mollwitz, Chotusitz, Hohenfriedberg, Sorr und Kesselsdorf in Büchern und im Munde des Volks lebten wie die gefeiertsten Helden und Ortsnamen des Alterthums, so war es

kein Wunder, daß alles dies auf das feurige Gemüth des für alles Große glühenden Joseph den gewaltigsten Eindruck machte.

Der dritte schlesische oder siebenjährige Krieg. — Mit ganz neuen Bildern füllte sich Joseph's rege Phantasie durch die Nachrichten von den fernern Großthaten der Friedrich, Heinrich, Schwerin, Seidlitz, Daun und Laudon. Auch von den Kämpfen dieses Kriegs müssen wir daher einen kurzen Abriß geben. Die Veranlassung zu demselben war folgende:

Maria Theresia konnte sich nicht überzeugen, daß man ihr Schlesien rechtmäßigerweise abverlangte. Eine Versöhnung zwischen ihr und dem protestantischen Brennenkönig war durch den Frieden von Dresden nicht gestiftet worden, den sie daher auch bloß als einen abgedrungenen Waffenstillstand betrachtete. Um Preußen mit allen europäischen Mächten zu entzweien, setzte sie alle Mittel in Bewegung, welche den äußern Frieden nicht zu verletzen schienen. Zunächst wandte sie sich an Rußland, das wegen der türkischen und polnischen Angelegenheiten einen mächtigen Bundesgenossen gegen das eifersüchtige Frankreich willkommen hieß. So kam zwischen Oestreich und Rußland (schon am 2. Juni 1746) ein Vertrag zu Stande, wonach sich beide Mächte zur Abwehr aller und jeder gewaltsamen Angriffe verbanden, wonach aber auch, wofern König Friedrich den Dresdner Frieden durch einen Angriff auf Oestreich, Rußland oder Polen verletzen sollte, der Kaiserin-Königin alle Rechte auf Schlesien und Glatz wieder zugesprochen wurden. Das zum Beitritt eingeladene Sachsen, Friedrich's vollen Schlägen zuerst ausgesetzt, vertröstete auf den günstigen Augen-

blick, aber Großbritannien trat bei (den 30. Oct. 1750). Durch Kaunitzens Politik ward nach vielfachen Bemühungen auch das katholische Frankreich gewonnen, welches bei seinem Seekriege gegen England nicht gern vom Rhein her angefallen sein wollte (im Mai 1756). Dafür gelang es dem König von Preußen, welcher längst von den Umtrieben am französischen Hofe unterrichtet war, schon vorher (im Januar 1756) mit England ein Bündniß zu schließen, wonach die deutschen Grenzen (Hannover) vor dem Eindringen feindlicher Truppen gesichert werden sollten. Daß Franz I. als Maria Thersiens Gemahl das deutsche Reich zur Verfügung der Verbündeten stellte, war ebenso natürlich als daß es der von Frankreich völlig beherrschte Schwedenkönig that.

Nur weil Oestreich, Frankreich und Rußland noch viel mit sich selbst zu schaffen hatten und nicht hinlänglich gerüstet waren, reizten diese Mächte den König von Preußen noch nicht gleich zu einem Angriffe. Aber dessen bedurfte es bei einem scharfblickenden Manne wie Friedrich keineswegs. Er kannte das ganze zu seinem Verderben angezettelte Gewebe. Davon hatte er völlig authentische Beweise in Händen. Wie nun, wenn er seinen Feinden zuvorkam und, bevor sich Oestreich gehörig rüsten konnte, einen mehr als verdächtigen Nachbar vernichtete? Zwar fragte er indessen zu Dresden an, ob Sachsen geneigt sei sich mit ihm zu verbinden, und in Wien, was doch wohl Oestreichs Rüstungen zu bedeuten hätten. Die kalten und ausweichenden Antworten beider Höfe überzeugten ihn, daß er keinen Augenblick verlieren durfte seine nächsten Gegner zu entkräften, wenn er nicht durch die von fern drohenden Feinde

erdrückt sein wollte. Kurz, die Selbsterhaltung gebot ihm augenblicklich das Schwert zu ziehen.

Den 28. August 1756 fiel der König von Preußen zum größten Erstaunen der Welt mit 60,000 M. in Sachsen ein. Eine Colonne führte er selbst, eine andre Ferdinand von Braunschweig und eine dritte der Prinz von Bevern. Ganz Sachsen nebst der Hauptstadt Dresden war in kurzer Zeit eingenommen. Das sächsische Militär, 14,000 M. stark, bezog ein festes Lager zwischen Pirna und Hennersdorf, welches Friedrich sogleich einschloß und der Zufuhr beraubte. Da die Belagerten bald Mangel leiden mußten, so drang Maria Theresia in ihren Feldmarschall Browne, welcher mit 35,000 M. in Böhmen stand, ihren Bundesgenossen um jeden Preis augenblicklich beizuspringen. Dieser setzte sich in Marsch. Aber Friedrich zog mit 25,000 M. unter seinem Bruder Wilhelm, dem Feldmarschall Keith, dem Prinzen Bevern und Ferdinand von Braunschweig, 40,000 M. unter Moritz von Anhalt und dem Markgrafen Karl vor dem sächsischen Lager zurücklassend, den Oestreichern nach Böhmen entgegen und traf sie am 30. Sept. in einem Lager zwischen Lowositz und Sulowitz. Der König rückte in zwei Colonnen vorwärts und ließ den Radostitzer und den Homolka-Berg besetzen, welche die Ebene von Lowositz beherrschen. Die Nacht vom 30. Sept. brachten die Preußen unter freiem Himmel und beim Gewehre liegend zu, vorn in zwei Treffen die Infanterie und dahinter ebenfalls in zwei Treffen die Reiterei.

Schlacht bei Lowositz, den 1. Oct. 1756. — Früh gegen 7 Uhr ließ der König Friedrich bei einem dichten Nebel

die Infanterie vorrücken. Als die Bataillone des linken Flügels (Kleist und Billerbeck, Bevern, Itzenplitz, Alt-Kleist, Hülsen, Mannteufel und Münchow) bis an die Weinberge von Lobosch gekommen waren, traf sie das wohlgezielte Feuer der darin versteckten Kroaten. Der König wollte sich nicht aufhalten lassen und befahl die Kroaten aus ihrem Versteck zu vertreiben. Sie wurden von Mauer zu Mauer gejagt, retirirten bis zu den Gipfeln der Anhöhe und mußten endlich auf der andern Seite hinunter nach Lowositz und nach der Elbe entfliehen. Erst um 11 Uhr fiel der Nebel etwas. Jetzt entdeckte Friedrich feindliche Cavalerie hinter dem Morell-Bach. Diese Erscheinung und die Nichtunterstützung der Kroaten brachten ihn auf den Gedanken, daß er es nur mit der Arrière-Garde des Feldmarschalls Browne zu thun habe. Er ließ daher die Infanterie sich öffnen, die Cavalerie hindurchziehen und sich vor der Mitte in Schlachtordnung stellen, während der Zeit aber die feindliche Reiterei vom Radostitzer und Homolka-Berge beschießen. Da letztere zu weichen begann, so schickte der König ein paar Cavalerieregimenter vor. Aber aus einem Mißverständniß ging die ganze Reiterei des ersten Treffens (unter Geßler, Kyau und Katzler) ungestüm auf den Feind los, setzte über Gräben und Bäche und — ward auf einmal durch Batterien aus Sulowitz und in der Ebene so heftig beschossen, daß sie zurückweichen mußte. Bevor noch Friedrich andre Befehle ertheilen konnte, fiel die ganze preußische Cavalerie in blinder Wuth über die östreichische her und ruinirte die Kürassier- und Dragonerregimenter Cordua und Erzherzog Joseph. Auf diese hitzigen Preußen stürzten sich nun plötzlich die östreichischen

Karabiniere, berittene Grenadiere und Husaren (unter Luchesi, Stampach, Odonel, Löwenstein, Haddick und Morocz) und trieben sie mit großem Verluste abermals zurück. Hierauf ließ der König, überzeugt daß er die ganze kaiserliche Armee vor sich habe, seine übel zugerichtete Reiterei wieder hinter das Fußvolk gehen, wo sie bis zu Ende der Schlacht blieb. Browne hielt es jetzt für den rechten Augenblick die Anhöhen von Lobosch anzugreifen. Die östreichischen Generale Stahremberg, Wied und Krottendorf rückten mit dem Kern der Infanterie und einigen Kroaten vom rechten Flügel durch und neben Lowositz bis an die steilen Anhöhen vor und begannen hinaufzuklettern. Aber die preußischen Grenadiere schossen ihre Flinten ab und warfen sich dann ihren Feinden entgegen, sie mit Bajonett und Flintenkolben den Berg hinabwerfend und nach Lowositz hineinjagend. Unterdessen schoß der preußische Oberst Möller diesen Flecken in Brand, so daß der ganze rechte Flügel der Kaiserlichen auf das Centrum zurücksank. Was die Verwirrung im östreichischen Heere vollendete, war eine preußische Batterie auf dem Homolka, welcher es gelang auch Sulowitz in Brand zu stecken und die Oestreicher zu dessen Räumung zu zwingen. Browne zog sich in guter Ordnung hinter Prostnitz weg nach Eger und Budin. — Es waren in der Schlacht bei Lowositz mehr Preußen als Oestreicher umgekommen oder verwundet (von jenen 3400 und von diesen nur gegen 3000); aber Browne war vorläufig gehindert die Sachsen bei Pirna zu befreien, und dies hatte eben der König von Preußen bezweckt.

König Friedrich ließ durch Keith, Bevern und den

Prinzen Wilhelm von Preußen mit 20,000 M. alle Päsſe aus Sachsen nach Böhmen besetzen, er selbst aber flog mit 15 Schwadronen zurück. Das sächsische Heer hatte unbeschreiblich durch Hunger und Kälte gelitten. Endlich streckte es insgesammt das Gewehr. Die Officiere mußten ihr Ehrenwort geben in diesem Kriege nicht wieder gegen Preußen zu dienen, aber die Unterofficiere und Gemeinen wurden unter die preußischen Truppen gesteckt. Am 18. Oct. ging König August mit seinen Söhnen vom Königstein nach Warschau ab. Der König von Preußen lebte jetzt in Dresden, organisirte die Verwaltung Sachsens und schien sich auf bloße Vertheidigung zu beschränken. Er ließ mehrere Lager abstecken und zu deren Befestigung ganze Wälder zu Palissaden verarbeiten. Durch solche Dinge ließen sich die Oestreicher täuschen. Friedrich bereitete heimlich alles zu einem Einfall in Böhmen vor; denn Oestreich mußte die zweite Macht sein, die gedemüthigt wurde, um dann eher hoffen zu können auch Frankreich, Rußland, die Reichstruppen und Schweden zu überwältigen.

Schlacht bei Prag, den 6. Mai 1757. — Wieder ganz unvermuthet zog der König von Preußen im Frühjahr 1757 nach einigen Scheinmanoeuvres mit drei Colonnen unter Keith, Moritz von Anhalt-Dessau und dem Herzog von Bevern aus Sachsen nach Böhmen. Letzterer ward bei Reichenberg von Königseck mit 28,000 Oestreichern angegriffen, erfocht aber den Sieg und stieß bei Jung-Bunzlau zum schlesischen Heere, welches Schwerin über Königingrätz herbeiführte. Die 100,000 M. Preußen marschirten von allen Seiten so eilig auf die östreichische Hauptmacht von mehr als 100,000 M. los,

daß diese unter die Kanonen von Prag zusammengetrieben wurden und zu ungelegener Zeit Stand halten mußten. Die Kaiserlichen hatten schon durch den übereilten Rückzug ihrer einzelnen Corps manche Verluste an Mannschaft und Gepäck erlitten und — der tüchtige Browne war unter die Befehle des weit weniger tüchtigen Karl von Lothringen gestellt. Sowie König Friedrich auf dem weißen Berge vor Prag angekommen war, ließ er eine Pontonbrücke über die Moldau schlagen, zog am 5. Mai darüber und lagerte sich ganz nahe bei den Oestreichern auf den Anhöhen von St. Clara und Podbaba. Sogleich ward der heranrückende Ziethen durch das Losbrennen eines Zwölfpfünders von der gelungenen Operation des Ueberganges benachrichtigt und erhielt dann Befehl, am 6. Mai früh um 4 Uhr zwischen Tschinitz und Brositz zum König zu stoßen. Dies geschah. Der König recognoscirte nun die östreichische Stellung definitiv und fand den feindlichen rechten Flügel vom Dorfe Kyge bis an den Ziskaberg aufgestellt, wo er an den linken anstieß. Die ganze Fronte war durch Gräben, Bäche, Teiche, Moräste und steile Höhen gesichert und wegen des gut postirten schweren Geschützes fast unangreifbar. Nach einer kurzen Conferenz mit Schwerin beschloß der König die noch friedlich lagernden Oestreichlr auf der rechten Flanke zu umgehen. Er ließ daher zwei Colonnen gegen Nieder-Potschirnitz defiliren, die von den Kaiserlichen bemerkt wurden, als sie über dieses Dorf hinaus kamen. Die östreichische Infanterie lief von den Kochtöpfen nach dem Gewehr und die Cavalerie setzte sich in ihren Fouragirkitteln zu Pferde. Bei dem äußerst coupirten Terrain rieth Schwerin dem König die Colonnen noch weiter links gehen

zu lassen um den Oestreichern in die rechte Flanke zu kommen, doch Friedrich befahl den sofortigen Angriff. Es entstand ein gewaltiges Reitergefecht. Die Preußen (unter Schöneich) mußten trotz aller Tapferkeit zurückweichen und wurden von den kaiserlichen Reitern hitzig verfolgt. Unterdessen fand Ziethen Gelegenheit mit seinen Husaren und andrer Cavalerie heranzukommen und einzuhauen, und da einige preußische Schwadronen zu gleicher Zeit dem Haddick'schen Husarencorps in die Flanke fielen, so entstand unter der kaiserlichen Reiterei eine bedeutende Unordnung; sie mußte sich, von den Preußen verfolgt, hinter die befreundete Infanterie zurückziehen. Mittlerweile hatte sich auch die preußische Infanterie unter dem heftigsten Kanonenfeuer der Oestreicher aufgestellt. Schwerin, welcher den linken Flügel derselben commandirte, wartete mit Ungeduld auf die Brigaden Winterfeld und Fouquet, um dann ungesäumt anzugreifen. Diese beiden Corps aber mußten noch einen Hohlweg passiren, der von 12 schweren Geschützen der Oestreicher bestrichen wurde. Sowie sich die ersten preußischen Grenadiere am Ausgange zeigten, wurden sie niedergeschmettert; die nachfolgenden wollten im Geschwindschritt die gefährliche Stelle passiren, wurden aber gleichfalls zurückgeworfen und die Bataillone konnten nicht debouchiren. Der Weg verstopfte sich. Als Schwerin dieses Unheil bemerkte, stieg er vom Pferde, ergriff eine Fahne und ging an der Spitze seines eignen Regiments auf die verderbenschwangere Batterie los. Da durchbohrten ihn fünf Kartätschenkugeln, daß er todt niedersank und von seiner Fahne bedeckt ward. General Manteufel hob die Fahne auf und gab sie dem Fahnenjunker zurück, ward aber

in eben diesem Augenblicke gleichfalls todt niedergestreckt. Jetzt erfuhr der Soldat was er verloren hatte, alles setzte sich in Geschwindmarsch und stürmte mit solcher Erbitterung gegen die fast unersteigliche Batterie, daß sie bald in ihren Händen war und gegen die Oestreicher selbst gekehrt wurde. Nach dieser Waffenthat rückte der ganze linke Flügel der Preußen vor. Nun hatten sich kurz vorher die östreichischen Grenadiere mit dem Säbel in der Faust weit über ihre Stellung hinausgewagt, sich zuletzt selbst gedrängt und zwischen ihrem rechten Flügel und dem Centrum eine beträchtliche Lücke gelassen. Das bemerkte Friedrich, schickte frische Infanteriebrigaden nach dieser Lücke hin, ließ einstweilen ein Reitercorps hineingaloppiren und beschoß das östreichische Fußvolk aus grobem Geschütz. Browne sah auf den ersten Blick, wie verderblich die entstandene Lücke werden konnte und suchte sie schleunigst auszufüllen, trug aber dabei — die Todeswunde davon; er mußte vom Schlachtfelde nach Prag geschafft werden, wo er bald darauf starb. Der östreichische rechte Flügel mußte, um nicht völlig eingeschlossen zu werden, nach Sassawa zurückfliehen. Auch noch auf der Flucht litt dieser Flügel, indem ihn Moritz von Anhalt vom rechten Ufer der Moldau aus beschoß. Den Posten von Kyge verließen die Oestreicher, und die Preußen (unter Ferdinand von Braunschweig) besetzten ihn. Heinrich von Preußen erstürmte zwei Batterien, Bevern wenigstens vier. Die preußische Infanterie mußte unter immerwährenden Geschützsalven ihrer Feinde einen Posten nach dem andern forciren, mit gefälltem Bajonett sieben Anhöhen erklimmen, und so gelang es ihr endlich eine große Masse der Kaiserlichen nach

Prag hineinzujagen. Da sich nun der preußische linke Flügel bis an die Moldau ausbreitete, sich halb rechts schwenkte und gegen den Wischerad hervorrückte, so sah sich die kaiserlich-königliche Armee von jedem Ausweg abgeschnitten und mußte sich in die Stadt Prag werfen. Zwar wäre sie gern auf der andern Seite wieder hinausmarschirt; daran ward sie aber durch Keith verhindert, welcher am weißen Berge hielt. Entkommen waren von den Kaiserlichen 18,000 M. nach Sassawa, in Prag eingeschlossen 45,000 außer der Garnison von 5000 M., getödtet oder verwundet 10—12,000, gefangen 4000, desertirt 2—3000 Mann. Die Preußen vermißten aber auch über 15,000 M. Wie die Oestreicher in ihrem Browne, so hatten die Preußen in ihrem Schwerin einen unersetzlichen Verlust erlitten.

Prag ward nun eng eingeschlossen und Belagerungsgeschütz herbeigeschafft. Schon begann man die Stadt zu bombardiren und überall die Magazine zu verbrennen. Mangel an Lebensmitteln trieb die Belagerten wiederholt zu Ausfällen, die sämmtlich abgeschlagen wurden. Da erboten sie sich die Stadt gegen Bewilligung eines freien Abzugs an die Preußen zu übergeben. Es war aber zu lockend für Friedrich den Prinzen Karl von Lothringen, den verwundeten Browne, den Feldmarschall Königseck, den Herzog von Ahremberg, den Erbprinzen von Modena, die sächsischen Prinzen Karl und Clemens und viele andre bedeutende Persönlichkeiten, welche sich in Prag befanden, kriegsgefangen zu machen, als daß er die Capitulation hätte annehmen sollen.

In Wien herrschte der Schrecken. Maria Theresia machte sich bereit nach Presburg zu entfliehen, weil sie sich jeden

Augenblick der Gefangennehmung ihres Heeres ersah, ja sie ließ sich sogar bis zu Friedensanträgen herab. Bevor jedoch irgend eine Antwort erfolgte, nahmen die Ereignisse eine Wendung, welche ihren Muth sehr zu erheben geeignet war.

Die Belagerten hofften von Daun entsetzt zu werden, welcher mit dem Corps des verstorbenen Piccolomini die von Prag entronnenen sowie alle aus Ungarn und den Erblanden herbeieilenden Truppen vereinigt und so ein Corps von 60,000 M. zusammengebracht hatte. Gegen ihn konnte sich Bevern natürlich nicht halten und wurde daher vom König ansehnlich verstärkt. Da es diesem daran liegen mußte, die Oestreicher unschädlich zu machen, bevor die Russen, Franzosen und Schweden kämen, so entschloß er sich dem General Daun entgegenzugehen. Er nahm ein Corps der Belagerer von Prag sowie Mannschaften aus Sachsen und Schlesien und marschirte mit Moritz von Anhalt in zwei Colonnen zu Bevern, so daß die preußische Feldarmee etwa 35,000 M. zählte. Daun stand in einem vortheilhaften Lager bei Kriechenau.

Schlacht bei Kollin, den 18. Juni 1757. — Wenn Friedrich gewußt hätte, daß Daun von seinem Hofe befehligt war am 22. Juni eine Schlacht zu wagen und Prag um jeden Preis zu entsetzen, so würde er sich zum Empfange seines Gegners auf's beste vorbereitet haben. Allein er glaubte den östreichischen Feldherrn durch künstliche Manoeuvres aus seiner festen Stellung locken zu müssen, besetzte in dieser Absicht einige Anhöhen hinter dem rechten Flügel der Oestreicher und suchte ihn durch einen Marsch nach Suchdol zu umgehen. Am Morgen des 18. Juni zogen die Preußen links ab über Planian

nach Nokumisti, wo sie sich formirten. Nun veränderte zwar Daun seine Stellung, marschirte aber auf dem kürzesten Wege rechts ab in eine Stellung, daß sein rechter Flügel auf einer Anhöhe über Krczegor draußen, das Centrum und der linke Flügel hinter den Dörfern Brzist und Chozemitz bis Bodhorz standen. Letzteres deckte seine linke Flanke, zur Sicherung der rechten war Nadasdy zwischen Kollin und Kutlirz aufgestellt und an der ganzen Fronte hin zogen sich Bäche, Teiche, Moräste und steile Anhöhen. Sobald Friedrich seinen Weg nach Suchdol auf diese Art versperrt und die feindliche Front unangreifbar sah, spähte er nach der rechten Flanke bei Krczegor, wo das Terrain weniger coupirt und nur mit einiger Reiterei von den Sachsen und dem Nadasdy'schen Corps besetzt war; in den Dörfern Krczegor und Radowesnitz sowie in dem dazwischen liegenden Eichwalde standen bloß Kroaten mit wenigem Geschütz und einiger Infanterie. Wenn hier der Angriff gelang, so konnte man dann den rechten Flügel nach dem Centrum drängen und die ganze Daun'sche Armee in die auch rückwärts befindlichen Defileen und Moräste werfen. Der König schickte Hülsen mit Infanterie, unterstützt durch Ziethen's und Putkammer's Husaren und Dragoner, in schräger Schlachtordnung zur Vertreibung des Nadasdy'schen Corps vor und ließ die ganze Armee wie vorher in zwei Colonnen folgen. Unter einer heftigen Kanonade avancirte Hülsen bis Krczegor, erstürmte das Dorf, eroberte das darin aufgestellte Geschütz und jagte die kaiserliche Infanterie in das Eichengehölz. Während sich die sehr zusammengeschossenen preußischen Bataillone unter dem heftigsten Kanonenfeuer der Oestreicher wieder zu formiren

suchten, hieben die Normann'schen Dragoner (aus dem zweiten Treffen) auf die nach dem Eichenbusche retirirende Infanterie ein und Ziethen warf das zu weit vorgerückte Corps von Nadasdy bis Radowesnitz zurück. Da indessen die preußische Cavalerie in der rechten Flanke einem mörderischen Feuer vom Eichwalde her begegnete, so mußte sie bis Kutlirz zurückgehen. Unterdessen hatte Daun, welcher mit dem einsichtsvollen Major Vetesz (beim Infanterieregiment Erzherzog Karl im ersten Treffen des rechten Flügels) Rücksprache genommen, schwere Artillerie, die Grenadiere und die ganze Reserve nach diesem Flügel bringen, auch die Cavalerie hinter Krczezor und auf der rechten Flanke (auf den Rath Nadasdy's und des Sachsen Nostitz) durch Infanterie ersetzen lassen. Statt daß nun die Preußen der Anordnung des Königs gemäß immer schräg nach der Linken fortmarschiren sollten, um Hülsen bei seinen Angriffen zu unterstützen, ließen sich Moritz von Anhalt und der Generalmajor Mannstein durch ihre Hitze hinreißen gegen die im hohen Korn versteckten Kroaten Front zu machen und die steilsten Anhöhen zu attakiren, wo sie von der östreichischen Infanterie im Anschlag erwartet wurden. Nur die Brigade des Prinzen Franz von Braunschweig (mit Anhalt, Hülsen und Bevern) zog linkwärts fort. Alle Angriffe Mannstein's wurden durch ein mörderisches Kartätschen- und Kleingewehrfeuer abgeschlagen. Von jetzt an gingen die Sachen der Kaiserlichen gut. Was half es Hülsen, daß er den östreichischen Grenadieren fast in den Rücken kam, daß Normann die sächsischen Karabiniere und Ziethen die östreichischen Kürassiere warf, da die östreichischen Regimenter Botta

und Haller, da der Fürst Kinsky nicht zum Wanken zu bringen waren, da die feindlichen Kartätschen die Cavalerie des Prinzen Wilhelm auf die befreundete Infanterie zurückwarf, da die Dragoner unter Benkendorf und die von Prinz Albert und Beust die preußische Cavalerie durch die gelichteten Infanterielinien hindurch verfolgten? Nun war kein zweites Treffen da, weil man es schon vorwärts hatte verwenden müssen; Benkendorf hieb in das Fußvolk ein, das jetzt in seiner Noth ein längliches Viereck bildete. Aber auch dieses ward mit Hülfe immer neuer östreichischer Cavalerie gesprengt und die Sachsen, welche einst bei Striegau (in der Schlacht von Hohenfriedberg) von den Preußen unbarmherzig waren zusammengehauen worden, schrien jetzt, alles ohne Pardon vor sich her niedermetzelnd: „Das ist für Striegau!" Von den preußischen Regimentern Hülsen, Bevern und Prinz Heinrich kamen wenige Leute lebendig vom Platze. Ohne die Dragoner, Husaren und Küraßiere von Normann, Ziethen und Markgraf Friedrich wären die Preußen bis über Krczegor hinaus verfolgt worden; denn das mit dem Säbel in der Faust vorstürmende ungarische Infanterieregiment Haller wurde durch jene Cavalerie zusammengehauen und so die weitere Verfolgung gehemmt. Der erwähnte schreckliche Angriff der sächsischen Dragoner entschied den selbst von Daun nicht mehr gehofften Sieg für Oestreich, indem dieser Feldherr bei dem schnellen Vorrücken der Preußen schon an verschiedene seiner Brigaden den Befehl zum Rückzuge nach Suchdol hatte ergehen lassen. Der dritte schlesische Krieg sollte noch länger dauern und dem Erzherzog Joseph in Wien noch mehr Gelegenheit zur Be-

wunderung des Brennenkönigs geben. Daun ertheilte nun Contre-Ordre und zog frische Infanterie vom linken Flügel sowie noch mehr Geschütz heran. — Als König Friedrich aus einem Fenster des Wirthshauses bei Slatislunz diese Wendung der Dinge sah, warf er sich auf ein Pferd und eilte auf den Kampfplatz. Er sprach seinen ermatteten und gelichteten Truppen Muth ein und mahnte sie, dem Feinde nicht zum ersten Male zu weichen. Nachdem er einige Bataillone wieder formirt und auf eine Anhöhe zunächst dem linken Flügel einiges schwere Geschütz hatte auffahren lassen, befahl er einen neuen Angriff auf den kaiserlichen rechten Flügel. Aber aller Tapferkeit ungeachtet wurden die Preußen auch jetzt durch das trefflich bediente Geschütz der Oestreicher (unter Feuerstein) und durch 100 Grenadiercompagnien abermals mit ungeheurem Verlust zurückgeworfen, so daß selbst von dem herrlichen Leibgardebataillon nur 250 M. und noch dazu größtentheils verwundet entkamen. Jetzt sprengte der König in der Verzweiflung selbst an die Spitze der Kürassiere und ließ auf die östreichische Cavalerie einhauen. Auch dies war vergebens; Ligne warf die preußischen Gendarmen über den Haufen und der noch nie besiegte König gab mit schwerem Herzen das Zeichen zum Rückzuge. Er hatte 13,000 M. eingebüßt und — an die Eroberung von Prag war nun nicht wohl zu denken, wenn nur nicht gar die Hoffnung der Oestreicher ausging Schlesien zu erobern und den König völlig zu demüthigen. Keith und Prinz Wilhelm hoben sogleich die Belagerung von Prag auf und suchten zugleich mit dem König und Moritz von Anhalt die Elbe sowie die Pässe durch die Lausitz, dadurch aber Sachsen und Schlesien

zu decken. Indessen machte Prinz Wilhelm von Preußen, welcher nicht auf den erfahrnen Winterfeld hörte, falsche Manoeuvres und die Pässe nach Schlesien gingen bald an den mit dem Prinzen Karl von Lothringen vereinigten Daun verloren. Nachdem die Oestreicher selbst Zittau genommen hatten, wendete sich auch der König aus Böhmen nach Sachsen. Von seinem schönen Heere hatte er nicht viel über 50,000 M. mehr. Und die Zahl seiner Feinde war ungeheuer angewachsen. Die verstärkten und siegstrunkenen Oestreicher drängten mit aller Gewalt nach, die Franzosen, die Reichstruppen, die Schweden und die Russen waren im Anzuge. Friedrich schien erdrückt werden zu müssen und galt auch in Vieler Augen nur noch als ein tollkühner Abenteurer. Aber wie so wenig kannte man ihn und sein Genie! Sein Entschluß war bald gefaßt. Die vielnamigen Feinde mußten einzeln geschlagen werden.

Während sich Friedrich mit den Sachsen und Oestreichern hatte herumschlagen müssen, waren die Franzosen fertig geworden und zogen nach der Schlacht bei Kollin nur um so begieriger heran. Sie marschirten unter d'Estrées und Maillebois von den Niederlanden her nach Hannover und Hessen und nöthigten (am 26. Juli 1757) den Herzog von Cumberland, Commandanten der englischen (hannöverschen), braunschweigischen und hessischen Truppen zur Schlacht bei Hastenbeck, welche dieser verlor. Gleich darauf übernahm Richelieu den Oberbefehl über die französische Armee, drang bis in's Halberstädtische vor und nöthigte den von der Elbe abgeschnittenen Cumberland zur Capitulation (am 8. Sept. im Kloster Seven). Hiernach sollten die deutschen Truppen auseinandergehen und die hannöver-

schen jenseit der Elbe im Lauenburgischen stehen bleiben. Nun vereinigte sich der französische Feldherr mit der Reichsexecutions-armee unter dem Prinzen von Hildburghausen und mit dem französischen Hülfsheer unter Soubise. Alle dem konnte Friedrich vorläufig nichts als ein Corps unter Ferdinand von Braunschweig zum Schutze Magdeburgs entgegenstellen, da er gerade genug gegen die Oestreicher in Schlesien zu thun hatte. War doch der östreichische General Haddick mit seinem Corps bis Berlin vorgedrungen und hatte es gebrandschatzt! Nur bei der Annäherung des Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau war er zu einer rückgängigen Bewegung genöthigt gewesen. Dazu waren die Schweden von Stralsund aus in die Uckermark eingebrochen, ja 100,000 Russen unter Apraxin und Fermor hatten einen Einfall in Preußen gemacht, sich bis Groß-Jägerndorf herangezogen und die 30,000 Preußen unter Lehwald bei dem genannten Orte auf's Haupt geschlagen. Der König konnte den Prinzen Karl von Lothringen nicht zu einer Schlacht bewegen, die Russen und Schweden vorläufig nicht aufhalten; er entschloß sich, zuerst den Prinzen von Hildburghausen mit der Reichsarmee nebst dem mit ihm vereinigten Soubise auf die Seite zu schaffen.

Schlacht bei Roßbach, den 5. Nov. 1757. — Der König ließ einen Theil seiner Truppen unter Bevern in Schlesien zurück und marschirte mit Moritz von Dessau gegen die Saale, um das feindliche Heer von 64,000 M. in seinem Lager zwischen Micheln und Gröst anzugreifen. Er fand es zu fest und suchte nun die Vereinigten herauszulocken, indem er mit seinen 22,000 M. eine leicht zu umgehende Stellung hinter

Lundstädt und Reichertswerben bei Merseburg einnahm. Die Franzosen, welche den „Markgrafen von Brandenburg" mit seiner Handvoll Leute gefangen nach Paris führen wollten, gingen in die Falle. Um diesen schon bei Kollin so übel weggekommenen Markgrafen sicher zu fangen, wollten sie ihn von Merseburg abschneiden, ihm in die linke Flanke und in den Rücken fallen und so seine Arme aufreiben. Da er diese feine Absicht natürlich nicht merken durfte, so schickten sie den General St. Germain mit einem starken Corps dem rechten Flügel gegenüber. Dies alles ließ Friedrich, der seinen Schlachtplan bereits entworfen hatte, ganz ruhig geschehen, speis'te mit dem Fürsten Moritz, mit Keith, dem Prinzen Heinrich, mit Ferdinand von Braunschweig und Seidlitz zu Mittage, gestattete dem Soldaten sein Pfeifchen zu schmauchen und sein Mahl zu genießen und ließ die Feldwachen sowie das ganze Lager ruhig stehen. Nach Tische (es war um 1 Uhr) griff man in aller Stille zum Gewehr und stellte sich hinter den Hügeln, worauf das Lager und hinter den Zelten 53 schwere Kanonen standen, in Schlachtordnung. Von dem Feinde unbemerkt zog sich Seidlitz mit der Cavalerie links bis hinter eine Anhöhe bei Groß-Keyna und die Infanterie gleichfalls in dieser Richtung hinter den Janushügel. Von alle dem sahen die Franzosen nichts als einen Trupp Husaren, welche davonzusprengen schienen. Damit nun der König nicht etwa entkomme, entschlossen sich die Verbündeten zum Angriff. Eine so bunt zusammengesetzte und so schlecht commandirte Armee unternahm einem wohlorganisirten und trefflich geübten Heere gegenüber einen Flankenmarsch! Voraus ritten kaiserliche Kürassiere, Karabiniere und Grenadiere nebst der ganzen Reichs-

cavalerie und der französischen vom rechten Flügel. Sowie sie über Busendorf hinauskamen, stürzte Seidlitz mit furchtbarer Gewalt über sie her; zwar hielt dabei die östreichische Cavalerie wacker Stand, mußte aber, als Czettritz mit den Katte'schen Dragonern den Küraſſieren in die Flanke fiel, gleichfalls weichen. Nochmals suchte sie sich mit Hülfe der französischen zu setzen, litt aber durch ein schreckliches Kanonfeuer aus einer preußischen Batterie vom Janushügel so arg, daß sie auf die eben vorrückende Infanterie geworfen wurde. Dennoch fuhr Custine an der Spitze eines französischen Cavalerieregiments heraus, ward aber vom Obersten Lentulus mit den preußischen Gendarmen empfangen und mit Wunden bedeckt gefangen genommen. Und nun warfen die preußischen Küraſſiere vollends alles vor sich her zu Boden, so daß selbst mehrere französische Grenadiercompagnien in Verwirrung geriethen. Diesen Augenblick benutzte der König von Preußen und ließ die Infanteriebrigade Prinz Heinrich vorrücken, um das Dorf Reichertswerben wegzunehmen und die feindliche Infanterie anzugreifen. Letztere war eben im Begriff sich zu entwickeln, als das preußische Fußvolk von dem genannten Dorfe her ein so schnelles und mörderisches Pelotonfeuer machte, daß die Franzosen in Verwirrung geriethen. In dieser Noth suchten Aumale und Bruot ein paar Batterien aufzupflanzen; allein die preußischen Batterien auf dem Janusberge und dem Lundstädter Hügel ließen es nicht dahin kommen. Dazu kam ein gräßlicher Kartätschenhagel auf die noch nicht entwickelten Infanteriecolonnen der Franzosen, unter denen sich die Ordnung ganz zu lösen begann. Soubise schickte zwar noch ein Regiment mit

gefälltem Bajonett vor, dieses mußte aber wegen des heftigen Pelotonfeuers die Gewehre wegwerfen und davoneilen. Das Feuer der Preußen ward jetzt noch heftiger und ihre Cavalerie stürzte sich auf und zwischen das zerrüttete Fußvolk der Franzosen, hieb viele Leute nieder und machte ganze Bataillone gefangen. Als dies die Reichstruppen sahen, entflohen sie, daß sie der Herzog Ferdinand von Braunschweig nicht einholen konnte. Die noch zuletzt auf dem Schlachtfelde stehenden tapfern Schweizerregimenter zogen bloß nach wiederholten Befehlen des Generals Soubise ab und deckten das fliehende Heer der Franzosen und ihrer Alliirten bis in die sinkende Nacht. Wald und Feld wimmelten von Flüchtigen, alles lag voll Lederzeug, Waffen, Trommeln, Hüte, Stiefeln, Karren und Kanonen, alle Schlupfwinkel staken voll Franzosen. Da die leichte preußische Reiterei hurtig verfolgte, so glaubten sich die Fliehenden von Friedrich's ganzem Heere bedroht und eilten bis über Erfurt hinaus, ja bis nach nach Cöln und in den Elsaß. Dies war die nachher sogenannte Hasenjagd bei Roßbach, wobei die große vielfach überlegene französische Armee eigentlich nur durch 6 Bataillone und 30 Schwadronen der Preußen geschlagen worden war. Die Franzosen und Reichstruppen hatten 3—4000 Todte und Verwundete und wenigstens 8000 Gefangene verloren, die Preußen dagegen nur etwa 100 Todte und 300 Verwundete.

Während der König diesen glorreichen Sieg erfocht, hatte Bevern gegen die doppelt überlegenen Oestreicher in der Lausitz einen schweren Stand gehabt. Bei Moys kam Winterfeld mit Nadasdy in's Gefecht und verlor das Leben. Be-

vern selbst ging nun nach Schlesien und suchte sich gegen die Kanonaden der Oestreicher im Lager bei Liegnitz und Barschdorf zu halten. Dann machte er einen geschickten Marsch und gewann die vortheilhafte Stellung bei Breslau, indem er sich auf diese Stadt sowie auf die Lohe und Oder stützte und so weder umgangen noch abgeschnitten werden konnte. Die nahen Dörfer ließ er insgesammt verschanzen, zugleich aber auch die schlesischen Festungen verstärken, wodurch er sein Heer allzusehr schwächte. Dennoch eroberte der Prinz Karl von Lothringen sehr bald das wichtige Schweidnitz. Jetzt hatten die Oestreicher die Niederlage der Franzosen bei Roßbach erfahren und beschlossen den Herzog von Bevern zu vernichten, bevor der König herankommen konnte.

Schlacht bei Breslau, den 22. Nov. 1757. — Bevern erstreckte seinen rechten Flügel bis nach Kosel, und Pilsnitz ward besetzt. Zwischen Kosel und Klein-Mochber marschirten 17 Bataillone und 40 Schwadronen Kürassiere nebst einigen Seidlitzer Husaren auf. Manteufel besetzte Schmiedefeld, der Prinz Heinrich Höfchen und die Passage über die Lohe sollte dem Feinde durch ein paar auf den Anhöhen des Flüßchens aufgepflanzte Batterien gewehrt werden. Auf dem linken Flügel formirte die Ziethen'sche Infanterie einen Haken, dessen linke Flanke sich bis Gabitz erstreckte, während hier im zweiten Treffen alle Dragoner und Husaren von Ziethen und Werner standen. In den vorwärts gelegenen Dörfern Kreitern, Kleinburg, Woischwitz und Hartlieb waren die Vorposten aufgestellt und durch Grenadiere und einige Infanterie unterstützt. Als Bevern später merkte, daß die Oestreicher

seinem linken Flügel über Woischwitz und Dürgen in die Flanke gehen wollten, so dehnte er das Ziethen'sche Corps bis nach dem letztern Orte aus. — Am Morgen des 22. Nov. sah man die östreichische Schlachtordnung. Sie erstreckte sich von Klettendorf bis Klein-Maßelwitz und schien es zunächst auf Pilsnitz und Klein-Mochber abgesehen zu haben. Die kaiserlichen Grenadiere kamen unter Begünstigung einer Kanonade über die bei Groß-Mochber geschlagenen Brücken; ihnen folgte außer einigen Karabinieren und berittenen Grenadieren die Infanterie des ganzen östreichischen rechten Flügels und der Reserve, unterstützt durch die Cavalerie desselben Flügels. Sobald die östreichischen Grenadiere zu Fuß über die Lohe waren, stürzte Pennacaire mit den Kürassieren von Schöneich auf sie los, ward aber durch ein heftiges Kartätschen- und Musketenfeuer zurückgetrieben. Nun rückten die siegreichen Grenadiere weiter vor und warfen auch die Regimenter Wilhelm und Ferdinand von Preußen von der Brigade des General-Lieutenants Scholz, welcher tödtlich verwundet ward, nahmen ferner die Schanze vor Gräbischen und dieses Dorf selbst, griffen dann sogleich Höfchen und Klein-Mochber in Front und Flanke an und vertrieben die Preußen aus diesen beiden Dörfern. Heftig ward um Schmiedefeld gestritten. Erst gegen Abend konnten sich die Preußen wieder formiren, trieben dann die Oestreicher aus Schmiedefeld, Höfchen und Klein-Mochber bis an die Lohe zurück und konnten sich nur der Position in Gräbischen nicht wieder bemächtigen. Uebler kam Nadasdy weg, welcher unterdessen bei Hartlieb über die Lohe gegangen und Ziethen's linker Flanke näher gekommen war; dieser ließ sie aus seinen Batterien tüchtig be-

schießen und durch seine Husaren im Verein mit den Werner'schen angreifen, so daß sie eilig zurückgingen und dort nicht wieder zum Vorschein kamen. Gerade zu derselben Zeit bemächtigte sich Wolfersdorf mit kaiserlichen und würtembergischen Grenadieren des Dorfes Kleinburg, wurde aber von Bevern arg zugerichtet zurückgeschickt. Während Kleinburg niederbrannte, blieben die Preußen hinter diesem Dorfe stehen. Noch heftiger ward um Pilsnitz gekämpft. Hier war die östreichische Infanterie dreimal von den preußischen Grenadieren zurückgewiesen worden. Trotz dem hatten die Reihen der Preußen, welche nicht durch frische Truppen ausgefüllt werden konnten, ungeheuer gelitten. Die Nacht brach ein und die Sache wurde bedenklich, da auch die Kroaten durch die Verhaue bei Kosel zu dringen suchten. Die meisten Regimenter hatten sich fast ganz verschossen und viele Generale waren verwundet. Bevern beschloß in aller Stille abzuziehen. Er ging theils durch Breslau und theils über die bei Pözelwitz geschlagene Schiffbrücke über die Oder zurück. Wäre es auf Ziethen angekommen, welcher Pilsnitz so wacker behauptet hatte, so hätten die Oestreicher nächtlicher Weile angefallen und geschlagen werden müssen. Verdrießlich folgte auch er und erfuhr, wie sehr sich die Oestreicher am andern Morgen gewundert hatten das ganze Schlachtfeld von den Preußen verlassen zu sehen. Die Preußen hatten in der Schlacht bei Breslau 4000 Todte und Verwundete, ebensoviel Ausreißer (welche den König verloren gaben) und gegen 1000 Gefangene eingebüßt, während die Oestreicher diesmal weit besser weggekommen waren. Zwei Tage später ritt Bevern, dem vor dem Zorn des Königs bangen mochte, nur von einem

Reitknechte begleitet, weit in die Felder hinaus nach den Oestreichern zu, welche ihm den Gefallen thaten ihn gefangen zu nehmen und dann nach Wien schafften, wo er freundlich willkommen geheißen wurde. Wieder zwei Tage später capitulirte Breslau. Es war Zeit, daß der König herankam.

Während man in Wien und auch bei der östreichischen Armee (wenn auch gewiß mit Ausnahme von Daun und Laudon) das heranziehende Heer des Preußenkönigs nur die Potsdamer Wachparade, nur ein Frühstück nannte, womit man bald fertig zu sein hoffte, so gedachte Friedrich doch Schlesien nicht so leichten Kaufs preiszugeben. Zwar schmerzte ihn tief Winterfeld's Tod, der Verlust von Schweidnitz und Breslau, zwar hatte er den **80,000** Oestreichern nur **35,000** M. entgegenzuführen; aber sein Geist erhob sich immer mehr, je heftiger er bedrängt wurde. Am 1. Dec. war er bereits an Schlesiens Grenze. Nachdem er die Kroaten bei Parchwitz zersprengt hatte, wartete seiner eine große Freude. Als sich Schweidnitz ergab, hatten sich die Werner'schen Husaren durch die Belagerer durchgehauen und zogen nun dem König entgegen. Die übrige Besatzung dieser Festung, welche von wenigen Oestreichern kriegsgefangen nach Böhmen escortirt werden sollte, erfuhr unterwegs den Sieg der Ihrigen bei Roßbach, machte sich, ohne Waffen wie sie war, über ihre Führer her, überwältigte sie und suchte nun auf Gerathewohl den König auf. Sowohl die Werner'schen Husaren als die übrige Besatzung trafen ihn jetzt und wurden mit Herzlichkeit aufgenommen. Am folgenden Tage (d. 2. Dec.) brachte Ziethen die 15,000 M. des Bevern'schen Corps. Während man zu Parchwitz einen

Kriegsrath hielt, lief die Nachricht ein, die Oestreicher hätten das feste Lager bei Breslau verlassen und sich gegen Lissa und Neumark in Marsch gesetzt; nicht mehr Daun, welchem Oestreich offenbar seine bei Kollin und Breslau erfochtenen Vortheile verdankte, sei Generalissimus, sondern Prinz Karl von Lothringen. Man traute kaum seinen Ohren, hielt aber beide Nachrichten für die besten, die hätten eintreffen können, und zweifelte keinen Augenblick mehr am Siege. Am 4. Dec. marschirten die Preußen von Parchwitz nach Neumark, wo sie 2—3000 Kroaten mit einer Feldbäckerei aufhoben, und am 5. früh um 4 Uhr gegen Leuthen, wo die Oestreicher in Schlachtordnung stehen sollten.

Schlacht bei Leuthen (Lissa), den 5. Dec. 1757. — Beim Dorfe Borne stieß Ziethen mit dem Vortrab auf östreichische und sächsische Reiter, die sich erst dadurch werfen ließen, daß ihnen Kleist um eine Anhöhe herum in die Flanke galoppirte. Bei dieser Affaire erhielt der sächsische General-Lieutenant Nostitz die Todeswunde. Die Avantgarde der preußischen Infanterie setzte sich nun auf den Anhöhen bei Borne fest und Friedrich recognoscirte die östreichische Armee. Sie stand in einer meilenlangen Schlachtordnung mit dem rechten Flügel an Nypern, mit dem linken an Gohlau gelehnt, während die Dörfer Frobelwitz, Sarawitz und Leuthen vor ihrer Fronte lagen. Die östreichische Cavalerie ward auf dem rechten Flügel von Luchesi, auf dem linken von Serbelloni commandirt, an welchen Letztern sich Nadasdy anschloß. Längs der Fronte waren die mit Tannengehölz bewachsenen Anhöhen zu Batterien benutzt und vor dem linken Flügel war ein Verhau

gemacht. Auch eine tüchtige Reserve war nicht vergessen. Da der König durch seine Ferngläser bemerkte, daß auf dem linken Flügel Baiern, Würtemberger und bei Breslau übel zugerichtete Oestreicher standen, so beschloß er diesen anzugreifen. Er ertheilte seine Befehle vom Lobetinzer Windmühlenberge aus. Die Spitzen der preußischen Colonnen kamen sogleich über Borne draußen zum Vorschein und wendeten sich — nach dem östreichischen rechten Flügel. Als dies Luchesi bemerkte, hielt er um Verstärkung an und — bekam die Reserve nebst einiger Cavalerie vom linken Flügel. Daun wurde nicht gehört, als er den linken Flügel bedacht wissen wollte. Nun bedrohte ein Theil der preußischen Colonnen wirklich den rechten Flügel, zugleich aber schwenkten sich alle übrigen Truppen unter Begünstigung einiger Anhöhen plötzlich rechts und die ganze preußische Armee stieß in schräger Richtung auf die linke Flanke der Oestreicher. Die ganze schwere Artillerie spie auf einmal ihr verderbliches Feuer gegen die getäuschten Oestreicher aus, Wedel griff mit vier Bataillonen der Avantgarde, unterstützt von den übrigen Bataillonen, den Verhau und die Batterie bei Sagschütz an, nahm beide und sprengte den Haken, wodurch das Nadasdy'sche Corps mit dem kaiserlichen Flügel zusammenhing. Der Avantgarde schloß sich gleich die preußische Infanterie vom rechten Flügel an und raubte den Gegnern ihre Flanke. Die Baiern und Würtemberger mußten weichen; es ward ein Bataillon auf das andre geworfen. Die östreichischen Generale hatten zwar jetzt die auf den rechten Flügel detaschirte Verstärkung zurückholen lassen; aber sie hatte zwei Stunden zu marschiren, und als sie ankam, herrschte schon eine solche Verwirrung, daß sie selbst

mit in Unordnung gerieth, da zumal ihre Flanke durch das Feuer aus 10 Zwölfpfündern bestrichen wurde. So ward der östreichische linke Flügel auf das Centrum und gegen Leuthen gedrängt. Unterdessen hatte auch Ziethen freies Feld gewonnen und mit Beistand der Infanterie, welche eine kaiserliche Batterie nahm, die Cavalerie der Gegner geworfen, drang dann selbst in das östreichische Fußvolk ein, der preußische rechte Flügel avancirte mit Gewalt und setzte sich endlich vor Leuthen. Der östreichische linke Flügel nebst dem Centrum war geschlagen, jetzt kam es noch auf den rechten an. Die preußische Linke kam in's Feuer und hielt sich ebenso gut wie die Rechte. Am heftigsten entbrannte der Kampf um das Dorf Leuthen, wo sich östreichische Grenadiere in den Häusern und besonders auf dem Kirchhofe wie Verzweifelte wehrten. Sie schlugen einen Angriff der Preußen nach dem andern ab, bis endlich die Garde mit gefälltem Bajonett in's Dorf eindrang und Möllendorf nach vielem Blutvergießen den Kirchhof erstieg. Nochmals suchten sich die Oestreicher auf den hinter Leuthen befindlichen Anhöhen zu setzen; allein sie drängten sich so dicht zusammen, daß die preußische Artillerie durch jede Salve ganze Glieder wegraffte und zuletzt alles in der größten Verwirrung das Weite suchte. Die Eroberung von Leuthen entschied den Sieg für den König. Der preußische General Driesen warf nun noch die kaiserliche Cavalerie unter Luchesi, das Baireuth'sche Dragonerregiment kam gerade zu der Zeit, als das preußische Fußvolk mit dem östreichischen fertig geworden war, dem letztern in die Flanke und in den Rücken, so daß ganze Bataillone das Gewehr strecken mußten oder gesprengt wurden, und Schen-

kendorf eroberte mit dem Degen in der Faust eine starke Batterie, welche noch bis zuletzt viel Schaden gethan hatte. Nun wichen die Oestreicher auf allen Seiten. Sie zogen sich in übergroßer Eile gegen Lissa über das Schweidnitzer Wasser. Selbst die gemeinen Soldaten sahen ein, daß der Prinz sehr schlecht für sie sorgte und gaben sich ganz freiwillig zu Tausenden gefangen. Der einzige Nadasdy brachte einige Theile des geschlagenen Heeres davon. Der Abend machte der weitern Verfolgung ein Ende. Der König nahm sein Hauptquartier in der Stadt Lissa, wo noch viele Kaiserliche gefangen genommen wurden. Durch die Schlacht bei Leuthen war die öftreichische Armee um 30,000 Mann geschwächt worden, während die Preußen kaum 4000 M. vermißten.

Gleich nach der Schlacht bei Leuthen, welche nur 20,000 Oestreicher, und noch dazu von allem entblößt, nach Böhmen entkommen ließ, berannte Friedrich die Festung Breslau, deren Garnison von 17,000 M. sich ihm bald ergab. Im April des folgenden Jahres ergab sich auch Schweidnitz mit 3000 M. Besatzung an Lentulus. Wäre jetzt kein andrer Feind gegen Friedrich mehr vorhanden gewesen als Oestreich, er würde sich haben ruhig niederlegen können. Allein die Russen mit ihren Kosaken, Kalmücken und Baschkiren waren noch zu überwinden. Wie es zuging, daß sie Oestreich in der letzten Zeit nicht beistanden, da sie doch bereits Preußen überschwemmt hatten? Die Antwort ist folgende: Die Czarin Elisabeth hatte sich über einige satyrische Aeußerungen des Königs schwer geärgert. Ihrem von Oestreich gewonnenen Günstlinge Bestucheff gelang es 1756 sie gegen Preußen zum Bruche zu reizen.

Nach Friedrich's Einfall in Sachsen schrie der Dresdner Hof um Hülfe. Der russische Thronfolger Peter, dem König persönlich geneigt, verzögerte insgeheim alle Kriegsrüstungen. Nach Friedrich's Niederlage bei Kollin war aber kein Halten mehr. Die Russen fielen über Preußen her, schlugen mit ihren 100,000 M. den nur 26,000 M. starken Lehwald und — zogen auf einmal zu jedermanns Erstaunen wieder ab. Bei dem vorgerückten Alter der Czarin fand es Bestucheff angemessen sich mehr den Wünschen des Großfürsten zu fügen und ließ dem Feldmarschall Apraxin befehlen Preußen auf der Stelle zu räumen und nur eine Besatzung in Memel zurückzulassen. Bald aber stachelte Frankreich die Czarin zu neuer Wuth gegen den König, so daß sich auch Bestucheff genöthigt sah mit gegen Preußen zu stimmen. General Fermor erhielt Befehl, mit 80,000 Russen bis Berlin vorzudringen. Lehwald's Corps stand unter dem General Dohna, welcher damit einstweilen die Schweden im Zaum gehalten hatte. Die Russen fanden keinen Widerstand und marschirten gegen Berlin, besonders aber vor Küstrin. Letzteres schossen sie im August 1758 in einen Aschenhaufen zusammen, ohne die Festung nehmen zu können. Jetzt kam Friedrich, welcher sich überall hatte herumschlagen müssen, mit Seidlitz und Moritz von Anhalt heran. Seine Soldaten brannten vor Begier die Russen für ihre verübten Greuelthaten zu züchtigen. Er vereinigte sich mit Dohna am 21. August und sagte zu ihm öffentlich: „Ihre Leute haben sich sehr geputzt; ich bringe welche mit, die sehen aus wie Grasteufel, aber sie beißen."

Schlacht bei Zorndorf, den 25. August 1758. —

Um das russische Hauptheer unter Fermor von dem bei Landsberg an der Warthe stehenden Corps des Generals Romanzow abzuschneiden, schlug der König bei Güstebiese eine Schiffbrücke und ging mit seinen Truppen über die Oder. Die Belagerung von Küstrin mußte bei dieser Stellung der Preußen sogleich aufgehoben werden. Fermor zog sich gegen Quartschen und Zorndorf hinter die Mützel zurück und stellte sich nach russischem Gebrauch in einem großen Carré auf. Um diese Stellung zu recognosciren, ritt der König unter starker Escorte ziemlich nahe hinzu und ließ die rings herumschwärmenden Kosaken durch die Husaren verjagen. Er gedachte den russischen rechten Flügel auf die übrige Armee und mit derselben in die Sümpfe bei Quartschen zu werfen, ließ auch alle Brücken über die Mützel abbrechen, damit kein Russe entrinne! Die Preußen hatten in ihrer Erbitterung geäußert, daß sie nie Quartier geben würden; den Russen war dies verrathen worden, die nun denselben Entschluß faßten. Es war eine Metzelei vorherzusehen. Die Schlacht ward mit einer Kanonade eröffnet. Das russische Geschütz war meistens zu hoch gerichtet und wirkte daher wenig, während Möller aus einer Batterie von 40 schweren Kanonen die rechte Ecke des russischen Vierecks sehr wirksam beschoß. Es entstand unter der in diesem Carré eingeschlossenen Cavalerie und Bagage eine solche Unordnung, daß letztere hinter die Fronte nach Quartschen gebracht werden mußte; so raffte eine einzige preußische Kanonenkugel 40 russische Grenadiere weg. Während dieser mörderischen Kanonade ging Manteufel mit 8 Bataillonen vor und griff die Russen in der linken Flanke an; da er aber von der übrigen Infanterie noch nicht gehörig unter-

stützt werden konnte, so ward er von der hervorbrechenden Cavalerie mit Verlust zurückgetrieben. Kaum sahen die russischen Generale dieses Zurückweichen, als sie ihr Carré öffneten und die Infanterie mit lautem Siegsgeschrei hinter den Preußen herlief. Dadurch entstand einige Unordnung in der russischen Stellung, die Seidlitz benutzte, indem er die feindliche Cavalerie mit Kürassieren und Husaren in die Moräste von Quartschen warf. Unterdessen fiel Lentulus mit der Garde und den Gendarmen über die russische Infanterie her und warf sie über den Haufen. Sowie Seidlitz mit der russischen Cavalerie fertig war, half er die Bataillone auseinanderhauen, deren Pulvervorräthe Ziethen durch seine Husaren in die Luft sprengen ließ. Vor der preußischen Front brannte Zorndorf; aber daneben vorbei und auch mitten hindurch sprengten preußische Kürassiere, Dragoner und Husaren, hieben auf den russischen rechten Flügel ein und warfen ihn nach schrecklichem Gemetzel zuletzt in die Sümpfe von Quartschen. Die Russen wurden hier von den erbitterten Preußen ebenso gut auf den Kanonen als in den Sümpfen massacrirt. Der Rest des geschlagenen rechten Flügels drang unaufhaltsam gegen die Bagage zurück und war selbst dadurch nicht wieder zum Stehen zu bringen, daß die eignen Officiere auf die Flüchtigen schossen. Weniger glücklich focht man gegen den noch unerschüttert dastehenden linken Flügel der Russen. Während die vom Metzeln ermüdete preußische Cavalerie hinter Zorndorf ein wenig verschnaufte und sich zu formiren begann, machte sich die preußische Infanterie des rechten Flügels zum Angriff fertig. Aber hier kamen die Russen zuvor. Sie liefen schleunig heran, er-

oberten eine Batterie vor dem preußischen rechten Flügel und brachten die Truppen von Dohna in Verwirrung, so daß sie bis hinter Wilkersdorf zurückweichen mußten. Da ritt der König mit einer Fahne in der Hand vor die weichende Infanterie und die von ihm aus Schlesien mitgebrachten Regimenter hielten die Russen mit gefälltem Bajonett auf. Die Russen standen aber doch wie erzürnte Bären und wären ohne Seidlitzens Dazwischenkunft höchst wahrscheinlich auch wieder vorgedrungen. Mit Hülfe dieses wackern Generals jedoch wurden nach zweistündigem Kampfe die russischen Bataillone reihenweise niedergestreckt und die feindliche Schlachtordnung vollends zerrüttet. Zuletzt half auch hier keine Tapferkeit mehr; die Russen wurden endlich in die Moräste von Quartschen und Zicher zurückgedrängt, ihres Gepäckes und der ganzen Kriegskasse beraubt. Die Kosaken, welche während des Tumultes die umliegenden Dörfer anzündeten und die verwundeten Preußen massacrirten, wurden von des Königs Cavalerie aufgesucht und haufenweise niedergemacht. Da die Russen sich überwunden sahen, wollten sie die Mützel passiren, fanden aber die Brücke abgebrochen und suchten nun ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Nur die Nacht machte dem Würgen ein Ende. Während der Nacht suchten sich beide Armeen wieder zu formiren und am andern Morgen begann die Kanonade von neuem. Bald aber zogen sich die Russen zurück und hielten um einen Waffenstillstand an. Gegen 18,000 todte und verwundete Russen bedeckten das Schlachtfeld und von den letztern wurden viele noch ein Opfer des Ingrimms der neumärkischen Bauern. Aber auch die Preußen hatten 10—12,000 M. eingebüßt. Obgleich nun der Her=

zog Ferdinand von Braunschweig die bei Roßbach geschlagenen Franzosen im Zaum hielt, die Schweden und Reichstruppen aber nichts Bedeutendes ausrichten konnten, so hatte doch der König in den verschiedenen Schlachten zu viel Mannschaft und Material eingebüßt, um sogleich den Feldmarschall Daun, welcher endlich zum Generalissimus der östreichischen Truppen erhoben worden war, mit gehörigem Nachdruck zurückweisen zu können. Gleichwohl war dies sehr nöthig, indem der östreichische Feldherr in Sachsen eingefallen war und den Prinzen Heinrich bei Dresden bedrohte. Der König raffte daher zusammen, was ihm möglich war, nur Dohna zur Beobachtung der geschlagenen Russen mit 15,000 und Wedel gegen die verjagten Schweden mit 5—6000 M. zurücklassend, und zog ungesäumt nach Sachsen.

Ueberfall bei Hochkirch, in der Nacht vom 13. zum 14. Oct. 1758. — Als Daun die Absicht des Königs aus dessen Bewegungen errieth, bezog er sogleich eine feste Stellung bei Stolpen und postirte die Reichstruppen in das unangreifbare Lager bei Pirna. Weiter ward aber dem östreichischen Feldherrn gemeldet, daß sich Friedrich mit dem Prinzen Heinrich und dem Markgrafen Karl vereinigt habe; um nun nicht von seinen Hauptmagazinen in der Oberlausitz und am Ende gar von Böhmen abgeschnitten zu werden, zog er sich unter Begünstigung einer dunkeln Nacht in das Lager bei Kittlitz unfern Löbau. Friedrich rückte ihm nach und lagerte sich bei dem Dorfe Hochkirch so nahe bei den Oestreichern, daß beide Heere einander mit den Kanonen erreichen konnten. Eine so trotzige Stellung kam selbst den gemeinen Soldaten der Oest-

reicher wie eine Herausforderung vor. Laudon, Daun, Lascy und Tillier benutzten diese Stimmung ihres Heeres und faßten den Plan, den Preußenkönig in seinem Lager geradezu aufzuheben. Man setzte die Nacht zum 14. Oct. für den Ueberfall fest. Am 13. ließ Daun auf seinem linken Flügel (denn auf den rechten preußischen war es zunächst abgesehen) wie gewöhnlich an den Verhauen arbeiten und das Lager immer mehr verschanzen, als ob er demnächst einen Angriff befürchtete, ja die Truppen des linken Flügels mußten sogar eine Scheinbewegung rückwärts machen. Am Abend des genannten Tages zog die östreichische Mannschaft ab, von jeder Compagnie 3—4 Mann mit einem Tambour zurücklassend, damit die Ablösungen, der Zapfenstreich und die Reveille wie immer executirt würden. Das Verderben schlich an den König heran, welcher sich auf die Wachsamkeit seiner Truppen und auf die „östreichische Langsamkeit" verließ. Sein rechter Flügel lehnte sich an Hochkirch und der linke an Kodiz. Vor der ganzen Linie waren sorgsam Wachen aufgestellt. Einige Husaren meldeten, daß man sich im östreichischen Lager zu rühren, daß sich ein feindliches Corps dem preußischen rechten Flügel zu nähern scheine. Ziethen und Seidlitz vermochten den König einige Brigaden aufstellen zu lassen. Da aber wieder alles still wurde, so ward dieser Befehl bald widerufen. Nur die Husaren und Dragoner von Ziethen und Czettritz, die nächsten am Feinde, blieben (wie alle Nächte so auch jetzt) angezogen und ihre Pferde gesattelt. Nach Mitternacht brach Laudon von Rachlau und Wuischka nach Soritz auf und formirte sich im Grunde bei Steindörfel. An den Fuß des Hochkirchner Berges hatten sich unter

dem Lärmen, welchen Holzfäller durch ihre Arbeit, durch Rufen und Gesänge im Walde machen mußten, Panduren und freiwillige Grenadiere gezogen, jetzt folgten ihnen ebendahin zwei starke Colonnen Fußvolk mit Artillerie sowie Karabiniere und berittene Grenadiere unter Lascy. Gegen das preußische Centrum sollte Colloredo hinter Kohlwesa einen Scheinangriff machen und der östreichische rechte Flügel den preußischen linken erst dann angreifen, wenn man mit dem rechten würde fertig geworden sein. Früh Punkt 5 Uhr attakirten die Panduren alle preußischen Vorposten des rechten Flügels und der Freibataillone im Birkenbusch (vorwärts von Hochkirch). Zugleich trafen bei den Feldwachten der preußischen Vorposten in den Fleschen nach und nach so viele östreichische Ausreißer ein, daß dieselben — eben jene Vorposten mit einem Schlage überwältigen konnten. Während dies geschah und die Freibataillone geworfen wurden, drangen die Vortruppen der Oestreicher in's preußische Lager selbst ein, massacrirten viele noch schlafende Preußen, erklimmten in einem Laufe die Anhöhen, trieben drei Grenadierbataillone, welche kaum hatten unter's Gewehr treten können, mit vielem Verlust zurück und formirten sich in Nebel und Dunkelheit mit der ganzen übrigen Infanterie auf den erstiegenen Höhen. Zwar hieben die Reiter von Ziethen und Czettritz erst auf die östreichische Infanterie und dann auch auf die feindlichen Schwadronen ein, wurden aber von Laudon's Cavalerie in der Flanke gefaßt und mußten sich zurückziehen. Die Preußen eilten überall halb nackt, viele Reiter nur mit einem Stiefel, auf den Kampfplatz; aber in einem Sturm warfen sich die Kaiserlichen auf die Batterie von 10

schweren Zwölfpfündern, welche der Markgraf Karl mit einem Grenadierbataillon deckte, und vertrieben diesen vom Platze, beschossen sodann aus diesem Geschütze das preußische Lager und machten sich zum Angriff auf das Dorf Hochkirch selbst fertig. Hier standen zwei Bataillone von Geist und der Kirchhof war vom Major Lange besetzt. Während nun die Oestreicher herancilten, warf sich eins der beiden Bataillone gegen die eroberte Batterie, ward aber zurückgeschlagen; der Feldmarschall Keith raffte die Zurückweichenden zusammen, nahm noch ein Infanterieregiment dazu und vertrieb die Kaiserlichen wirklich von der Batterie, ward aber dann umringt, wollte sich durchschlagen und blieb auf dem Platze. Während dieses Infanteriegefechts stürzten Ziethen und Czettritz, unterstützt von den Kürassieren und Dragonern des Schöneich'schen und Normann'schen Regiments, abermals auf die östreichischen Bataillone los, trennten sie diesmal vollständig und konnten nur durch die von Steindörfel her ihnen in den Rücken kommende Laudon'sche Cavalerie vermocht werden bis Pommritz zurückzugehen. Nun ersetzte Daun seine zusammengehauenen Grenadiere durch frische Bataillone, ließ Hochkirch mit großer Gewalt angreifen und eroberte das Dorf, welches bereits in Flammen aufgegangen war. Dennoch hielt der Markgraf Karl immer noch den Kirchhof mit seinem zweiten Bataillon besetzt. Er schlug einen Sturm nach dem andern ab. Drei östreichische Regimenter (Esterhazy, Clerici und Erzherzog Karl), die schon bei Leuthen arg mitgenommen worden waren, mußten sich halb zu Grunde gerichtet aus dem Feuer zurückziehen und für sie rückten sogleich sechs andre Regimenter an. Da sich das Ba-

taillon schon ziemlich verschossen hatte, so bahnte sich der gesunde Theil desselben mit gefälltem Bajonett einen Weg zum übrigen Heere und nur der meist verwundete Rest mit dem blutenden Commandanten mußte sich ergeben. Die Oestreicher waren nach schrecklicher Blutarbeit Herren von ganz Hochkirch; aber jetzt stürmte Fürst Moritz von Anhalt und der Markgraf Karl von Brandenburg mit den sechs Bataillonen der Brigade Franz von Braunschweig, der wiedergesammelten Brigade von Geist und dem Regiment Forcade rechts und links und gerade auf das Dorf los, warfen die Oestreicher aus allen eroberten Posten bis auf die nächste Anhöhe zurück, Lentulus hieb mit den Gendarmen, mit Husaren und Dragonern auf die geworfenen Bataillone ein und Seidlitz warf mit der übrigen Cavalerie mehrere östreichische Reiterregimenter über den Haufen. Da aber schickte Daun alle noch übrige Infanterie und Cavalerie vor, während Laudon den Preußen immer mehr in den Rücken zog; die Preußen — wichen der Uebermacht und zogen sich bis Pommritz zurück. Der König hatte die Schlacht verloren. Obwohl er immer noch in stolzer Haltung abzog, so hatte er doch schmerzlichen Verlust erlitten. Der Kern seiner Truppen, über 9000 Mann, waren erschlagen; Franz von Braunschweig und Keith waren gefallen, Moritz von Anhalt verwundet und gefangen, 100 Kanonen verloren! Dennoch verzagte er nicht. Als er erfuhr, daß der östreichische Feldherr ruhig in Hochkirch stehen blieb, sagte er: „Das Spiel ist nicht verloren; wir werden uns einige Tage erholen, alsdann nach Schlesien gehen und Neiße befreien." Die Soldaten munterte er auf alle Weise auf. So fragte er die Artilleristen: „Ka=

noniere, wo habt ihr eure Kanonen gelassen?" Einer antwortete: „Ew. Majestät, der Teufel hat sie über Nacht geholt." — „So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen," sagte Friedrich. — „Und er soll noch Interessen dazu geben müssen," setzte ein Grenadier hinzu.

Da sich die Russen und Schweden anschickten ihre Winterquartiere zu beziehen, so rief der König den General Dohna herbei und schon am 21. Oct. führte ihm Prinz Heinrich Verstärkung an Mannschaft, Geschütz und Heergeräth zu. Am 25. marschirten beide Feldherren gegen Görlitz und bei ihrer Annäherung gegen Neiße hob der Feldzeugmeister Harsch die Belagerung der Festung auf und zog sich nach Mähren. Unterdessen hatte Daun im Verein mit den Reichstruppen Dresden zu nehmen Miene gemacht; Friedrich eilte nach der Befreiung von Neiße gegen Sachsen zurück und Daun — ging wieder nach Böhmen, die Ausführung seines Plans auf Dresden bis zum folgenden Jahre verschiebend. So fand Friedrich Zeit sich auf den nächsten Feldzug vorzubereiten. Während seiner angestrengten Bemühungen, das Heer vollzählig zu machen und mit allem Nöthigen zu versehen, nahm Prinz Heinrich in Böhmen große Magazine weg und drückte die Reichsarmee bis hinter Nürnberg zurück. Dafür suchte sich Daun mit den Russen in Verbindung zu setzen. Das durfte nicht gelitten werden.

Schlacht bei Kunersdorf, den 12. August 1759. — Der König brach mit der vervollständigten Armee auf, holte den General Haddick ein, der eben mit einer Colonne zu den Russen stoßen wollte, und warf ihn mit einem Verlust von 2000 M. zurück. Unterdessen aber vereinigten sich Laudon und

seine 18,000 M. bei Frankfurt mit den 55,000 Russen unter Soltikoff und bezog mit ihnen eine vortheilhafte Stellung am linken Oder-Ufer, die er durch Verhaue, Schanzen und Batterien noch mehr befestigte. Nachdem der König auch noch das Wedel'sche (das frühere Dohna'sche) Corps an sich gezogen hatte, commandirte er 42,000 Mann. Mit diesen wollte er die verbündeten Russen und Oestreicher in ihrer Stellung angreifen und wo möglich ganz vernichten; denn er gedachte den linken Flügel der Russen in der Front und Flanke zugleich und durch das Fink'sche Corps im Rücken attakiren zu lassen, diesen ganzen Flügel auf das Centrum und den rechten Flügel zu werfen und so die feindliche Armee in den Winkel bei Frankfurt zu drängen oder in den Fluß zu stürzen. Darum sollte auch der General Wunsch von der rechten Seite her Frankfurt nehmen, um jeden Ausgang zu versperren. Wenn dieser Plan gelang, so konnte der König den Frieden dictiren, da auch die Franzosen (am 1. Aug.) durch Ferdinand von Braunschweig eine abermalige Niederlage erlitten hatten. — Die Feinde hatten sich so aufgestellt: Ihr rechter Flügel stieß beim Judenkirchhofe an die Oder, stand (wie die ganze übrige Armee) auf einer Anhöhe, die sich über Kunersdorf bis gegen das Defilé bei der Bäckermühle erstreckte und sich mit den Mühlbergen endigte. Das Centrum reichte bis hinter Kunersdorf und an den Kuhgrund, von wo aus der linke Flügel bis auf die Mühlberge stand. Als Reserve stand Laudon mit seinem Corps und den Kosaken vom rechten Flügel bis an das Centrum. Der rechte Flügel hatte vor sich außer Feldschanzen und Batterien (von denen eine auf dem Judenkirchhofe stand) einen Ver-

hau bis an die Mitte der Armee. Vor dem Centrum und linken Flügels (welcher auch mehrere Batterien vor sich hatte) lagen einige Seen und kleine Teiche, über die man nur auf schmalen Stegen und Dämmen kommen konnte. Auf diese Stellung marschirte der König am Morgen des 12. Aug. in zwei Colonnen los. Diese zogen aber etwas zu weit links und ermüdeten sich in der Kunersdorfer Haide (einem großen Walde), so daß sich die königliche Armee erst gegen Mittag in Schlachtordnung stellen konnte. Nun entstand zunächst ein halbstündiges Kanonen- und Haubitzenfeuer und dann attakirten die preußischen Grenadiere, unterstützt von allen Batterien des königlichen Heeres und des Fink'schen Corps, den feindlichen linken Flügel, erstürmten mit ziemlichem Verlust die russischen Verschanzungen und eroberten 75 Kanonen. Dieser ganze russische Flügel gerieth in große Unordnung. Der Sieg schien sich auf die Seite der Preußen zu neigen. Wenn sie aber, um ihn vollständig zu machen, die russische Batterie auf dem Spitzberge erobern wollten, mußten sie sich zuvor einer Anhöhe jenseit des Kuhgrundes bemächtigen, welche Laudon mit dem Kern seines Fußvolkes besetzt hatte. Wiederholt stürmten die sieghoffenden Preußen diese Anhöhe, wurden aber durch das mörderische Kartätschenfeuer und Bajonett der tapfern Oestreicher stets niedergeschmettert. Durch die Gegenwart des Königs ermuntert, dem selbst mehrere Pferde unter dem Leibe getödtet wurden, stürmte man immer auf's neue und ward ebenso oft hinabgeworfen. Das Blut floß in Bächen. Auch die Infanterie vom Fink'sche Corps stürmte die Anhöhe hinan; der Oberstlieutenant von Breitenbach ward tödtlich verwundet. An seine Stelle trat der wackre Major

Ewald Christian von Kleist, der liebliche Sänger des Frühlings; mit dem Säbel in der Faust hatte er schon drei Batterien genommen; als ihm die Rechte durch eine Kugel zerschmettert wurde, nahm er den Degen in die Linke und stürmte auf die vierte Batterie; eine Kartätschenkugel streckte ihn zu Boden; er ward später von den Kosaken seiner Kleider beraubt und starb dann als Gefangener in Frankfurt an seinen Wunden. Alle diese heldenmüthigen Anstrengungen, sich der von Laudon besetzten Anhöhe zu bemächtigen, waren vergebens; die Preußen, welche schrecklich gelitten hatten, mußten endlich davon abstehen. Als der König gesehen hatte, daß seine Infanterie nicht durchdrang, befahl er dem General Seidlitz die große russische Batterie auf dem Spitzberge mit seiner Cavalerie direct anzufallen und wegzunehmen. Dieser General deckte in seiner bisherigen Stellung die Flanke des preußischen Fußvolks und hielt den scharf umherspähenden Laudon ab sich mit seiner Cavalerie auf diese Flanke zu werfen; daher ließ er dem König Vorstellungen machen; dieser aber sagte, er werde sich die feindliche Cavalerie schon vom Halse halten. Nun sprengte Seidlitz trotz dem heftigsten Kartätschenfeuer, welches ganze Glieder von Menschen und Pferden wegriß, auf die große Batterie los, ward aber in die Hand geschossen und mußte das Commando aufgeben. Diesen Augenblick benutzte Laudon, warf die in Unordnung gebrachte preußische Cavalerie zurück und richtete dann ein gräßliches Blutbad unter der entblößten Infanterie an. In dieser Noth sollte Prinz Eugen von Würtemberg den Kuhgrund umgehen, ward aber gleich bei dem ersten Anrennen verwundet und von seiner Reiterei verlassen, und —

die Schlacht bei Kunersdorf, erst schon zur Hälfte gewonnen, ging durch des Königs Schuld für ihn verloren, da er seinem Versprechen gegen Seidlitz, sich die feindliche Cavalerie vom Halse halten zu wollen, so wenig nachgekommen war. Mit Zurücklassung von 165 Kanonen und 9000 Todten und Gefangenen floh der König mit dem kläglichen meistens verwundeten Reste seiner Armee in großer Verwirrung über seine bei Reitwein geschlagenen Schiffbrücken, so daß er sie erst jenseit der Oder wieder ordnen konnte. Er schrieb noch an demselben Tage an den Staatsminister von Finkenstein: „Ich sah mich der Gefahr ausgesetzt gefangen zu werden. Mein Rock ist von Kugeln durchlöchert und zwei Pferde wurden unter mir getödtet. Von 48,000 M. sind mir in diesem Augenblicke kaum 3000 übrig. Alles flieht. Man wird in Berlin wohlthun auf seine Sicherheit bedacht zu sein und die Archive zu retten.“ Selbst noch in seinem spätern Geschichtswerke sagt er: „Es hing nur noch vom Feinde ab dem König den Gnadenstoß zu geben.“ Aber die Russen, welche auch ihre 15,000 M. verloren hatten, waren trotz Laudon's Andringen nicht zur sofortigen Verfolgung zu bewegen. Vier Tage nach der Würgeschlacht hatte Friedrich sein Heer wieder mit 5000 M. verstärkt, mit Kanonen und Rüstzeug aus Berlin und aus Festungen versehen. Die Oestreicher zürnten den Russen und diese beiden Armeen handelten nicht mehr harmonisch. So war es dem König möglich Berlin zu decken und gar noch drei Corps nach Sachsen zu detaschiren, wo sein großer Bruder Heinrich den östreichischen Fabius (Daun) hatte im Zaume halten müssen. Die Russen zogen sich am 2. Nov. hinter die Warthe und Weichsel und

nahmen grollend ihre Winterquartiere. In Sachsen bedrohte Fink den Generalissimus Daun bei Maxen im Rücken. Daun zog sich in den Plauenschen Grund und Friedrich, der jetzt selbst nach Sachsen gegangen war, folgte ihm bis Wilsdruf. Da sich Fink plötzlich von Daun eingeschlossen sah, mußte er sich (am 21. Nov.) ergeben. Nun war nichts mehr zu machen. Friedrich bezog gleich den Oestreichern die Winterquartiere.

Während des Winters suchte Friedrich wie im vorigen Jahre sein Heer wieder vollzählig zu machen. Aber was war mit einem Haufen Menschen anzufangen, der halb aus sächsischen Bauern und halb aus Ueberläufern bestand? Dennoch bedurfte es großer Kräfte für den nächsten Feldzug; denn Laudon und Soltikoff hatten es auf Schlesien, Daun und der Herzog von Zweibrücken (letzterer mit dem Reichsheer) auf Brandenburg abgesehen. Dennoch konnte der König den 200,000 Feinden gegenüber nicht mehr als 90,000 M. auf die Beine bringen. Er selbst stellte sich im Jahr 1760 mit 40,000 M. dem doppelt so starken Heere Daun's gegenüber. Fouqué zog mit 10,000 M. gegen das 40,000 M. starke Heer unter Laudon bei Landshut, Prinz Heinrich mit 35,000 M. gegen die langsam anrückenden 80,000 Russen unter Soltikoff. Zuerst ward Fouqué bei Landshut erdrückt, Glatz ging verloren. Nach vielfachen Manoeuvres wollten Daun, Lascy, Laudon und die russischen Generale im August 1760 dem König einen zweiten Tag von Hochkirch bereiten. Dieser erfuhr den Anschlag noch zeitig genug, verließ in der Nacht zum 15. Aug. sein unsichres Lager bei Liegnitz, um sich schleunig mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen,

und wendete sich nach Parchwitz, von wo aus er diesseit oder jenseit der Oder seinen Bruder aufsuchen konnte. Die Wachtfeuer im verlassenen Lager wurden noch durch zuverlässige Husaren unterhalten, Daun und Lascy machten sich in derselben Nacht zum Angriff fertig, während Laudon über die Katzbach nach Pfaffendorf ging, um den Preußen in den Rücken zu kommen.

Treffen bei Parchwitz (auch Schlacht bei Liegnitz genannt), den 15. Aug. 1760. — Als nun das abziehende preußische Heer nach Pfaffendorf kam, stieß es auf Laudon's Truppen. Sogleich stellte der König die Seinigen in Schlachtordnung, einen Theil derselben nach Daun und Lascy hin, die andern gegen Laudon. Von den letztern trafen die Brigaden Schenkendorf, Anhalt-Bernburg nebst der Reserve von Butzke auf das östreichische Grenadier- und Reservecorps, die durch eine Batterie zurückgetrieben wurden. Auch die nachrückenden Oestreicher kamen dadurch in Verwirrung und verloren mehrere Kanonen. Die heranstürmende Cavalerie ward von den preußischen Kürassieren empfangen, geworfen und zum Theil in die Moräste gesprengt. Nun schwenkte sich die preußische Cavalerie rechts auf das Fußvolk der Gegner, richtete es übel zu und nahm das ganze Bataillon Stahremberg gefangen. Der tapfre Laudon verzagte noch nicht; er führte die Cavalerie nochmals in den Kampf und sammelte die Infanterie zu neuen Anstrengungen, erfocht auch wirklich einige Vortheile; aber die preußische Reiterei, sehr gut von der Infanterie unterstützt, warf die Oestreicher definitiv zurück, zündete Panten durch Haubitzgranaten an und trieb den kaiserlichen Heer-

führer bis über die Katzbach zurück. Daun und Lascy hatten von der Kanonade nichts vernommen, weil der Wind abwärts wehte. Als sie nun bei Tagesanbruch das alte Lager der Preußen stürmen wollten, fanden sie das Nest leer. Daun war nicht schnell genug entschlossen sich mit dem Russen Czernitscheff zu vereinigen und den König, welcher nur noch auf einen Tag Mundvorrath hatte, auf's neue anzugreifen. Unterdessen zog Friedrich (am 16. Aug.) unter unbedeutenden Kämpfen gegen Nauendorf und den Vortrab von Daun über Neumark nach Breslau und vereinigte sich glücklich mit dem Prinzen Heinrich. Die Preußen hatten in der Schlacht bei Liegnitz gegen 2000, die Oestreicher wohl 10,000 M. an Todten, Verwundeten und Vermißten verloren. Als dies Soltikoff erfuhr, zog er sich mit der ganzen russischen Armee nach Polen, um nicht den König mit seinem Bruder allein auf dem Halse zu haben. Aber Lascy marschirte mit 15,000 M. gegen Berlin und der Russe Fermor, welcher unterdessen den Oberbefehl erhalten hatte, schickte ihm ein Corps unter den Generalen Czernitscheff und Tottleben zu Hülfe. Durch diese Diversion ward Daun aus seiner Klemme befreit; er folgte dem König nach Berlin hin und setzte sich mit 60,000 M. in ein festes Lager bei Torgau. In der rechten Flanke hatte er den Torgauer Wald (die sogenannte Dommitzscher Haide), an der Front hin lagen die Dörfer und Anhöhen von Ginna, Siptitz und Großwich, in der linken Flanke lag Wölsau und der Entenfang, durch Torgau aber unterhielt Daun seine Verbindung mit Dresden. Gräben, Moräste und Gehölze deckten seine Stellung und sein zahlreiches Geschütz. Trotz allen Reizungen,

die der König anwandte den vorsichtigen Feldherrn aus seiner festen Stellung herauszulocken, sah er sich zuletzt genöthigt ihn darin anzugreifen. Da die östreichische Position den Nachtheil eines sehr geringen Umfangs und auf dessen rechter Flanke jedes preußische Manoeuvre im Torgauer Walde den Vortheil der Verborgenheit hatte, so beschloß der König, auf dieser Seite das Daun'sche Heer vor- und rückwärts zugleich anzugreifen, die verschiedenen Treffen desselben auf einander und die ganze kaiserliche Armee in die Elbe zu werfen.

Schlacht bei Torgau, den 3. Nov. 1760. — Friedrich wollte vom Walde her angreifen und Ziethen sollte dies im Rücken des Lagers thun. Am genannten Tage hörte der König in der Ferne ein heftiges Feuer und glaubte, Ziethen sei mit Lascy im Handgemenge. Da ließ er Stutterheim gegen den linken Flügel der Oestreicher anrücken, noch bevor Georg von Holstein mit der Cavalerie aus den Gehölzen von Neiden hatte zum Vorschein kommen können. Das Feuer von mehr als 200 Kanonen sprühte den Anrückenden entgegen. Die Grenadiere wurden durch die Kartätschen gliederweise niedergeschmettert und konnten nicht zum Schusse kommen; das preußische Geschütz, welches auffahren wollte, ward meistens demontirt; eine frische Grenadierbrigade wurde gleichfalls zusammengeschossen. Ein paar östreichische Infanteriebrigaden verließen ihre vortheilhafte Stellung (wie früher bei Kesselsdorf) ohne Befehl, um die zurückreichenden Preußen zu verfolgen. Dies bekam ihnen schlecht; sie wurden mit großem Verlust bis auf die Anhöhen von Siptitz getrieben und konnten nur durch die ganze östreichische Reiterei gerettet werden, welche Daun gleich ein-

hauen ließ. Nun, da es zu spät war, kam Georg von Holstein aus dem Walde und prellte gegen die östreichische Cavalerie an, mußte aber den kaiserlichen Kartätschenkugeln bald weichen. Nur 15 neue preußische Bataillone mit Geschütz hielten die Cavalerie des Gegners auf. Der König von Preußen hatte „keinen zweiten Pfeil zu versenden" und gab die Schlacht schon verloren, als — auf der andern Seite Ziethen schon bei einbrechender Nacht die Weinberge von Siptitz einnahm — weil Daun zwiefach verwundet in Torgau lag — und sich mit dem König zu vereinigen suchte. Sobald dieser davon benachrichtigt wurde, gab er wieder Befehl zum Vorrücken und gewann nach einigen ziemlich hartnäckigen Gefechten in aller Finsterniß den Sieg. Die Oestreicher zogen sich über die Elbe und nach Meißen zu. Der König schlug sein Hauptquartier zu Leipzig auf. Nun zogen sich die Russen, statt über die Oder zu gehen, in ihre Winterquartiere, der Prinz von Würtemberg säuberte die preußische Grenze von den Schweden, Goltz drängte den General Daun in die Grafschaft Glatz, Ferdinand von Braunschweig ward gegen die Franzosen verstärkt. Gleichwohl kam noch kein Friede zu Stande, weil man wußte, wie sehr Friedrich alles zusammenraffen mußte, um sich nur seiner vielnamigen Feinde nothdürftig zu erwehren; indessen hielt er doch die Verbündeten so geschickt auseinander, daß im Jahr 1761 auch nicht eine große Schlacht zu Stande kam. Der König selbst vertheidigte Schlesien gegen Laudon, der Prinz Heinrich Sachsen gegen Daun; Goltz beobachtete mit 12,000 M. bei Groß-Glogau die Russen, der Prinz von Würtemberg bei Kolberg die Schweden, Ferdinand und der Erbprinz von

Braunschweig die Franzosen. Musterhafte Hin- und Herzüge des Königs verhinderten seine Niederlage. Im folgenden Jahre starb Elisabeth von Rußland und der für den König schon lange eingenommene Czar Peter III. bestieg den russischen Thron. Sogleich kam ein Waffenstillstand zwischen den Russen und Preußen zu Stande, die preußischen Gefangenen wurden ausgeliefert, alle Eroberungen zurückgegeben, 20,000 Russen (bisher bei den Oestreichern) dem König zu Hülfe gesandt, die Schweden zum Abmarsch bewogen ꝛc. Da zog sich Daun von Schweidnitz weit weg, das nun der König belagerte. Er selbst deckte mit dem Hauptheere die Seite gegen Krögendorf und Kunzendorf, Bevern aber die bei Langenpeile und Reichenbach. Dies war dem Feldmarschall Daun doch zu arg; er zog mit Lascy heran und gedachte das Corps von Bevern völlig zu vernichten, welches 10 — 12,000 M. stark auf den Anhöhen von Gnadenfrei stand, vor sich das Dorf und die Hohlwege von Langenbiela, in der Front und auf den Flanken Ober-, Mittel- und Langenpeile. Beck sollte den preußischen linken Flügel umgehen, Lascy in der Front angreifen und die Cavalerie von Brentano und Odonel den rechten Flügel der Preußen beobachten.

Treffen bei Langenpeile, den 16. August 1762. — Beck ließ durch einige Cavalerie und Bataillone unter St. Ignon den preußischen linken Flügel beschießen, zog in Eilmärschen der Bevern'schen Stellung in den Rücken, vertrieb die preußische Infanterie vom Girlsdorfer Berge und gelangte fast bis in den Rücken des rechten Flügels. Während der Zeit aber drohte Lascy bloß und Odonel begnügte sich mit Plän-

keleien und Scheinmanoeuvres. Dadurch gewann Bevern Zeit zur Vertheidigung, Eugen von Würtemberg sprengte an und warf die Odonel'sche Cavalerie mit Hülfe der Czettritz'schen Dragoner in die Hohlwege von Langenbiela. Da nun auch der König kam, so zogen sich die Oestreicher und das Daun'sche Hauptcorps bei Habendorf zurück. Wenn auch der Verlust in diesem Treffen auf beiden Seiten 3000 Mann nicht überstieg, so sahen sich die Oestreicher doch gezwungen Schweidnitz seinem Schicksale zu überlassen, das sich auch nach dritthalbmonatlicher Belagerung mit 9000 M. Besatzung an die Preußen ergeben mußte. — In Sachsen hatte sich unterdessen Prinz Heinrich wacker gegen Serbelloni gewehrt. Zu seiner Verstärkung sendete ihm sein großer Bruder jetzt 18,000 M. unter Wied und machte sich selbst nach Sachsen auf den Weg. Heinrich wußte, daß Haddick und Stolberg (die Anführer der östreichischen und Reichstruppen) nur die Ankunft einer Verstärkung von 20,000 M. unter dem Prinzen Albert von Sachsen erwarteten, um ihn mit ganzer Macht zu überfallen. Dem mußte er zuvorkommen. Er hatte seinen Seidlitz bei sich und faßte den Plan die 40,000 M. starken Oestreicher hinter Dresden zurückzuwerfen. Diese standen am linken Ufer der Mulde diesseits und vorwärts von Freiberg; ihr rechter Flügel lehnte sich an Klein-Waltersdorf, vor dem Centrum lag der wohlbesetzte Spittelwald und links hinter Erbisdorf und Brand standen die Corps von Maquire und Mayer.

Schlacht bei Freiberg, den 29. Oct. 1762. — Der Prinz Heinrich, persönlich beim Seidlitzischen Corps anwesend, ließ durch dasselbe und das Jung-Stutterheim'sche

Corps den feindlichen linken Flügel über Micheln und Klein-Schirma her angreifen, zugleich aber auch die Bataillone vom Jung-Stutterheim'schen Corps die Schanzen und Verhaue im Spittelwald attakiren. Es wollte den Preußen zwar nicht recht gelingen vorwärts zu kommen, aber Seidlitz fand einen Weg zwischen den Teichen beim rothen Vorwerk hin, warf ein östreichisches Infanteriecorps bis Freibergsdorf zurück und entschied so das Gefecht auf dem rechten Flügel zu Gunsten der Preußen. Zuerst wich das Reichsheer und dann auch das östreichische. Nun ward auch bald das Centrum erstürmt und der Rest des kaiserlichen Heeres fing an sich zurückzuziehen. Die leichte Cavalerie der Preußen verfolgte und brachte Gefangene ein. Der Sieg bei Freiberg kostete den Preußen 1600 und den Oestreichern gegen 4000 Mann. Die Folgen desselben waren äußerst wichtig. Mit dieser Schlacht und einigen verheerenden Raubzügen in Böhmen und Franken endigte der lange Krieg. Durch die Streifzüge des Generals Kleist bis gegen Regensburg hin wurden die Gesandten des Reichstags so sehr erschreckt, daß Baiern, Mainz, Würzburg und Bamberg ihre Truppen vom Reichsheere abriefen und dringend nach Frieden verlangten. Außer Rußland zog sich auch Frankreich vom Kriege zurück. Am 24 Nov. ward Waffenstillstand geschlossen. Es begannen in kurzem Friedensunterhandlungen zwischen Preußen, Sachsen und Oestreich auf dem Schlosse Hubertsburg, wo am 15. Febr. 1763 im Friedensvertrage festgesetzt wurde, daß alles wieder in den Zustand wie vor dem Kriege hergestellt werden sollte.

Wenn Preußen durch einen siebenjährigen Kampf nichts gewann als daß es nicht gedemüthigt wurde, so war doch

dadurch die Einsicht und Kraft des genialen Brennenkönigs so lebhaft vor die Augen der Welt getreten, daß sie sich vor ihm beugte. Wie mußten nun die Großthaten Friedrich's und seiner Generale auf einen feurigen Jüngling von Joseph's Charakter wirken!

Ueber den Schluß eben dieses Kampfes heißt es in Sporschil's Geschichte von Oestreich: „Der fürchterliche siebenjährige Krieg hatte Hunderttausenden den Tod auf dem Schlachtfelde, Millionen Zerstörung des Glückes gebracht. Es war aber weniger die Rücksicht auf die Leiden Deutschlands als reine Erschöpfung*), welche den Souveränen friedliche Gesinnungen einflößte. Alle Staaten, die am Kriege Theil genommen, hatten sich eine ungeheure Schuldenlast aufgeladen und es fehlte an Credit um anders als unter den drückendsten Bedingungen frisches Geld zu erhalten. Bei längerer Fortdauer des Kriegs würde in vielen Staaten ein Bankerott ausgebrochen sein, an dessen Rande Schweden bereits war. Aber auch Oestreich behalf sich bereits mit Kupfer- und Papiergeld und der König von Preußen hatte sich zu dem verwerflichen Mittel gezwungen gesehen, so äußerst geringhaltige Münze (das sogenante Judengeld) zu prägen, daß es gleich nach dem Frieden auf den vierten Theil seines bisherigen Nennwerthes herabgesetzt wurde, was einer förmlichen Vermögensumwälzung nahe kam. Ein großer

---

*) Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede.

Bürger.

Theil Deutschlands, namentlich Hessen, Westphalen, Sachsen, Schlesien, die Marken, Pommern und Mecklenburg waren im äußersten Grade verheert und für lange hinaus ruinirt. Auch hielt es schwer den Abgang an Leuten bei den Truppen während einer so langen Dauer des Kriegs zu ersetzen; taugliche Pferde waren ebenso selten wie taugliche Recruten geworden: kurz, alles wirkte zusammen die kriegführenden Mächte zu vermögen, dem Blutvergießen ein Ziel zu setzen und einen Kampf zu beendigen, der alle Theile erschöpfte, keinem irgend einen Vortheil versprach und dessen Verlängerung die christlichen Staaten Europa's auf ziemlich eine Linie mit den Indianerstämmen Nord-Amerika's gestellt haben würde, sofern diese ohne vernünftige Zwecke unter einander in ewigen Kriegen begriffen sind.

Die Friedensbedingungen waren in langwierigen Unterhandlungen auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertusburg zwischen Collenbach, Herzberg und Fritsch (den Bevollmächtigten für Oestreich, Preußen und Sachsen) vereinbart und endlich am 15. Februar 1763 unterzeichnet worden. Die 21 officiellen Artikel dieses Friedensschlusses enthielten im Wesentlichen Folgendes: „1) Für immer Friede und Freundschaft zwischen den Mächten, 2) gegenseitige Amnestie für die Unterthanen beider Mächte und Rückgabe der confiscirten Güter, 3) gegenseitige Verzichtleistung auf die Länder beider Mächte und auf jede Entschädigung, 4) sofortige Einstellung aller Feindseligkeiten, 5) Heimkehr der beiderseitigen Truppen binnen 21 Tagen, Abtretung von Glatz, Wesel und Geldern an Preußen sowie die Rückgabe aller von den Preußen besetzten sächsischen Ländereien an August II., 6) sofortige Abstellung der

Contributionen, 7) unentgeldliche Rückgabe der Gefangenen, 8) unverzügliche Auslieferung der zu Kriegsdiensten gezwungenen Unterthanen beider Mächte, 9) Rückgabe der Archive in den von den Oestreichern besetzten preußischen Gebietstheilen, 10) Gewährung einer zweijährigen Frist zum freien Abzug aus Stadt und Grafschaft Glatz für die Auswanderungslustigen, 11) Aufrechthaltung der von Maria Theresia vorgenommenen Ernennungen zu Präbenden und Drosteien, 12) Bestätigung der Präliminarien von Breslau, des Friedens von Berlin, des Grenzrecesses von Ratibor (1742) und des Friedens von Dresden (1745), 13) Erleichterung des gegenseitigen Handels und das Versprechen baldigst einen Handelsvertrag zu schließen, 14) Erhaltung der katholischen Religion in Schlesien wie sie zur Zeit der Präliminarien von Breslau und des Friedens von Berlin war, 15) erneuerte Verpflichtung beider Mächte in Betreff der Bezahlung der auf Schlesien hypothecirten Schulden, 16) Garantie aller preußischen Staaten von Seiten der Maria Theresia und der deutschen Ländereien Oestreichs von Seiten des Königs, 17) Einschließung des Churfürsten August von Sachsen in den gegenwärtigen Frieden, 18) Zusage Friedrich's II. die 1741 mit dem Churfürsten von der Pfalz in Betreff der Nachfolge in Jülich und Berg geschlossene Uebereinkunft zu erneuern, 19) Einschließung des ganzen Reichs in die Artikel 2, 4, 5, 6 und 7 sowie Bestätigung des westphälischen Friedens nebst allen Reichssatzungen, 20) Einschließung der beiderseitigen Bundesgenossen und Freunde in den gegenwärtigen Frieden (dies waren von Seiten der Kaiserin: Frankreich, Schweden, Sachsen mit Polen nebst den Fürsten

und Ständen des Reichs; von Seiten des Königs: Großbritannien mit Hannover, Braunschweig und Hessen-Kassel; von beiden Seiten: Rußland, weil die Regierung sowohl mit der Kaiserin als dem König in freundschaftlichen Verhältnissen stand), und endlich 21) Auswechselung der Ratificationen binnen 15 Tagen. Diesen officiellen Verträgen schlossen sich noch geheime Artikel an, von denen der erste den Kronprinzen Joseph betraf. Er enthielt des Königs Versprechen, bei der künftigen römischen Königswahl seine Stimme dem Erzherzog Joseph zu geben. Im zweiten geheimen Artikel machte sich Friedrich II. anheischig, falls sich einer der jungen Erzherzöge mit der Erbin von Modena vermählte, ihn bei seiner Anwartschaft auf dieses Herzogthum zu unterstützen."

Obiger Tractat schien der Kaiserin um den Preis von Schlesien den Frieden zu sichern, obwohl nach einem lange anhaltenden Kriege niemand recht an die Erhaltung des Friedens glaubte.

Fünftes Capitel.

Joseph's erste Vermählung.

Welchen Eindruck die Berichte vom Kriegsschauplatze auf Joseph's feurige Seele machen mußten, läßt sich leicht ermessen. Statt der Helden Alexander, Cäsar, Heinrich, Peter und Karl schwebten seinem Geiste nur Namen wie Friedrich, Schwerin, Daun und Laudon vor. Jeder neue Bericht vom Kriegsschauplatze, jeder neue Lorbeerzweig,

den jene Helden um ihr Haupt schlangen, hatte die Thatenlust des jungen Menschen so gestachelt, daß er ihr kaum zu widerstehen vermochte. Und obendrein wollte der Mann, welchen Joseph schon von seiner Kindheit an als den größten Fürsten seiner Zeit zu betrachten gewohnt war, ein Land für immer an sich reißen, über dessen Verlust die große Mutter des Erzherzogs noch immer Thränen vergoß, dessen Verlust auch ihm, dem Thronerben, so schmerzlich sein mußte. Der Gedanke, persönlich am Kriege theilzunehmen, verließ ihn Tag und Nacht nicht mehr.

Er fühlte Friedrich's Thaten wie E. Ch. v. Kleist singt:

Die Nachwelt wird auf Dich als auf ein Muster sehen;
Die künft'gen Helden ehren Dich,
Ziehn Dich den Römern vor, dem Cäsar Friederich,
Und Böhmens Felsen sind Dir ewige Trophäen.

Auch in seinen Armeen sollte es heißen wie derselbe Dichter von den preußischen Streitern sagt:

Unüberwundnes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

Maria Theresia schien ihren Sohn gar nicht zu verstehen, obgleich sie ihn im größten Eifer über die Kriegsberichte herfallen und voll heftiger Unruhe sah. Alles am Hofe war in gewaltiger Bewegung, alles rieth und half je nach dem ihm übertragenen Amte, nur der arme Joseph mußte sich mit Sehen und Hören begnügen, obgleich es in seinem Innern

mehr als bei irgend einem Staatsbeamten tobte. Einen solchen Zustand auf die Länge der Zeit zu ertragen, fiel ihm ganz unmöglich. Er wagte endlich die bescheidene Bitte zu Daun's Armee gesendet zu werden. Nicht ungern sah seine muthvolle Mutter das kriegerische Feuer des Jünglings; auch gefiel ihr Daun, dieser neue Fabius Cunctator, recht wohl, da sie von ihm hoffen durfte, daß er ihren Sohn erfolgreicher als irgend ein andrer ihrer Feldherren in der praktischen Kriegskunst unterrichten und doch auch nicht unnöthigerweise Gefahren aussetzen werde: sie nickte Gewährung und versetzte dadurch den ruhmbegierigen Jüngling in die lebhafteste Freude. Mit welcher Thätigkeit er sich zur Reise rüstete! Welche heroische Vorsätze er faßte! Schon sah er sich im Geiste dem glorreichen Manne des Jahrhunderts gegenüber, schon suchte er seine erworbenen Kenntnisse in Positionen und im Schlachtgewühl anzuwenden. Auch sein jugendliches Haupt sah er bereits mit Lorbeer bekränzt, auch seinen Thron sollte man einst den des öſtreichischen Helden und Weisen nennen.

Als Joseph mit allen seinen Vorbereitungen zur Reise fertig war und nur des Augenblickes harrte wo ihm die Erlaubniß zum wirklichen Aufbruch zugehen würde, da meldete ihm plötzlich ein Abgesandter seiner Mutter, daß er — zu Hause bleiben sollte. Ein Blitz aus heitrem Himmel!

Der die Schickungen lenkt, heißet den schönsten Wunsch,
Mancher Seligkeit goldnes Bild
Oft verwehen.

Klopstock.

Wenn Joseph im ganzen Umfange des Worts ein guter

Sohn war *), so fiel es ihm wenigstens in diesem Fall schwer es ganz zu sein. Wie wäre dies auch an einem jungen Menschen zu verwundern, der seine körperliche und geistige Kraft fühlte und sich doch immer noch an bloße Bücher halten sollte! Und dies neben Lehrern, die in jedem bessern Buche Gefahr witterten, und neben einer Mutter, die einen guten Theil seiner Zeit für Andachtsübungen in Anspruch nahm! Hemmen konnte man den wachsenden Strom seines Geistes nicht, aber man dämmte ihn ein und vergaß dabei, daß nach dereinstiger Beseitigung dieser künstlichen Hindernisse leicht eine gewaltige Ueberschwemmung erfolgen möchte. Was die sonst so umsichtige Regentin abhielt den Lieblingswunsch ihres Thronerben zu erfüllen, man weiß es nicht mit Bestimmtheit. War es bloß mütterliche Zärtlichkeit, die selbst unter Daun's Oberleitung noch Gefahr fürchtete, die dem Jugendfeuer des aufstrebenden Jünglings

*) Alle Aeußerungen Joseph's über seine Mutter tragen das Gepräge kindlicher Ehrerbietung. Darin stimmen alle gleichzeitigen Schriftsteller überein. So werden ihm z. B. von Meyer (Monsieur le comte de *Falkenstein* ou voyages de l'empereur *Joseph II* en Italie, en Bohème et en France, Lps. 1777.) folgende Worte in den Mund gelegt: „Je ne prétends point me flatter d'avoir profité de l'éducation que j'ai reçue de l'impératrice; mais on doit être bien touché et bien reconnaissant des peines qu'elle s'est donnée pour élever elle-même ses enfants d'une manière si différente que ne le sont ordinairement les princes;" zu Deutsch: Wohl meine ich mir nicht schmeicheln zu dürfen von der Erziehung Nutzen gezogen zu haben, die mir von der Kaiserin zu Theil geworden ist; indessen muß man doch mit dankbarer Rührung anerkennen, daß sie sich angelegen sein ließ ihre Kinder auf so verschiedene Weise selbst zu erziehen, wie es den Prinzen in der Regel nicht geboten zu werden pflegt."

irgend eine Unbesonnenheit zutraute? Wünschte sie den Kronprinzen fern von den Schlachtfeldern zu halten, um seinem kriegerischen Ungestüm keine Nahrung zu geben, um ihn die Beschäftigungen der Friedens vorziehen zu lehren? Gleichviel. Ein Mißgriff war es jedenfalls. Dadurch daß man die Flamme einpreßt, wird man sie nie tilgen, sondern nur ihre Kraft vermehren. Dies wird sich auch aus dem Verlauf der Begebenheiten leicht erkennen lassen.

Für einen Brausekopf wie Joseph wußte Maria Theresia einen bessern Rath als ihn im Felde das Kriegshandwerk immer lieber gewinnen zu lassen; sie dachte darauf ihm eine hübsche Frau zu geben. Wie manchen Hitzkopf hat die Ehe zahm gemacht! Die staatskluge Frau blickte nun umher, welche Verbindung ihrem erhabenen Hause am zuträglichsten sein möchte. Bald sah sie ein, daß die mächtigen Bourbons ihr am meisten Dienste würden leisten können. Nun fiel bei dieser Umschau ihr Blick auch auf den kleinen Hof von Parma. Dort regierte der spanische Infant Philipp, dessen älteste Tochter Isabella Maria Louise, Ludwig's XV. Enkelin, ihr als das schönste und geistvollste Mädchen bekannt war. Diese erkor die staatskluge Maria Theresia zu ihres Joseph's Gemahlin. Er kannte bereits das seelenvolle Auge, das reizende Oval des blühenden Gesichts, das ganze anmuthige Wesen der Prinzessin von Parma und war hocherfreut über eine solche Wahl. Schon im J. 1759, mitten im siebenjährigen Kriege, warb für ihn am Hofe von Parma der Fürst Wenzel von Liechtenstein und fand die beste Aufnahme; denn abgesehen von Joseph's Eigenschaft als Thronerben der östreichischen

Monarchie war auch der Ruf von seiner Biederkeit und Anmuth bereits durch alle Lande erschollen. Man prophezeihte hier was auf Fürstenthronen sehr selten ist, eine glückliche Ehe.

Und in der That konnte man in Bezug auf den Jüngling mit dem gefühlvollen Hölty ausrufen:

Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet,
Die seinen Jugendtraum begrüßt,
Wenn Arm um Arm und Geist um Geist sich windet
Und Seel' in Seele sich ergießt!

Von Joseph's Geistesbildung ist schon die Rede gewesen und wird noch vielfach die Rede sein, von Isabella's (Elisens) feinem Betragen und Liebeszauber redete wer sie kannte. Schon ein einziger Brief, den sie (am 13. Juli 1760) an ihre zukünftige Schwiegermutter schrieb, wird sie als die feingebildetste Dame kennen lehren. Er lautet also:

„Vorgestern sah ich den Fürsten Ruspoli und seine Gemahlin, welche nach Wien reisen, und ich mußte in der That ihr Loos beneidenswerth finden; sie werden so glücklich sein sich Ewr. Majestät zu Füßen zu werfen. Auch mir wird hoffentlich dieses Glück zu Theil werden, aber erst nach eilf Wochen; doch findet dafür auch der Unterschied statt daß es vollkommener sein wird, indem es dauernd ist und mich dann nichts von Ewr. Majestät trennen kann. Ich sehe der Ankunft des Fürsten von Liechtenstein in naher Zukunft entgegen; er wird mir verkünden daß ihm in kurzem ein weit schmeichelhafteres Glück auf dem Fuße folgen soll. Aber trotz allem Glücke und aller gütigen Nachsicht Ewr. Majestät, trotz der Fülle der Empfindungen und dem Drange meines Herzens Ihnen meine Huldi-

gung darzubringen und trotz dem innigen Bestreben womit ich daran arbeiten werde Ihr Wohlgefallen zu erringen, kann ich mich doch bei Annäherung jenes Augenblicks einer Besorgniß nicht erwehren: ich fürchte, Sie denken zu gut von mir, Sie finden in mir nicht was Sie vielleicht erwartet haben; obwohl mich meine Gesinnungen für Sie beruhigen möchten und ich wohl weiß daß Ew. Majestät meine etwaigen Fehler gütigst zu entschuldigen geneigt sein werden, da ich sie doch gewiß nicht aus böser Absicht begehe, kann ich doch die Furcht nicht los werden daß ich der Idee nicht entsprechen möchte die Sie sich von mir gebildet haben dürften. Es bleibt mir nur übrig mich Ewr. Majestät ganz hinzugeben. Sie selbst, hoffe ich, werden mich leiten und fühlen lassen was Ihnen genehm ist*)."

---

*) Im Original:

„Madame,

J'ai vu avant-hier le prince et la princesse *Ruspoli* qui vont à Vienne, et ce n'est assurément pas sans envier leur sort. Qu'ils seront heureux de se mettre aux pieds de Votre Majesté! Pour moi, j'ai encore onze semaines, après lesquelles je jouirai, j'espère, du même bonheur, avec la différence qu'il sera plus parfait, puisqu'il sera constant et que rien ne pourra me séparer de Votre Majesté! Je vois approcher le moment de l'arrivée du prince *de Liechtenstein*, et il m'annoncera que dans peu un autre bien plus flatteur doit lui succéder. Cependant, malgré tout mon bonheur, malgré toutes les bontés de Votre Majesté, malgré les sentiments dont mon coeur est pénétré pour elle, malgré l'empressement que j'ai de lui présenter mes hommages, malgré toute l'ardeur avec laquelle je travaillerai pour parvenir à lui plaire, je ne puis m'empêcher de craindre à l'approche du moment: je crains que Votre Majesté ne soit trop prévenue en ma faveur, je crains qu'elle ne

Hof und Hauptstadt waren neugierig die Fürstenbraut zu sehen, welcher ein so günstiger Ruf vorausging. Man hatte so viel von ihrer schlanken Gestalt und anmuthigen Bewegung, ihrem schönen zum Scherz geneigten Mund und ihrer segenspendenden Hand, überhaupt von ihrem Liebreiz und ihrer Holdseligkeit erzählt, daß jedermann gespannt war. Der 1. Oct. 1760 war der Tag wo sie in Wien ihren feierlichen Einzug hielt. Das Gerücht hatte nicht gelogen; sie übertraf alle Erwartungen. Isabella von Parma mit ihrem reizenden Gelock und zierlich über die schneeweißen Schultern herabhängenden Haargeflecht, mit ihren schön gebogenen Brauen über den lieblichen Augen und ihren blühenden Wangen machte einen Eindruck wie ein schöner neu aufgehender Stern. Am Hofe — ein seltner Fall — sah man nicht einmal Blicke des Neides, so ward alles von ihrer Anmuth bezaubert. Maria Theresia selbst, diese so schwer zu befriedigende, so sittenstrenge Frau, konnte nicht umhin später zu äußern: „Es giebt im Laufe des Tags keinen Augenblick wo ich nicht Veranlassung hätte sie zu bewundern.“ Ein andermal sagte sie: „Ich liebe sie zu sehr als daß ich sie behalten könnte; gewiß ist das ein Opfer das

---

trouve pas en moi tout ce que peut-être elle attend, et quoique mes sentiments doivent me rassurer, quoique je sache que Votre Majesté voudra bien excuser les fautes que je pourrai faire, qui ne viendront assurément pas de mauvaise intention; je ne puis m'empêcher de craindre de ne pas répondre à l'idée qu'elle s'est pu former de moi. Mais enfin, tout ce que je puis, c'est de m'abandonner à Votre Majesté; j'espère qu'elle voudra bien me conduire elle-même et m'instruire de ce qui peut lui plaire," etc.

der Himmel von mir fordern wird." Und Joseph selbst schenkte ihr rückhaltslos sein ganzes Herz.

Am 6. Oct. 1760 fand die feierliche Vermählung zwischen Joseph und Isabella statt. Hierbei war wohl nicht die Hauptsache die am Kaiserhofe entfaltete Pracht, sondern die von der Hauptstadt ja der ganzen Monarchie geäußerte freudige Theilnahme. Das Glück in der Hofburg schien bis in die niedrigsten Hütten hinabzuziehen. Hatte man schon von dem weniger glücklichen Joseph viel Gutes erwartet, so meinte man vom glücklichen alles hoffen zu dürfen.

Wenn der neunzehnjährige junge Mann sich dem Einfluß seiner ganzen Umgebung entzog und selbst den seiner Mutter nur scheinbar gestattete, so fügte er sich doch seiner schönen Gemahlin gegenüber in so mancher Rücksicht. Es war in dieser Beziehung beinahe das Verhältniß Josephinens zu Napoleon. Sehr bezeichnend ist Joseph's wiederholte Aeußerung: „Ich fühle mich ihr gegenüber so arm, da ich ihr nur ein Herz zu geben vermag."

Drei Jahre lang dauerte das Glück der Neuvermählten. Am 26. März 1762 beschenkte Isabella ihren Gemahl mit einer Tochter, der Erzherzogin Therese, die auch schon in einem Alter von sieben Jahren starb*), und erholte sich zu Aller

*) Wir können uns nicht entbrechen das schöne Gedicht Mastaller's auf den Tod der Kaiserstochter hier ganz mitzutheilen. Es lautet:

Schwer wie ein kummervolles Jahrhundert auf
Des Greises müdem Nacken liegt, liegest du,
Du Todesschmerz des besten Kaisers
Mir auf der Seele. Zerschmilz in Thränen

Freude bald wieder. Schon waltete sie auf's neue mit gewohnter Liebenswürdigkeit im Familienkreise Marien Theresiens,

---

Und dann ström' aus in Lieder! Ach hingesenkt
Wallt sie, die schönste Blume Germaniens,
Die erste Enkelin Theresiens,
Ach, und der einzige Sprosse Joseph's!

Und Du verbirgest dennoch die Wunden uns,
Die auf der weichsten Seite Dein Vaterherz
Durchgraben? Ach, des Schmerzes Farbe
Trübet Dein Angesicht, und im Auge,

Das himmelheiter vorher dem Volk erschien,
Hanget Betrübniß, wie vor der Sonne Bild
Sich Wolken ziehn und ganze Tage
Neidisch der schauenden Welt mißgönnen.

Mit einem Blick voll Zärtlichkeit suchest Du
Jetzt in den goldnen Hallen des Kaiserhofs,
Jetzt forderst Du vom Chor der Schwestern,
Jetzt von dem Volke, jetzt von Dir selber

Die beste, einz'ge Tochter, Elisa's Bild.
Umsonst! Denn ihre Kammern hüllt Schrecken ein
Und Wehmuth hemmet dort die Antwort
Ihrer Gespielinnen. Deutschland weinet.

Ach, nimmer wecket sie in der Seele Dir
Die immer größ're Hoffnung, für Kronen sie
Bald reifen zu sehn, voll des Vaters,
Würdig der Ahnfrau und aller Ahnen.

Nicht mehr belohnt ihr Eifer zur Weisheit Dich
Mit hundertfachen Früchten. Wer eilte so
Wie sie den Jahren vor? Ach, niemand,
Niemand als Deine Therese, Kaiser.

da ward sie von der bösartigen Seuche ergriffen, die früher bereits ihren Gemahl an den Rand des Grabes gebracht hatte. Sowie Joseph wußte woran er war, schloß er sich in ihr Zimmer ein und gestattete nur dem Arzte Zutritt. Aber die Wuth der Blatternkrankheit ließ keine Heilung zu. Die arme Fürstentochter, welche den ersten Thron der Welt geziert haben würde, die hochgebildete Dame welche ihre ganze Umgebung zu bezaubern verstand, die treffliche Gattin welche so unsäglich glücklich zu machen wußte, sie umfaßte der Tod mit seinen kalten Armen in Gegenwart ihres heißgeliebten Gemahls. Hier galt keine

---

Weit ist die Bahn vom äußersten Dacien
Zum Capitole, Deiner Bewundrung Ziel,
Noch weiter reichet Deines Armes
Steigende Bahn — und sie faßte dennoch

In ihrem Geiste diesen unendlichen
Raum. Kein Gebirg, kein Winkel des Oceans,
Kein Strom verbarg sich ihrem Blicke,
Braus't er auch jenseit der Säulen Hercul's.

Wo ist sie nun? Ach, suche die Tochter nicht
Hier unten! Hier ist Nebel, der, sitzest Du
Gleich auf der Cäsarn Thron, Dich einschließt:
Aber sieh! Ueber Dir lacht der Himmel.

Dort glänzet sie im Schoße der Ewigkeit
Ein neuer Engel, Oesterreichs Schutzgeist, prangt
Ganz mit Unsterblichkeit gekrönet,
Sieht und verbittet dort unsre Thränen.

O daß doch dieser Anblick die Linderung
In Deine Wunden gösse! Den zweiten Trost
Des tiefen Schmerzes such' beim Volke:
Tausenden heißest Du jetzt noch Vater.

Philosophie; selbst halb todt vor Schreck und Schmerz wankte er vom Sterbebette in sein Zimmer und konnte sich nicht fassen. Er war allem Zureden unzugänglich. Und Zeit seines Lebens überwand er diesen Schlag nicht.

Hatte Joseph schon während seiner Ehe seinem kriegerischen Hange nicht ganz entsagen können, indem es ihn drängte, den vielberühmten Helden der Vergangenheit und des Tages ähnlich zu werden, — hatte er sich auch schon in dieser Zeit gar viel mit Daun, Laudon und Lascy unterhalten, so widmete er sich nach dem Tode seiner Gemahlin um so mehr den Kriegswissenschaften. Und nach dem Stande der politischen Angelegenheiten damaliger Zeit wird das der Leser sehr begreiflich finden. War er schon vom Jahr 1761 an im Staatsrath gewesen, so nahm er nach seinen schmerzlichen Verlust um so mehr Theil an dessen Berathungen, theils um sich zu zerstreuen und theils um sich möglichst schnell zum praktischen Staatsmann zu bilden. So trieb er es nun fort, bis Staatsgeschäfte seinen Schmerz verschlangen.

Sechstes Capitel.

Joseph wird römischer König.

Schon während der Unterhandlungen zu Hubertusburg hatte Maria Theresia ihren Wunsch geäußert das Großherzogthum Toscana auf einen ihrer beiden jüngern Söhne übergehen zu sehen. Die Bewohner von Toscana waren dafür bekannt, daß sie ihre Selbstständigkeit um keinen Preis verlieren mochten,

und an Franzens Willfährigkeit das Großherzogthum Toscana abzutreten war nicht zu zweifeln. Nachdem jetzt der Friede geschlossen war, ging die Kaiserin ernstlich an ihr Vorhaben. Unterdessen aber (am 18. Jan. 1763) war ihr zweiter Sohn der Erzherzog Karl*) gestorben und Toscana sollte nun an den dritten Sohn Leopold fallen. Franz I. ging auf den Antrag seiner Gemahlin ohne Schwierigkeit ein und erhob durch das Hausgesetz vom 14. Juli 1763 das Großherzogthum Toscana zu einer Secundogenitur des Hauses Oestreich. Dabei war natürlich Joseph nicht zu übergehen; er stellte zur Anerkennung dieses Hausgesetzes eine eigne Urkunde aus und leistete in Gegenwart der Staats- und Conferenzminister eidlich Verzicht auf das Großherzogthum Toscana.

Es ward auch Hand an's Werk gelegt wenigstens den ersten der geheimen Artikel des Hubertusburger Friedens baldigst aus-

*) Ueberhaupt waren der Ehe zwischen Maria Theresia und Franz I. 16 Kinder entsprossen: Elisabeth, Charlotte, Caroline, Gabriel und Karl waren bereits (1740, 1741, 1748, 1761, und 1763) gestorben. Die übrigen sind: Joseph, Leopold (geb. 1747, verm. 1765 mit Marie Louise der Tochter Karls IV. von Spanien), Ferdinand (geb. 1754, verm. 1771 mit Beatrix von Este Erbin von Modena), Maximilian (geb. 1756, Churfürst von Cöln), Maria Anna (geb. 1738), Maria Christina (geb. 1742, verm. 1766 mit Albrecht von Sachsen-Teschen), Maria Elisabeth (geb. 1743), Maria Amalia (geb. 1746, verm. 1769 mit Ferdinand von Parma), Marie Josephe († 1767 als Braut Ferdinand's IV.), Maria Carolina (geb. 1753, verm. 1768 mit Ferdinand IV. v. Neapel), und Marie Antoinette (geb. 1755, verm. 1770 mit dem französischen Dauphin und nachmaligen König Ludwig XVI.).

zuführen. Dieser sicherte bekanntlich dem Erzherzog Joseph zur römischen Königswahl die Stimme des wichtigen Brandenburg zu, und weiter hatte man im Churfürstencollegium keinen Einspruch zu fürchten. Mit der römischen Königswürde, so leer auch der Titel klingen mag, hatte es allerdings etwas auf sich; denn nach der goldnen Bulle (Karl's IV. pragmatischer Sanction von 1365) gewährte sie dem Würdenträger die Versicherung, nach dem Tode des Kaisers den erledigten Thron zu besteigen. Schon am 27. März 1764 kam es dahin daß die Wahl vollzogen werden konnte. Sie fiel zu Joseph's Gunsten aus.

Nun begab sich der dreiundzwanzigjährige Erzherzog mit dem ganzen Wiener Hofe, wobei der Kaiser selbst nicht fehlte, nach Frankfurt am Main, um sich dort dem Herkommen gemäß in der Kirche zu Unsrer lieben Frauen zum römischen König krönen zu lassen. Auch in dieser alten Krönungsstadt war der Ruf von Joseph's Tugenden erschollen. Man empfing ihn mit Jubel und hoffte in ihm einen Mann nach dem Herzen Gottes gekrönt zu sehen. Er zog durch einen Triumphbogen ein, unter welchem ihm, umringt von der Frömmigkeit, Klugheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit, die Nation eine Krone darbot. Die Krönung selbst fand unter großen Feierlichkeiten am 3. April 1764 statt. Solches Gepränge stand dem schlichten Joseph wenig an. Er selbst hatte sich mit den Kleinodien Karl's des Großen schmücken und sonst in herkömmlicher Weise herausputzen müssen, was ihm ein Lächeln ablockte. Bei diesen Aeußerlichkeiten weilte auch nicht sein gebildeter Geist; er überschaute vielmehr mit Wohlgefallen die neugierige hoffnunger-

füllte Volksmenge und lebte in seinen edeln Entschlüssen, wenn er auch eben Oestreich nicht über Deutschland zu vernachlässigen gedachte *).

Folgendes ist die Beschreibung, welche Göthe (nach dem recht guten Auszug Groß-Hoffinger's) von Joseph's Wahl und Krönung im alten Frankfurt entwirft:

„Der Krönungstag brach endlich an, der 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehrern Verwandten und Freunden im Römer selbst, in einer der obern Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem frühesten begaben wir uns an Ort und Stelle und beschauten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspective, die Anstalten, die wir Tags vorher in nähern Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer, hier stand die große Breterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen

*) Dohm (III, 17): „Der jüngere v. Moser hat mich mündlich versichert, auch irgendwo an einer Stelle seiner Schriften, die ich jetzt nicht auffinden kann, erzählt, Joseph II. habe unmittelbar vor seiner Wahl zum römischen König von einem gelehrten östreichischen Staatsbedienten einen Unterricht über die Wahlcapitulation erhalten, worin gezeigt worden wie die in derselben auferlegten Pflichten nicht hindern könnten, alles zu thun was das Beste des östreichischen Hauses und Erbstaats erfordere.“

an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas Besonderes angekündigt wurde. Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit Aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr begaben sich die drei Churfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Chur-Mainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartiere gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Ceremonien beschäftigen mittlerweile die Hauptpersonen sowie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unterofficieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd; ein sehr schöner, schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche

Wams, der goldene Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten, fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgten ihm die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten sie, eine neue Bekleidung, nach dem Muster der alten Carolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit, besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorangeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet."

„Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einher wandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherrn getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm sein Sohn in spanischer Tracht, langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk. Nun aber entstand ein neues Gedränge, denn es mußte ein andrer Zugang von dem Markte her nach der Römerthür er-

öffnet werden, welchen der aus dem Dome zurückkehrende Zug benutzen sollte. Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dies ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches Andre aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste eine eben fertig gewordene und mit rothgelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend, angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd, bewundern; und sonderbar genug, auf das Letzte freuten wir uns am meisten; denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen, so wie die natürlichste, so auch die würdigste*).

---

*) Aeltere Personen, welche der Krönung Franz des Ersten beigewohnt, erzählten: Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balconfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen und sich ihr, so zu sagen, als ein Gespenst Karl's des Großen dargestellt, habe er, wie zum Scherz, beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wundersamen Handschuhe hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdigt worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der Enthusiasmus und der Jubel des Volkes auf's höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall, und nun die Vordersten des ganzen Zugs, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er gerade nach uns zuging. Wir sahen ihn, sowie den ganzen volkserfüllten Platz, beinahe im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Churfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, alles schien nur eine Masse zu sein, die nur von einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken, aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Der von dem Markt her tönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen, und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen Preis gegeben und also nicht dann, wie sonst, angetastet werden sollte. Es geschah dies, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lös'ten das Tuch von der Brücke, wickelten es ballenweise zusammen und warfen es

in die Luft. Hierdurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil; denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, sowie Krone, Scepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen: denn alles war neu daran und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karl's des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, des Lächelns sich nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung."

„Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm; denn das Merkwürdigste, was öffentlich

zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer gewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balconfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor Allen schwang sich nun der schöne schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gemäß und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquele zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Breterküche und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und Aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalfter ein Paar prächtige, mit dem churpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Sil-

Pabst Pius der VI. besucht Kaiser Joseph II.
in Wien.

bermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für den Zuschauer ein belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er den Beutel selbst auswarf, und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete."

„Die Majestäten hatten sich vom Balcon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derberen Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle Preis zu geben. Diesmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß wenn Einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der Andere ihm ein Loch hineinschnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochsen aber wurde diesmal, wie sonst, ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postirt, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu

Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthaltes erbaut war, und weil sie das letztemal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten tüchtige Mitglieder; wer aber diesmal den Sieg davongetragen, ist mir nicht erinnerlich."

„Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die breterne Küche selbst Preis gemacht wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Breter wurden losgerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte ein jedes werde ein paar der Zudringenden todtschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja, manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin und wieder schwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen."

„Jeder wußte nun, daß der Kaiser und König aus dem Cabinet, wohin sie vom Balcon abgetreten, sich wieder hervor-

begeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tags vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nun einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saals gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vier und vierzig Grafen, die Speise hervortragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Contrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthüre war bewacht, indeß gingen die Befugten aus und ein. Ich erblickte einen pfälzischen Hausofficianten, den ich anredete, ob er mich nicht hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das pfälzische Büffet stand links, unmittelbar an der Thüre, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken."

„Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern, saßen auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen, Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Scepter aber lagen auf goldenen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Churfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Chur-Mainz den Majestäten gegenüber, Chur-Trier zur Rechten und Chur-Köln zur Linken. Dieser obere Theil war würdig und erfreulich anzusehen, und

erregte die Bemerkung, daß es die Geistlichkeit so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten aber herrenleeren Büffets und Tische der sämmtlichen weltlichen Churfürsten an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählich entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein gespensterhaftes Ansehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen; denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle die, welche ebenfalls ein Recht hatten, sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden."

„Abends war Beleuchtung. Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte (der Churpfälzische zeichnete sich vorzüglich aus), war es so hell, wie es am Tage nur sein kann. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Man sprach von der herrlichen Erleuchtung, womit der brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Dieser hohe Botschafter hatte, diesen Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen und dafür die große Linden-Esplanade am Roßmarkt, vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit

einem wohl noch prächtigeren Prospecte verzieren lassen. Die ganze Einfassung bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Lichtpyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Piedestalen; von einem Baum zum andern zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter schwebten. An mehreren Orten vertheilte man Brod und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen."

Wir bemerken nur noch, daß Joseph in der Wahlcapitulation ausdrücklich versprach sich bemühen zu wollen, daß die italiänischen Reichsvasallen wie früher in allgemeinen Reichsangelegenheiten Hülfe leisteten.

Man wird es natürlich finden daß Joseph sich denen, welche ihm zur Wahl behülflich gewesen waren, dankbar bezeigte. So schrieb er gleich nach seiner Krönung (noch im April 1764) gleich von Frankfurt aus an den Reichserzkanzler und Churfürsten von Mainz (Emmerich Joseph Freiherrn von Breidtbach-Bürresheim) folgenden Brief:

Monsieur,

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen für die freundschaftliche Bemühung bei den versammelten Herren Chur- und Reichsfürsten und für die eifrige Verwendung, die Sie für mich in der römischen Königswahl geäußert haben, meinen aufrichtigen Dank abstatte.

Ich halte es für meine Pflicht Ihnen als des römisch-deutschen Reichs Kanzler und erstem Churfürsten zu versichern, daß ich die Königswürde, wozu sie mich durch eine freie und gesetzmäßige Wahl berufen, mit der vollkommensten Beobachtung der Reichsgesetze und der mir dadurch auferlegten Verbindlich-

keiten verwalten werde; daß ich mich genau an die von mir beschworne Wahlcapitulation halten und die Rechte und Freiheiten der ganzen Nation sowie die Vorzüge einzelner Reichsmitstände insbesondere vertheidigen und beschützen will.

Mein einziger Wunsch ist, daß meine Fähigkeiten den Umständen und der übertragenen Würde angemessen genug seien. Auf die Aufrichtigkeit meines Charakters, auf die Redlichkeit meiner Absichten und auf meine Entschlossenheit zur Behauptung unsrer Nationolfreiheit können Sie sich vollkommen verlassen. Ich umarme Sie, mein Prinz, mit den edelsten Empfindungen von Freundschaft und rechne auf Ihre Unterstützung da wo sich Fälle ereignen, die sie mir nothwendig machen. Gott erhalte Sie noch lange für Deutschland. Frankfurt, im April 1764.

Joseph.

Siebentes Capitel.

Joseph's zweite Vermählung und seines Vaters Tod.

Nach der Rückkehr des römischen Königs in die Hauptstadt Oestreichs schien man durchaus keine Veränderung an ihm zu bemerken. Seine fleißigen Studien, seine aufmerksame Beobachtung der Zeitereignisse, sein ganzes Thun und Wesen waren das des Erzherzogs. Nur ein Ausflug nach Ungarn, den er in dieser Zeit machte, dürfte als Vorspiel seiner spätern Reisen noch besonders zu erwähnen sein. Außer seinem Bestreben den Geist der Magyaren auch in dieser Periode zu sondiren, machte

er sich besonders viel mit dem Bergwesen in dem von ihm berührten Striche Ungarns zu schaffen. Kein Wunder wenn ein Mann wie Joseph in einer Zeit wie der seinigen auf alles sorgsam achtete was die Finanzen Oestreichs betraf. Es wird Gelegenheit genug geben auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Maria Theresia war, wie wir oben erzählten, durch den Tod Isabella's von Parma sehr schmerzlich berührt worden, weil sich derselben ihr ganzes Herz zugeneigt hatte; aber auch der Umstand, daß sie aus der Welt geschieden war, ohne einen Thronerben zu hinterlassen, bekümmerte sie tief. Es wucherte ihren politischen Planen sich mit dem Hause Baiern näher zu verbinden. Ihre Wahl für Joseph fiel demnach auf Josephe von Baiern, Kaiser Karl's VII. Tochter.

Einst ging die Erwählte der Prinzessin Charlotte von Lothringen entgegen und Joseph erhielt Gelegenheit sie in Straubingen zu sehen. Freilich war er weit entfernt seine verblichene Isabella aus dem Herzen zu verbannen; allein der Wille seiner erhabenen Mutter und noch mehr die eigne Staatsrücksicht vermochte ihn zu dem Entschlusse ihr seine Hand zu geben. Am 20. Jan. 1765 erfolgte die eheliche Verbindung unter mehrtägigen Festlichkeiten, denen Joseph doch so gern entgangen wäre. Indessen knüpfte seine Mutter hieran ein schönes Fest welches auch seinem Herzen Freude machte. Sie gab nämlich 25 Brautpaaren von gutem Ruf eine reichliche Ausstattung, ließ sie 10 Tage nach Joseph's Vermählung durch 25 Jubelpaare nach St. Stephan geleiten und allen zusammen auf einmal die priesterliche Einsegnung ertheilen. Dies war etwas Edles, etwas für das Volk, und auch etwas für Joseph.

Ihm war Göthe's Wort in's Herz geschrieben:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen
Die wir kennen.

Wenn Joseph seine Gemahlin nicht liebgewinnen konnte, so behandelte er sie doch ohne Ausnahme mit Achtung und Zuvorkommenheit. Immer gedachte er seiner ersten Gemahlin und vermochte es nun nicht sich von Herzen wieder hinzugeben; es ist aber auch nicht zu verkennen daß Frauen wie Isabella von Parma unter die größten Seltenheiten gehören. Als Josephe daher (am 28. Mai 1767) Isabellens Schicksal hatte, daß sie nämlich gleichfalls eine Beute der Blattern wurde, war Joseph's Schmerz auch nicht dem früher empfundenen gleich. Indessen war der Eindruck, den dieser neue Todesfall auf ihn machte, groß genug um ihm das Heirathen auf immer zu verleiden. Vor diesem seinem Gefühl mußten alle Staatsrücksichten in den Hintergrund treten, indem er sich völlig darein ergab keinen Thronerben zu hinterlassen.

Im August 1765 begab sich der Wiener Hof und dabei auch unser Joseph nach Inspruck. Dort sollte die Hochzeit des Erzherzogs Leopold gefeiert werden. Man hatte ihm die spanische Infantin Marie Louise zur Gemahlin erkoren. Alles ging auf's beste. Während der wißbegierige Joseph einige Strecken Tyrols und die Grenzen von Verona bereis'te, um sich vom Stande der Dinge zu unterrichten, war schon die Trauung nebst den darauf folgenden Festlichkeiten vorübergegangen und

der Hof machte bereits Anstalten zur Rückreise; da geschah ein Schlag, welcher die ganze kaiserliche Familie und vorzugsweise die Kaiserin selbst in die tiefste Trauer versetzte. Joseph war vor kurzem wieder zu Inspruck eingetroffen und befand sich eben (am 18. August) mit seinem Vater in einer Theaterloge, als dieser über Unpäßlichkeit klagte. Er hatte sich übrigens längst nicht mehr in Tyrol gefallen, indem er den Zudrang des Bluts der dasigen dicken Luft zuschrieb. Schon am Morgen dieses Tages hatte ihm auch seine Schwester Charlotte von Lothringen (Aebtissin von Remiremont) angelegen, sich eine Ader öffnen zu lassen; da er indessen versprochen hatte den Abend mit Joseph zuzubringen, so verschob er den Aderlaß auf den andern Morgen. In der Oper aber drängte sich ihm das Blut mehr als je zu Kopfe. Da die Unpäßlichkeit von bedenklicher Art zu sein schien, so verließ Franz mit Joseph das Theater und wollte eben aus einem Zimmer in's andre gehen, als er, vom Schlage getroffen, seinem Sohne todt in die Arme sank.

Maria Theresia ward durch diesen Todesfall mächtig erschüttert. Im ersten Schmerze sprach sie davon die Regierung sogleich niederzulegen, an der Todesstelle ihres Gemahls ein Kloster zu gründen und als dessen Vorsteherin ihre Tage zu beschließen. Dies that sie nun zwar nicht; aber sie lieferte unwiderlegbare Beweise ihrer aufrichtigen Liebe zu ihrem verstorbenen Gemahl. Sie machte nicht nur zu Inspruck eine Stiftung für 12 Fräulein, die für Franzens Seelenruhe zu beten verpflichtet waren, sondern legte von dieser Zeit an die Trauerkleider nicht mehr ab, besuchte selten wieder ein Schauspiel, begab

sich jedes Jahr am 18. August in seine Gruft, um dort inbrünstige Gebete zum Himmel zu senden, und brachte überhaupt den Monat August immer auf dem Schlosse Schönbrunn in stiller Zurückgezogenheit zu.

Auch auf Joseph machte der Tod seines Vaters einen gewaltigen Eindruck. Hier sah man in ihm nicht den Nachfolger in der Regentschaft. Wie aufrichtig seine Rührung war, das hat sich im Munde des Volks fortgepflanzt, aber auch zwei Briefe, die er kurz nach Franzens Tode schrieb, zeugen davon. Der eine ist an seine Schwester gerichtet, die in Schönbrunn zurückgeblieben war, und lautet so:

„Verzeihen Sie, meine theuerste Schwester, wenn ich mich im Uebermaß des Schmerzes, der mich niederdrückt, und mitten unter den Beschäftigungen, womit ich überhäuft bin, an Sie alle zugleich wende. Wir verlieren den zärtlichsten Vater, den besten Freund. Unterwerfen Sie sich der Vorsehung, lassen Sie uns für die Ruhe seiner Seele beten und uns die Liebe zu unsrer erhabenen Mutter, das einzige Gut, welches uns übrig bleibt, verdoppeln; ihre Erhaltung ist bei diesem traurigen Vorfall meine Hauptsorge. Kann Ihnen die innige Freundschaft eines Bruders, die ich Ihnen nicht mehr anbieten kann, weil Sie dieselbe schon längst haben, irgendwo nützen, so befehlen Sie über mich. Ich umarme Sie alle und bitte Sie um weiter nichts, als Mitleid mit dem unglücklichsten aller Söhne zu haben. Joseph.“

Der zweite dieser Briefe ist an den Fürsten Karl von Bathiany gerichtet und lautet folgendermaßen:

„Mon Prince,

Wir sind in der Gesellschaft des Großherzogs von Florenz und der beiden Erzherzoginnen Anna und Christina nach Inspruck abgereis't, um der Vermählung meines Bruders beizuwohnen, als den 18. die für uns traurige Katastrophe eintrat, daß den Kaiser plötzlich der Schlag rührte und derselbe in meinen Armen verschied!

Mon Prince! Es ist über die Fähigkeit eines menschlichen Wesens den hohen Grad von Schmerzen, das Uebermaß von Empfindungen so zu schildern wie es das Herz eines Sohnes fühlt, der seinen Vater auf ewig verliert, von dem er überzeugt war daß er geliebt wurde.

Im Moment der schrecklichen Leiden, die mich folterten, vergaß ich meine Mutter nicht. Aber konnten Trostgründe eines Sohnes, dem die Wehmuth das Herz zerrissen, konnten sie ein Ersatz für den grausamen Schlag sein, den ihr das Schicksal versetzte?

Mein Vater hat die zärtlichste Zuneigung für mich gehabt. Er war mein Lehrer, mein Freund und der größte Prinz seines Hauses, würdig des Zutrauens seiner Familie sowie jenes seines ganzen Volks. Großmüthig, gerecht, wohlthätig, ein Freund der Wissenschaften und Künste, der Armuth und des Bestrebens sich emporzubringen war er Kenner der Privatverdienste selbst als Monarch.

Ich bin jetzt vierundzwanzig Jahr alt. Die Vorsehung hat mir in frühen Tagen den Kelch des Leidens hingegeben, da ich meine Gemahlin verloren nachdem ich sie kaum drei Jahre be-

saß — theure Elise, Du bist unvergeßlich für meine Tage — und seit Deinem Tode habe ich unnennbare Leiden gefühlt.

Sie haben meine Jugend geleitet; unter Ihrer Anführung wurde ich ein Mann. Unterstützen Sie mich nun auch als Monarchen bei der Last der Pflichten, die mir mein Schicksal auferlegt hat, und bewahren Sie Ihr Herz für Ihren Freund

Joseph."

Inspruck, den 20. August 1765.

Wen ein Joseph großmüthig, gerecht, wohlthätig und einen Freund der Wissenschaften und Künste nennt, der muß ein nicht ganz gemeiner Mann sein. Wie hätte ihn auch sonst seine erhabene Gemahlin, trotzdem daß sie mehrfache Beweise seiner ehelichen Untreue in Händen hatte, so leidenschaftlich lieben mögen? Kurz und doch sehr richtig ist er geschildert in einer neuern Geschichte des Hauses Oestreich, wo es über ihn heißt: „Kaiser Franz I. hatte, so innig ihn seine Gemahlin auch liebte, auf die Regierung der östreichischen Monarchie fast gar keinen Einfluß*). Er war ein Gegner des engen Bundes zwischen Oestreich und Frankreich, welcher eine so große Umwandlung in der europäischen Politik hervorbrachte, aber er konnte dieses Ereigniß nicht hindern. Da er nicht zu jenen

---

*) Wollte er ja einen Einfluß äußern, wünschte er etwas durchgesetzt zu sehen, so durfte er sich nicht direct an seine Gemahlin wenden, welche gern allein regieren mochte und dann Franzens Anträge sicherlich verwarf. Nein, in einem solchen Falle steckte er sich hinter die Minister. Diese mußten die Sache im Staatsrath vorbringen, Franz widersprach und — setzte so seinen Willen durch.

Charakteren gehörte, welche mit großer Energie und riesenhaftem Ehrgeize ausgerüstet sind, fügte er sich in seine politische Unbedeutendheit und widmete seine Thätigkeit der Vermehrung seiner Reichthümer. Das setzte ihn in den Stand, der Kaiserin während der Kriege, die sie führte, Geldsummen zu einem ungeheuren Belange vorzustrecken. Aber bei aller Sparsamkeit des Kaisers, bei aller Neigung sein Vermögen durch Speculationen verschiedener Art zu vermehren, geizte er doch nicht, wenn es galt die Armuth zu unterstützen. Der Kaiser fühlte menschlich und hat bei Feuersbrünsten und in Wassersnoth mehr als einmal seine Person ausgesetzt, um Unglücklichen die in Todesgefahr schwebten Rettung zu bringen. Er beschützte die Gelehrten, obschon seine eigne wissenschaftliche Bildung nicht sehr groß gewesen sein muß, wenn es wahr ist daß er der Alchymie ergeben war und den Stein der Weisen suchte. Er ließ Gelehrte auf seine Kosten reisen, stiftete zu Pistoja eine Akademie der schönen Wissenschaften und der Philosophie und zu Augsburg eine andre für die freien Künste. Auch war er der eigentliche Gründer des so schätzenswerthen Ingenieur-Archivs zu Wien, für welches er die genauesten Pläne von allen festen Plätzen und Vertheidigungspunkten der östreichischen Monarchie aufnehmen ließ und unabläßig bemüht war auch jene des Auslandes zu erlangen. Livorno erhob er zum Freihafen und zeichnete sich überhaupt durch die richtigsten Ansichten und Maßregeln in Bezug auf Handel und Staatswirthschaft aus. Im Andenken der Oestreicher lebt er jedoch hauptsächlich nur als Gemahl Maria Theresiens und Ahnherr des jetzigen Kaiserhauses fort."

Franz I. war geboren den 8. Dec. 1708, ward regieren-

der Herzog von Lothringen und Bar den 27. März 1729, regierender Großherzog von Toscana den 9. Juli 1737, Mitregent von Oestreich den 21. Nov. 1740 und von Ungarn den den 21. Sept. 1741, zum Kaiser erwählt den 13. Sept. und gekrönt den 4. Oct. 1745, starb zu Inspruck den 18. August 1765. Er ruht in dem prachtvollen Mausoleum der Kaisergruft zu Wien, welches Maria Theresia für ihn und ihre eigne sterbliche Hülle errichten ließ.

Durch Franzens Tod gelangte der römische König Joseph zur deutschen Kaiserwürde. Seine Mutter erklärte ihn auch zum Mitregenten der östreichischen Monarchie. Alle Welt blickte erwartungsvoll nach dem jungen Manne, der so voll Feuer und Thätigkeit war, der vor Verlangen brannte alle seine Vorfahren zu übertreffen. Die folgende Abtheilung, worin der Geschichtsschreiber weit sicherer als bisher aufzutreten vermag, weil ihm haltbarere und ausgedehntere Materialien zu Gebote stehen, wird demnach zu schildern haben was Joseph als deutscher Kaiser und als Mitregent seiner Mutter vollbrachte, und wir werden dies um so freudiger thun, da uns eben die Nachricht zugeht, daß diese „Geschichte Joseph's" in Oestreich nicht verboten sondern deren Vertrieb ausdrücklich erlaubt worden ist. Man ersieht daraus, daß auch der heutige Kaiserstaat eine freimüthige Bekanntmachung der großartigen Bestrebungen seines abgeschiedenen Weisen, eine ernste und anständige Besprechung seiner innern Angelegenheiten nicht zu verhindern gesonnen ist. Dies flöße uns die Hoffnung ein, daß die östreichische Regierung, auf dem von Joseph bearbeiteten Boden stehend, die momentanen Hemmnisse freierer Gedanken-

mittheilung als schwindend betrachtet und durch Freigebung des früher zuweilen Unterdrückten auf die Zerstörung der Täuschung und Unwahrheit, der Verleumdung und des Aberglaubens zu wirken gedenkt, daß sie sich der Ansicht hinneigt, wie etwaige Verletzungen durch Druckschriften nicht nur durch gesetzliche Strafen geahndet sondern auch durch eine größere Freiheit der Presse selbst geheilt werden können, wie die Geschichte der nachjosephinischen Zeit auch in Bezug auf Religion und Sittlichkeit, Majestäts- und Bürgerehre, Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und Hebung des Nationalwohlstandes keineswegs eine streng gebundene Presse empfehle. Noch mehr in Joseph's Sinne würde diese Regierung allerdings handeln, wenn sie alle Censur abschaffte und in Verbindung mit Preußen und den übrigen Bundesstaaten ein deutsches Preßgesetz abfaßte, wozu England, Frankreich, Holland, Belgien, die Schweiz, Norwegen, Schweden und Dänemark gute Vorarbeiten liefern würden; denn auch die mildeste Censur beschränkt die natürliche Freiheit, verdrängt oder fälscht die Wahrheit, hemmt oft die Gerechtigkeitspflege, begünstigt dafür die Hyder der bureaukratischen Tyrannei, läßt kein Nationalgefühl aufkommen und macht die Regierung selbst auswärtigen Mächten gegenüber für jede unter ihren Censoren gedruckte Aeußerung verantwortlich. Auch der Ursprung der Censur unter Papst Alexander VI. und die Ausübung derselben unter Philipp II., wo das Feldgeschrei war: „Es lebe die Inquisition, es sterbe die Nation!" sprechen schon laut genug. Uebrigens ist es bekannt, daß vor 1819 (vor den Karlsbader Beschlüssen) der dritte Theil von Deutschland noch keine Censur hatte und daß die Verschärfung

derselben in unserm gemeinschaftlichen Vaterlande sich erst von 1832 und 1834 datirt! Wir sind nicht so vermessen aus der Ferne beurtheilen zu wollen, wem diese noch fortdauernde Abweichung von der Josephinischen Gesetzgebung hauptsächlich zuzuschreiben sei, aber wir getrauen uns zu sagen, daß die schleunigste Rückkehr zu derselben Oestreich fast plötzlich auf eine überraschend hohe Stufe der Größe und Kraft führen müßte. Wie durch einen Zauberschlag würden ihm alle deutschen Herzen zufliegen und freudig seine Kämpfe ausfechten, alle die verschiedenen Völkerschaften würden bald ein einiges großes Deutschland ausmachen, frei wie seine Ströme! Es ist hier nicht der Ort dies weiter auszuführen und völlig hinlänglich darauf hingewiesen zu haben. Gedenken die kaiserlichen Staatsmänner das Volk allmählich an die Preß- und Lesefreiheit zu gewöhnen, wie es die Vertriebserlaubniß gegenwärtigen Buchs zu beweisen scheint, so ist das immer schon dankenswerth und kann nicht verfehlen die herrlichsten Früchte zu tragen.

Krönung Joseph II. in Frankfurt a/M.

Zweite Abtheilung.

Joseph als deutscher Kaiser und Mitregent seiner Mutter, 1765—1780.

> Mit dieser Welt ist's keineswegs richtig;
> Vergebens bist Du brav, vergebens tüchtig;
> Sie will uns zahm, sie will sogar uns nichtig.
>
> Göthe.

Achtes Capitel.

Seine ersten Regierungshandlungen.

Joseph's Wirksamkeit schien sich nach seines Vaters Hintritt bedeutend erweitern zu müssen. Was war nicht allein in dem alten wurmstichigen deutschen Reiche aufzuräumen und auszubessern! Wie mochte es ihn locken seine durch den Krieg vielfach herabgekommenen, durch allerhand Hindernisse verflossener Zeiten in ihrer Thätigkeit gehemmten Unterthanen der Erbstaaten glücklicher zu machen! Wie gewissenhaft gedachte er als Großmeister aller östreichischen Orden zu verfahren! Welche

Verbesserungen waren schon im Heerwesen zu machen, das ihm ganz allein übergeben war! Alles dies zog jetzt die Blicke der Monarchie und des ganzen Welttheils auf sich.

Nachdem die Wiener Bürgerschaft und die auswärtigen Gesandten dem neuen Regenten ihre Huldigungen dargebracht hatten, begab sich dieser (am 12. Sept. 1765) in die Kirche wo das Andenken der Befreiung Wiens von der Türkennoth *) gegefeiert wurde, und zeigte sich so zum ersten Male wieder bei einer Feierlichkeit dem großen Publicum. Aller Blicke hingen an ihm, Aller Herzen flogen ihm entgegen.

Bald darauf hörte man viel von den Schätzen erzählen, die sein Vater ihm hinterlassen hätte. Wer Franz den I. nur einigermaßen beobachtet hatte, glaubte das ohne Schwur. Und es war auch etwas daran. Namentlich waren es in der Noth gemachte Staatspapiere (sogenannte Coupons) die Joseph geerbt hatte. Noch mehr wurde nun aber erzählt und wiedererzählt, als die Kunde erscholl, der Kaiser habe diese Coupons im Betrag von 22 Millionen Gulden verbrennen lassen und so dem Staat ein Geschenk damit gemacht. „Also haben wir uns nicht getäuscht," hieß es; „Joseph ist der gute Regent den wir in ihm erwartet haben." Wenn nun auch die ersten Handlungen eines Regenten nicht immer das Barometer seiner künftigen

*) An jenem Septembertage 1683 wurden mehr als 100,000 Türken von nur 20,000 Polen unter König Sobiesky in Unordnung gebracht und dann zurückgetrieben. Daß Oestreich den Polen seinen Dank nicht bloß durch ein jährliches Fest ausdrückte, wird man bald sehen, wenn man erfahren wird was Preußen, Rußland und Oestreich mit Polen machten.

Handlungsweise sind, so glaubte man es doch von dem neuen Kaiser gern, weil er schon hinlängliche Proben seiner Güte abgelegt und eine für sein Alter so erfreuliche Charakterfestigkeit an den Tag gelegt hatte, daß ein Zweifel an der Realisirung jener Hoffnungen nur von Unkenntniß seiner Persönlichkeit zeugen konnte. Und eine so materielle Wohlthat, wie sie auch vom ungeübtesten Verstande begriffen wurde, mußte einen Eindruck machen wie in Gellert's Fabeln die Handlung Philet's, welche dem Dichter zu der Aufmunterung Veranlassung giebt:

Mensch, mache Dich verdient um Andrer Wohlergehn!
Denn was ist göttlicher als wenn Du liebreich bist
Und mit Vergnügen eilst dem Nächsten beizustehn?

Bekanntlich hatte Maria Theresia in ihrer Freude über den glücklichen Ausgang der Schlacht bei Kollin (den 18. Juni 1757) einen militärischen Verdienst-Orden gestiftet, den jeder ohne Unterschied des Ranges oder der Religion erhalten sollte, der sich durch irgend eine bedeutende Großthat im Kriege ausgezeichnet hätte. Es war der Maria-Theresia-Orden, dessen Großmeister statutenmäßig stets der Chef des Hauses Oestreich sein sollte. Hatten die Mitglieder dieses Ordens bisher nur aus Großkreuzen und Rittern bestanden, so fügte Joseph als eine Mittelklasse dieses Ordens noch die Commandeurs hinzu und versah die Großkreuze mit einem gestickten Stern. Ist diese Einrichtung, welche noch jetzt besteht, auch nicht von so hohem Belang wie die meisten andern Institutionen der Josephinischen Herrschaft, so trägt sie doch zur Begründung des Urtheils bei, daß der neue Kaiser zu wirken und zu reformiren suchte so weit sein Arm reichte.

Sehr bald dachte der Kaiser darauf für größere Bequemlichkeit und Verschönerung der Residenz etwas zu thun. Viele wüste Stellen in der nächsten Umgebung wurden in schöne Grasplätze verwandelt, der Boden überall geebnet und mit Fußwegen über das Glacis nach dem Innern durchschnitten, ja bald lief eine bequeme Fahrstraße um die ganze Stadt. Die alte Mauer um den Bibliothekplatz ward eingerissen; der dadurch gewonnene Raum ward später Josephsplatz genannt und (1806) mit der berühmten Equesterstatue geschmückt. Die innere Einrichtung der Akademie der Künste ward vollendet und an deren Spitze trat der Fürst Kaunitz. Die Armen- und Versorgungsanstalten wurden durchaus verbessert; wir nennen bloß das Bürgerhospital St. Marx, das große Armenhaus, die Spitäler der Vorstädte, das spanische Hospital sowie das am Rennweg, den Contumazhof nebst dem Bäckerhäusl, den Sonnenhof zu Margarethen und den erzbischöflichen Garten in der Leopoldstadt.

Wenn Joseph keine Opfer scheute, um diese schönen Zwecke zu erreichen, so war er desto sparsamer in Bezug auf seine Haushaltung. Was hierüber zu sagen wäre, ist bereits in einer Biographie desselben gut zusammengestellt. Es heißt dort: „Andre durch Joseph unmittelbar nach seinem Regierungsantritt hervorgerufene Neuerungen bezogen sich zunächst auf das Leben an seinem und seiner Mutter Hofe. Schamlose Unterschleife und Prellereien, wie auch noch zu Karl's IV. Zeiten stattgefunden hatten, wo z. B. zum Einweichen des Brodes für die Papageien des Kaisers jährlich zwei Fässer Tokaier und zum Bade derselben jährlich 15 Eimer östreichischen Weines, für Petersilie in die

Hofküche 4000 Gulden, für den Schlaftrunk der verwittweten Kaiserin Amalie Wilhelmine täglich 12 Kannen Ungarwein und für vier Hofdamen täglich 6 Kannen Ungarwein in Rechnung gebracht worden waren, hatten schon beim Regierungsantritt Maria Theresia's ihre Endschaft erreicht. Dessenungeachtet war auch bei Joseph's Regierungsantritt der Aufwand, welchen die ganze Hofhaltung erforderte, immer noch viel größer als daß sich Joseph, der die erschöpften Kräfte des östreichischen Staats in Anschlag brachte und selbst von frühester Jugend auf sich an die größte Einfachheit und Mäßigkeit gewöhnt hatte, dabei hätte beruhigen können. Daher suchte er auch vor allem in dieser Beziehung der Schöpfer eines neuen Lebens zu werden und der Erfolg von seiner Thätigkeit war ein um so glänzenderer als seine erhabene Mutter in dieser Hinsicht seine Grundsätze mit ihm theilte. Um hiernach die jährlichen Ausgaben genau übersehen und controliren zu können, forderte er vorerst über alle Personen am Hofe und bei den Stellen eine genaue Liste über Namen, Rang, Besoldung und Pensionen, und welche Ausgabe sich nur immer als unnöthig herausstellte, die erlag bestimmt auch seiner scharf sichtenden Feder. So wurden namentlich die italiänischen und französischen Schauspieler, die bis dahin namhafte Summen in Anspruch genommen hatten, alsbald verabschiedet, wie denn überhaupt von nun an die Ausländer den Inländern nachstehen mußten. Und wie er so nach außen hin wirkte, so erlitt durch ihn auch bald das innere Hofleben bedeutende Veränderungen. Fast jedes einzelne Glied der kaiserlichen Familie hatte z. B. bis dahin seinen eignen Hofstaat gehabt, sowie seine eigne Tafel geführt, wobei,

wie begreiflich, um so enormere Summen verschwendet worden waren, da jedes Familienfest oder jeder andre Tag, der einer besondern Auszeichnung werth schien, auf drei-, vier- und mehrfache Weise gefeiert worden war. Mit Joseph's Auftreten änderte sich dies alles. Alle Erzherzoginnen und Erzherzöge vereinigte jetzt eine einzige Tafel: die des Kaisers und der Kaiserin Mutter, und um dem durch diese zweckmäßige Einschränkung in um so engere Grenzen zusammengezogenen schönen Familienkreise noch seine rechte Weihe zu geben, ward mit allen übrigen Tafeln auch die Marschallstafel aufgehoben und den dienstthuenden Kammerherren die Weisung ertheilt, von nun an um 11 Uhr ihren Posten zu verlassen, um — zu Hause zu essen. Ebenso erlitt die bis dahin fast unmäßige Kleiderpracht eine weise Einschränkung, und noch hatte er die Zügel der Regierung nicht ein ganzes Jahr geführt, als er sogar den ausdrücklichen Befehl erließ, daß in Zukunft der Neujahrstag der einzige sogenannte Galatag sein und daß jeder andre Tag, welchen Namen er auch habe und welches Fest auch dadurch bezeichnet werde, in Zukunft nur durch besondre Meldung zu einem sogenannten Hofgalatag erhoben werden soll." Gern wäre der Mann, welcher stets nur Wasser trank, des Nachts auf hartem Lager ruhte, immer des Morgens zwischen 4 und 5 Uhr aufstand und sich fast nie anders als in einfacher Uniform zeigte, in seinen Ersparnissen am Hofe noch weiter gegangen, wenn er nur freie Hand gehabt hätte; aber seine Mutter war von Natur freigebig und ließ sich in dieser Beziehung nichts einreden. „Man müßte mich umbringen," sagte sie, „wenn man mich hindern wollte freigebig zu sein." Man wähne aber darum

nicht, Joseph habe nothwendige und nützliche Ausgaben gescheut; im Gegentheil spendete er in diesen Fällen stets kaiserlich. Namentlich kam er den Armen zu Hülfe wo er wußte und konnte, erließ die beschwerlichen Abgaben, setzte jedem Soldatenkinde täglich drei Kreuzer zu seinem Unterhalt aus u. s. w.

Die Entfernung des Fremden, des Ausheimischen und Undeutschen beschränkte sich nicht auf die Abstellung der italiänischen und französischen Schauspiele, auf die Ersetzung ausländischer Beamten durch Eingeborne, sondern erstreckte sich auch auf die Etikette und Sprache am Hofe. Bisher hatte die spanische Grandezza geherrscht, mit Joseph zog die deutsche Einfachheit am Wiener Hofe ein; früher sprach man italiänisch und dazwischen französisch in der Kaiserburg und zu Schönbrunn, mit Joseph trat die kernige deutsche Sprache wieder in ihre alten Rechte ein. Weinkellner und Ceremonienmeister waren für den schlichten Joseph sehr entbehrliche Leute, und wer bei ihm gut stehen wollte, der mußte mit ihm deutsch reden. Er bedurfte nicht einmal Herder's Zuruf:

O Kaiser, Du von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gieb uns, wonach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland,

Und ein Gesetz und eine schöne Sprache
Und redliche Religion:
Vollende Deines Stammes schönste Sache
Auf Deines Rudolph's Thron,

Daß Deutschlands Söhne sich wie Brüder lieben,
Und deutsche Sitt' und Wissenschaft,

Von Thronen, ach, so lange schon vertrieben,
Mit unsrer Väter Kraft

Zurückekehren; daß die holden Zeiten,
Die Friederich von ferne sieht
Und nicht beförderte, sich um Dich breiten
Und sei'n Dein ewig Lied.

Wie scharfsichtig Maria Theresia auch in Bezug auf Aemterbesetzung sein mochte, so war sie doch nicht im Stande gewesen, den eingewurzelten Schlendrian und alten Sauerteig in dieser Beziehung auszufegen. Sie hatte nur in den höchsten Regionen einigermaßen aufzuräumen vermocht. Jetzt kam Joseph, der sich unerkannt unter das Volk mischte und auf diese Art Dinge erfuhr, daß sein edles Herz in Zorn erglühte. Wer zu einem Amte, zu einer Ehrenstelle gelangen wollte, mußte früher von hoher Geburt oder von einem angesehenen Manne empfohlen sein. Hinter welche Bestechungen kam aber nun der Kaiser! Ungesäumt erließ er den Befehl, daß fortan bloß Kenntnisse und Verdienst zu Aemtern und Würden führen sollten, daß jede Bestechung, kurz jedes andre Mittel zu Ehrenstellen zu gelangen auf das härteste bestraft werden würde. Diese Verordnung war bloß schlimm für so manchen verdienstlosen Vetter oder freigebigen Schützling eines gewissenlosen Großen.

Durch die Kriege, welche Oestreich seit 1740 hatte führen müssen, war die Bevölkerung des Kaiserstaates eher zusammengeschmolzen als gewachsen. Diesem Uebelstande suchte Joseph vorläufig dadurch abzuhelfen, daß er die Abschließung der Ehebündnisse erleichterte und die außerehelich gebornen Kinder für

ehrlich erklärte, so daß sie nicht mehr zu Handwerken und öffentlichen Diensten unfähig sein sollten.

Oft schon hatte Joseph in Erfahrung gebracht, daß die Leute sich und ihre Familien durch Glücksspiele ruinirten. Unverweilt erließ er daher eine Verordnung, wodurch alle Arten von Hazardspielen mit harten Strafen belegt wurden. Um aber den Uebertretungen der Gesetze besser auf die Spur zu kommen, führte er eine neue Polizeiordnung ein.

Ganz besonders zur Ehre gereicht ihm die Verordnung in Betreff der Wahrsager und Magier. Vor ihm bestanden noch die strengen mittelalterlichen Gesetze gegen Hexereien aller Art. Vor der Hand beschränkte sich der neue Befehl darauf, daß niemand mehr wegen angeblicher Hexereien oder Wahrsagerkünste zur Tortur und nimand anders zum Tode verurtheilt werden durfte, als wer eines andern Hauptverbrechens überwiesen war. Heutiges Tags wundert man sich, wie jene strengen Gesetze noch bis auf Joseph haben bestehen können; allein es ist Thatsache, daß zu jener Zeit auch in höhern Regionen noch mitunter in dieser Beziehung dichte Finsterniß herrschte. So hatte sich nach Caraccioli's Angabe selbst der Feldmarschall Richelieu, der unter Karl VI. als Gesandter in Wien war, in die Gesellschaft einiger Geistercitirer einweihen lassen, die ihm versprochen hatten, ihm Beelzebub, den obersten der bösen Geister, zu zeigen. Richelieu fand Geschmack an dergleichen Dingen. Jene Leute stellten nächtliche Zusammenkünfte an, man citirte Geister und die Sache ward endlich ruchbar. Als einst der Marschall zu Ludwig XV. sagte, die Bourbons fürchteten sich vor dem Teufel, so antwortete der König: „Das kommt

daher, weil sie nicht so genau mit ihm bekannt sind wie Sie.'' Gegen den Aberglauben des Volks helfen keine Systeme der Philosophie, wie sie bereits unter Maria Theresia emporschossen, sondern gute Schulen, wie sie ihrem Sohne schon längst vorschwebten und wie er sie später auch einzurichten suchte.

Bei den Reformen im Militärwesen stand ihm der muthvolle und kenntnißreiche Lascy zur Seite. Doch begnügte sich der Kaiser einstweilen mit Truppenübungen und Manoeuvres, obwohl er auch in der Uniformirung Ersparnisse einzuführen trachtete. Von seinen militärischen Reisen und Lustlagern wird weiterhin noch mehr die Rede sein. Sah man den Kaiser unter seinen Soldaten, so erkannte man in ihm selbst den ganzen Soldaten, der mit den Gemeinen sprach wie mit Seinesgleichen und alle ihre Strapazen theilte.

Es war bald nach seinem Regierungsantritt, als ihm zu Ohren kam, daß man eben einem Unterbeamten in der Kanzlei zu St. Pölten den Prozeß zu machen im Begriff sei, weil er eine Kasse angegriffen habe. Wer es aber erzählte, bedauerte immer den Mann. Das fiel dem Kaiser auf. Er untersuchte nun in aller Stille die Sache und fand, daß allerdings das Factum seine Richtigkeit habe. Der Beamte, ein sonst ganz rechtlicher, durchaus unbescholtener Mann, hatte 600 Gulden aus der Kasse entwendet, um — seine zahlreiche Familie dem äußersten Elende zu entreißen. Joseph sah ein, daß der Mann selbst bei der größten Sparsamkeit nicht hatte auskommen können, schlug seinen Proceß nieder, ließ ihn im Amte und vermehrte seinen Gehalt um die Hälfte.

Am 27. Febr. 1766 war in den Nebengebäuden des großen

St. Marcus-Hospitals (in einer fernen Vorstadt an der sogenannten Marxer-Linie) Feuer ausgekommen. Der Kaiser eilte dahin, wie er denn bei Feuersbrünsten und Ueberschwemmungen nie zu Hause blieb, feuerte die Arbeiter zur Thätigkeit an und setzte seine Person selbst der äußersten Gefahr aus. Einige Große machten ihn darauf aufmerksam, aber Joseph antwortete: „Ich war ein Mensch, ehe ich Kaiser wurde, und dies ist meine vorzüglichste Eigenschaft.“ In solchen Fällen war es besonders daß sich seine Freigebigkeit im schönsten Lichte zeigte. Er suchte „die Bürger über ihren Verlust zu trösten“ und den Schaden möglichst wieder gut zu machen.

Gleichfalls am 27. Februar (aber zwei Jahre später) hatte der Kaiser auf's neue Gelegenheit seine Menschenliebe zu bewähren. Vom Ereigniß selbst giebt uns der Astronom Pater Hell folgende Kunde: „Nach Mitternacht zeigten sich die Vorboten eines Erdbebens. Der Himmel war mit gleichförmigen schwarzen (nebelartigen) Wolken überzogen und das Thermometer zeigte bei einer völligen Windstille eine ungewöhnliche Wärme an. Gegen 1½ Uhr begannen bei noch ruhiger Luft die Fensterscheiben zu krachen, aber eine Viertelstunde später erfolgten schnelle und ununterbrochene Stöße eines heftigen Südwestwindes. Von 2—2¾ Uhr war die Luft wieder ruhig, jedoch um diese Zeit begann der astronomische Thurm heftig zu beben, die freihängenden Klingeln ertönten und es ließ sich ein unterirdisches Sausen und Brausen vernehmen. Die Erderschütterungen schienen perpendicular heraufzukommen und es fanden deren in ½ Minute mehrere Hundert statt. In dem Augenblicke, wo das Erdbeben aufhörte, ließ sich in den Wänden der Scheidemauer

ein deutliches Krachen vernehmen. Dieses Erdbeben übertraf an Heftigkeit alle, welche man bisher in Wien erlebt hatte." Nicht so ruhig als der scharf beobachtende Vater blieben die meisten übrigen Bewohner von Wien. Aber viele Wände in der Stadt bekamen auch große Risse oder stürzten ganz ein, ja die Donau quoll plötzlich über die Ufer und setzte die Vorstädte unter Wasser. Bei dieser Gelegenheit schien der Kaiser allgegenwärtig zu sein; hier traf er Rettungsanstalten, dort suchte er zu trösten, anderwärts sah man ihn wieder auf einem zerbrechlichen Fahrzeuge mit den empörten Wogen kämpfen.

Wie man sieht, waren die ersten Regierungshandlungen Joseph's insgesammt liebenswürdig, auf das Beste des Volks gerichtet. Indessen wird man sich wundern, daß sie nicht schon umfassender waren, wenn man seinen Charakter erwägt. Dieser Umstand hatte aber seinen ganz natürlichen Grund, den Prof. Meusel in seinen Vorlesungen über Joseph II. (Lpz. 1790, S. 19) recht naiv angiebt: „Als deutscher Kaiser war er deswegen nicht auch Beherrscher der östreichischen Monarchie. Dies blieb seine Mutter bis an ihr Ende. Doch nahm sie ihn bald nach erlangter Kaiserwürde zum Mitregenten an. In dieser Eigenschaft aber mußte er, sowie vorher sein Vater Franz, sich wohl in Acht nehmen an der Regierung der östreichischen Monarchie nicht allzu lebhaften Antheil zu nehmen; denn die Mutter war in diesem Stück sehr eifersüchtig und ließ sich in ihren Planen und Handlungen nicht vorgreifen. Und doch ging vieles nach Joseph's Kopf und Willen. Wie denn so? Der Sohn hatte es dem Vater abgelernt. Er wußte daß Maria Theresia jeden heilsamen Vorschlag aus dem Munde ihrer

Minister mit Bereitwilligkeit aufnahm, daß sie aber dies nicht that, wenn eben dieser Vorschlag von ihrem Gatten oder Sohne herkam. Ebendeswegen ließ schon Franz stets durch Umwege seine Gedanken vorlegen, um das Gute bloß deshalb, weil er's vortrug, bei der Herrscherin nicht zu hindern; und daher kam es denn auch, daß man so wenig von Franzens eigentlicher Mitwirkung bei der Regierung seiner Gemahlin erfuhr. Er vermied sogar den Schein irgend einer, auch der entferntesten Theilnehmung*). Eben dies mußte Joseph auch als Kaiser thun. Um gute Absichten zu erreichen, mußte er seine Zuflucht oft zur Täuschung seiner Mutter nehmen. Nie setzte er seine Vorschläge sicherer durch, als wenn er sie dem Rathe irgend eines Ministers unterlegte und dann im Cabinette der Monarchin mit anscheinender Heftigkeit dagegen arbeitete. Er konnte fast immer darauf rechnen, daß sie — bloß um zu zeigen, daß sie allein zu regieren im Stande sei — gerade das that was er zwar heimlich selbst auf's Tapet brachte, aber öffentlich zu mißbilligen schien. Sie wollte sich von ihrem Ansehen durchaus nichts vergeben und muthmaßte nicht, daß sie doch that was man eigent-

---

*) So befand er sich einst im Cabinet der Kaiserin Königin, welche ihren Unterthanen Gehör gab. Er trat aus dem Kreise und setzte sich in einen Winkel zu zwei Frauen, welche aufstehen wollten. Zu ihnen sagte der Kaiser: „Achten Sie nicht auf mich; ich will hier bleiben, bis sich der Hof zurückzieht, und mich am Anblick der Menge ergötzen." Eine der beiden Damen antwortete: „Der Hof ist eben so lange hier als Ew. Majestät." Lächelnd erwiederte Franz: „Sie irren; die Kaiserin und meine Kinder machen den Hof aus; ich bin bloß ein Privatmann." Diese Anekdote hat eine dieser Damen, die Gräfin Harrach, selbst erzählt.

lich wollte. So viele Jahre hindurch Augenzeuge und Mitwirker der Regierung seiner Mutter, erwarb er sich den Vortheil dies wichtige Geschäft ganz kennen zu lernen, den Weizen vom Unkraut zu unterscheiden und alle die Schleichwege aufzuspüren, durch die oft wahres Verdienst verdrängt wird."

Ein weiteres Hinderniß der Josephinischen Reformen, fast ebenso bedeutend als seiner Mutter Herrscherstolz, waren die Verhältnisse am kaiserlichen Hofe, wie sie durch die damals ihn bildenden Persönlichkeiten bedingt wurden. Zwar ist nicht zu leugnen, daß der Kaiser auch seine kleine Partei am Hofe hatte, die ihn mit aller Kraft unterstützte, wenn sie seinen Eifer gewahrte die Gesetzgebung zu verbessern, Ackerbau, Handel und Industrie zu befördern, Dummheit und Aberglauben auszurotten, gesunde Philosophie und guten Geschmack zu verbreiten, den anmaßenden Adel niederzuhalten und die Niedern gegen die Bedrückungen der Höhern zu beschützen (und vor allen Andern ist hier der Feldmarschall Lascy zu nennen); aber die Gegenpartei, bestehend aus einer Anzahl Mönche mit dem Cardinal Migazzi an der Spitze, einigen frommen Damen, welche stets in Trauerkleidern gingen als ob auch ihnen ein Kaiser gestorben wäre, und mehrern Familien von altem Adel, die in der Priesterherrschaft ihre eigne erblickten, überwog doch beträchtlich, indem sie es sich zur Aufgabe machte Bücher zu verbieten, gefährliche Lehrer und Prediger zu vertreiben, Heuchlern emporzuhelfen, die päpstliche Macht zu stützen und die Neuerer (die Philosophen) zu verfolgen. Zwischen beiden Parteien stand Kaunitz mit seinem Anhange. Er spielte den Vermittler. Dieser verständige Politiker, welcher als Diplomat in so hohem

Rufe stand, daß man ihn den europäischen Kutscher zu nennen pflegte, welcher aber auch von seinen Leistungen einen so hohen Begriff hatte, daß er von gelungenen Unternehmungen Andrer zu sagen pflegte: „Mein Gott, das hätte ich selbst nicht besser machen können!“ dieser feine und eitle Staatskanzler neigte sich mehr den Grundsätzen des Kaisers zu, ohne sich's auf irgend eine Weise merken zu lassen. Um aber doch seinem Herzen genug zu thun, stellte er Joseph's Ansichten der Kaiserin in religiösem Gewande dar und machte sie auf diese Weise annehmlich. Witzig sagt sein Zeitgenosse Risbeck von ihm: „Er maskirt die Märsche des Kaisers und seines großen Feldmarschalls (Lascy); und so wachsam auch der Cardinal (Migazzi) mit allen seinen vortrefflichen Spionen ist, so mußte er doch öfters capituliren, ehe er noch wußte daß der Feind im Anmarsch sei.“

Neuntes Capitel.

Reformen im deutschen Reiche.

Freiere Hände hatte Joseph in Bezug auf die deutschen Reichsangelegenheiten. Hier war viel zu thun, aber schwer zu helfen. Der Kaiser selbst hatte weder Ansehen noch Einkünfte, auf dem Reichstage ging nichts vorwärts, indem die Reichsstände um allerhand Nichtswürdigkeiten haderten, die Hauptsachen aber bei Seite liegen ließen, und beim Reichshofrathe in Wien sowie beim Reichskammergericht in Wetzlar nach der Höhe der Bestechungssummen Recht gesprochen wurde. Wenn

nun der Kaiser weder rücksichtlich seiner Einkünfte noch in Bezug auf die Zänkereien des Reichstags vorläufig etwas zu thun vermochte, so wendete er eine desto größere Sorgfalt auf die Abschaffung der Mißbräuche, welche sich bei den beiden höchsten Reichsgerichten eingeschlichen hatte. Was er bereits in der Wahlcapitulation beschworen hatte, dazu trieb ihn sein eignes Herz. Am nächsten hatte er den Reichshofrath und bei diesem begann er.

Am 5. April 1766 erschien ein ausführliches Decret, worin verschiedene Gebrechen und Mißbräuche des Reichshofraths gerügt und besonders auf eine schnelle Justizpflege gedrungen wurde. Auch die bis dahin weitschweifig und dunkel gehaltenen Referate sollten von nun an kurz und deutlich abgefaßt werden. Schon der Wust fremder und eigenthümlicher Ausdrücke war ihm ein Greuel, und Göckingk spielt auf diesen juristischen Unsinn allzuleise an wenn er in einem Epigramm sagt:

Mein Advocat Herr Weil ist ohne Zweifel
Ein reicher Mann; schon ärmer ist Dieweil;
Dem Alldieweil ward wen'ger noch zu Theil
Und Alldieweilen das ist gar ein armer Teufel.

Am meisten aber ward in jenem kaiserlichen Decrete gegen das Nehmen von Geschenken geeifert und später wurden ein paar Reichshofräthe sogar wegen ihrer Bestechlichkeit abgesetzt. Er wußte es wohl:

Nichts übertrifft die starke Zahl
Gewissenhafter Advocaten,
Die alle Jahre kaum einmal
Die Rechte der Partei verrathen.

Hagedorn.

In Bezug auf diesen Gegenstand erließ der Kaiser späterhin an den Präsidenten des Reichshofraths folgendes merkwürdige Schreiben:

„Lieber Graf von Harrach,

Nachdem außer dem allgemeinen Ruf ich auch sonst in sichre Erfahrung gebracht habe, daß bei meinem Reichshofrath verschiedne Geschenke oder sogenannte Regalien unter allerlei Vorwand von den Höchsten bis zu den Niedern angeboten, auch öfters angenommen, ja wohl gar gefordert worden sind, so gebiete ich hiermit Allen insgesammt und einem Jeden insbesondre, daß vom 1. November a. c. anzufangen, ein Jeder vierteljährlich unter seiner eigenhändigen Unterschrift und Petschaft meinem Präsidenten speciell unter zwei separirten Rubriken eingeben solle, was er erstlich an erlaubten Tax- und Laudemialgebühren, dann zweitens an Geschenken oder sogenannten Erkenntlichkeiten, unter was für auch noch so scheinbarem Namen und Vorwand es nur immer sei, entweder selbst oder durch die Seinigen empfangen, oder ihnen oder den Seinigen angetragen worden, es bestehe nun in baarem Geld (wovon jederzeit die Summen zu specificiren), Geldeswerth, Comestibilien oder sogenannten Kuchelregalen, und mit einem Wort, was es nur immer sein oder wie es immer heißen möge, nichts ausgenommen, mit ausdrücklicher namentlicher Beirückung des Agenten oder andrer Person, so es ihm überbracht oder angetragen, wie auch der Ursache oder des Vorwandes, unter welchem er es empfangen oder hätte empfangen sollen. Die mindeste Verhehlung oder Uebertretung dieses meines ernstlichen Befehls werde ich, ohne Ansehung der auch noch so lange ge-

leisteten Dienste oder auch noch so großer Geschicklichkeit, den Redlichen zur Genugthuung, Eigennützigen aber zum billigen Schrecken, auf das allerschärffste, auch mit Cassation ahnden. Um auch dieses Uebel recht aus der Wurzel zu heben, soll derjenige der anträgt, derjenige der davon weiß und mir es nicht anzeigt, Einer wie der Andre für gleich strafmäßig angesehen werden. Es soll auch kein sogenannter respectus humanus Niederer gegen ihre Obern von Anzeigung eines der Justiz so zuwiderlaufenden Vergehens entbinden. Nur werden keine anonymen Denunciationen angenommen werden, sondern ein Jeder wird für die Wahrheit seiner Anzeige selbst zu haften haben. Wien, den 21. Oct. 1767.

Joseph.''

Eigenhändig schrieb der Kaiser hinzu: ,,Dieses Billet ist öffentlich im Rath vorzulesen und einem Jeden in die Feder zu dictiren.''

Das hieß in ein Wespennest stören. Der Reichshofrath erhob sich in Corpore gegen die kaiserliche Anschuldiguug, wies in einem langen Schreiben die ihm gemachten Vorwürfe zurück und drang auf Bestrafung der Verleumder. Es hieß darin, noch habe niemand die allgemein anerkannte Tugend der Männer, woraus der Reichshofrath bestehe, anzutasten gewagt, und sie müßten daher Se. kaiserliche Majestät als einen Wahrheit und Gerechtigkeit liebenden Monarchen sehr bitten die von ihm gemachten ,,sichern Erfahrungen'' über das Anerbieten, Annehmen und Fordern von unerlaubten Geschenken einzeln aufzuführen und gegen die verdächtigen Individuen eine legale Untersuchung anhängig zu machen; sollten jedoch die

von Sr. kaiserl. Majestät beigebrachten Beschuldigungen und die ferner zu liefernden Beweise nicht überzeugend erfunden werden, so behalte sich der Reichshofrath die rechtliche und öffentliche Genugthuung gegen die Verleumder vor, ja dessen Mitglieder würden das hochwichtige Richteramt nicht mehr mit Nutzen versehen können, bevor nicht Se. kaiserl. Majestät den guten Namen des Gerichts feierlich gerettet hätte; dies erfordre die Ehre des allerhöchsten kaiserlichen Amts sowie der Einfluß der richterlichen Autorität auf die Justizpflege selbst und die billige Rücksicht auf die Lasten des arbeitsvollen Richterstandes; wenn aber bei der oder jener Gelegenheit Geschenke angeboten und angenommen worden seien, so hätten diese durchaus nicht vermocht ꝛc.

Auf diese Gegenvorstellung erfolgte vom Kaiser ein sehr verständliches Schreiben an den Reichshofrath. Es lautete so:

„Wenn der wahre Sinn und klare Buchstabe meines Billets recht eingenommen und nicht auf so unanständige Art verdreht worden wäre, so hätte es einer so schwachen Rechtfertigung gar nicht bedurft, welche nur den Eigennützigen Gelegenheit giebt sich hinter die Redlichen zu verstecken. Daß bei gewissen Gelegenheiten Geschenke genommen worden sind, wird hier selbst eingestanden; um also deren eigentliche Bewandtniß zu erfahren, sind mir ohne weitere Widerrede die verlangten vierteljährlichen Eingaben zu überreichen; und da die Angabe der Schuldigen reichsgesetzmäßig beim Kammergericht eingeführt ist, so hat es bei meinem Befehl sein unabweichliches Verbleiben.

Joseph.“

Und dem Gerichtspräsidenten übersandte der Kaiser späterhin folgendes Handbillet:

„Lieber Graf von Harrach,

Nach nunmehr eingesehenen vierteljährlichen Eingaben erkläre ich alle Schenkungen, welche Namen sie auch haben mögen, bei meinem Reichshofrath für unerlaubt und untersage deren Anbietung unter den in meinem Decret vom 5. April 1766 angedrohten Strafen, weil eine jede derselben den Parteien zur Last gereicht, solche überhaupt für ein Justizcollegium nicht geeignet sind und zu einem bedenklichen Nachsinnen Anlaß geben können. Dagegen bin ich nicht abgeneigt denjenigen, so durch ihren Fleiß und uneigennützigen Diensteifer sich besonders verdient machen werden, auch nach Maß deren Reichseinkünften außerordentliche Belohnungen angedeihen zu lassen. Wien, den 19. Februar 1768.

Joseph."

Schon aus diesen Schritten gegen den Reichshofrath kann man abnehmen, ob Joseph gemeint war die Oberaufsicht über die Justiz im Reiche umsonst zu führen. Da dieser Gerichtshof vom Kaiser allein besetzt und auf seine Kosten erhalten wurde, so konnte er auch derb auftreten. Auch früher schon war den Regenten mancherlei Unbill einzelner Reichshofräthe zu Ohren gekommen; allein man griff nicht durch, uneingedenk des Spruches:

Ohne die That ist Wissen wie ohne Honig die Biene.

Herder.

Erreichte nun auch Joseph seine Absicht nur halb, indem sich eingewurzelte Mängel nur nach und nach abschaffen lassen,

so legte er doch frisch Hand an's Werk, brachte er doch einen heilsamen Schreck unter die Rechtsverdreher und Pedanten.

War es dem Kaiser allein schon nicht gestattet in der Grundverfassung des Reichshofraths wesentliche Aenderungen zu machen, so waren ihm in Bezug auf das Reichskammergericht die Hände noch mehr gebunden. Es ward vom Kaiser und den Ständen des Reichs gemeinsam besetzt und unterhalten und ersterer konnte nichts ohne die letztern über dasselbe verfügen. Indessen war gleich nach Einführung dieses Gerichts festgesetzt worden, daß alljährlich der Zustand desselben von einem kaiserlichen Commissar und einigen ständischen Bevollmächtigten genau untersucht werde, damit etwa eingeschlichenen Mißbräuchen, allem Unrecht und aller Nachlässigkeit gesteuert und den Parteien Gelegenheit zur Appellation gegen die Sprüche des Gerichts gegeben werden möge. Allein diese heilsamen Visitationen waren schon seit 200 Jahren in's Stocken gerathen. Wohl gab sich der Reichstag Mühe sie auf's neue in Gang zu bringen und setzte selbst die Ordnung fest, in welcher die Stände daran theilnehmen sollten, brachte es aber nur etwa zu einer außerordentlichen Visitation. „Unmittelbar nach Beendigung des siebenjährigen Kriegs wurde der Mangel guter Rechtspflege so fühlbar, daß ungesäumte Abhülfe vom Kaiser und Reich ernstlich beschlossen wurde. Vorzüglich nach Joseph's II. Regierungsantritt betrieb man die Sache mit einem von ihm befeuerten so einstimmigen Eifer wie man ihn in Reichsangelegenheiten lange nicht gesehen hatte. Es wurde beschlossen sofort durch eine außerordentliche Visitation sowohl die zahllose Menge der unentschiedenen Rechtssachen entscheiden als auch alle in die

Verfassung des Reichskammergerichts eingeschlichenen Gebrechen abstellen, auch eine neue Gerichtsordnung, wozu ein Entwurf bereits seit länger als einem Jahrhundert gemacht war, verfertigen zu lassen und dann die ordentlichen jährlichen Visitationen wieder in regelmäßigen Gang zu bringen. Der Eifer, mit welchem man die Sache betrieb, war so groß daß man den wirklichen Anfang nicht genug beschleunigen zu können glaubte, aus Furcht, neue Hindernisse möchten, wie es schon so oft geschehen, die Sache auch jetzt wieder vereiteln. Das Geschäft wurde mit frohem Muthe und mit bestem Willen, dem gemeinsamen Vaterlande das langersehnte Glück einer guten Rechtspflege zu verschaffen, (am 2. Mai 1767) wirklich angefangen." Kaiser und Stände hatten tüchtige und wackre Männer zu Visitatoren ernannt (der Kaiser den Fürsten von Fürstenberg und den Baron von Spangenberg, Churbrandenburg den Geheimenrath Reuter und nach dessen Tode den Geheimenrath Böhmer nebst Emminghaus, Hannover den Justizrath Falke rc.). Bald aber brachen Streitigkeiten zwischen den kaiserlichen und ständischen Bevollmächtigten und unter den letztern selbst aus, die zur Entscheidung auf den Reichstag verwiesen werden mußten, wo sie wieder neuen Zwist erregten, so daß am Ende aus der ganzen Visitation nichts Sonderliches herauskam. Neun Jahre lang währten die Streitigkeiten und zuletzt ward die Visitation doch aufgelös't ohne Deutschlands Hoffnungen erfüllt zu haben. Von den Rechtssachen, welche der Commission vorgelegt worden waren, hatte keine entschieden werden können. Nur das Gute hatte diese außerordentliche Visitation, daß jedes einzelne Glied des Reichskammergerichts

die Nothwendigkeit erkannte etwas mehr als bisher auf seiner Hut zu sein, daß die Zahl der Beisitzer dieses hohen Gerichts, welche schon seit langer Zeit von 50 auf 17 herabgesunken war, wenigstens auf 25 erhöht wurde und daß ein Entwurf zu einer verbesserten Reichskammergerichts-Ordnung zu Stande kam.

Woher rührte nun die Vereitelung der Hoffnungen des Kaisers und seines Reichs? Einmal schon daher, daß man sich gleich anfangs nicht damit aufhalten wollte die Stände, welchen die Visitation übertragen werden sollte, von neuem auszuwählen oder doch die Ordnung festzusetzen in welcher sie aufeinander folgen sollten, indem man sich in dieser Beziehung lediglich an den letzten Reichsabschied (von 1654) hielt. Dann kamen die Streitigkeiten in Wetzlar selbst und in Regensburg. Auch konnten sich endlich die 24 Arbeiter nicht über eine Theilung der Geschäfte einverstehen, so daß alle, auch die geringfügigsten Gegenstände gemeinsam betrieben und durch eine vierundzwanzigfache Abstimmung festgestellt werden mußten. Der letzte Zwist, welcher zur Zerreißung der Commission Anlaß gab, entstand über die Frage, ob die Collegiat-Stimmen der westphälischen und fränkischen Grafen zu dem katholischen oder protestantischen Reichstheil gerechnet werden müßten. Dieser Streit wurde auch auf dem Reichstage fortgesetzt und die Geschäfte desselben kamen darüber in solche Stockung, daß mehrere Jahre hindurch gar keine Berathungen gehalten wurden und man auch hier eine gewaltsame Zerreißung fürchtete.

Was mußte ein Mann wie Joseph dabei fühlen, der vor Eifer brannte sein Volk zu beglücken, auf den des Dichters Wort seine volle Anwendung leidet:

Das Vaterland beglückt zu sehn
Ist ihm die göttlichste der Freuden;

und:

. . . . . . Er ist
Der rechte Menschenfreund, der bloß aus Menschenliebe
Die Völker glücklich macht.

Uz.

Aber das Gute ausführen zu wollen und doch nicht zu können, ist für einen großen und edeln Charakter das Unerträglichste.

Auch Klagen andrer Art, welche aus den verschiedensten Theilen des deutschen Reichs erschollen, suchte der Philanthrop auf dem Throne schleunigst abzuhelfen. Es handelte sich um die Beschwerden der Protestanten in katholischen Ländern über Druck und Hudelei.

Denn:

Der Gottheit und Gesundheit Priester,
Die sich mit ihrer Pflicht entzweit,
Ist ein so reichliches Register
Als immer der Gerechtigkeit.

Michaelis.

Der Kaiser ließ an beide Reichsgerichte geharnischte Befehle ergehen und richtete dadurch unter den deutschen Protestanten große Freude an. Aber die Katholiken grollten dazu. Die Reichsgerichte thaten nicht viel und Joseph's Bemühungen waren auch in dieser Hinsicht beinahe vergeblich.

Alles dies machte dem Kaiser die Verfassung des Reichs zuwider, da sie ihn nur in seiner so wohlgemeinten Thätigkeit hemmte. Gegen seine Freunde spottete er bitter über die zögernden Formen der Reichsverfassung, über die Kleinigkeitskrämerei

des Reichstags und die endlosen Ceremonien desselben, und selbst gegen den französischen Gesandten Breteuil äußerte er einmal, daß ihm die Geschäfte, die ihm als Kaiser oblägen, äußerst ekelhaft wären, besonders weil er mit dem besten Willen und der größten Unparteilichkeit es immer bald mit der einen bald mit der andern Partei verderbe, vorzüglich in Religionszänkereien. „Wenn ich," sagte er, einem Kapuzinerkloster Recht gebe, weil ich glaube daß es Recht hat, so sagen die Protestanten ich gehe damit um, ihre Religion zu unterdrücken; finde ich dagegen einmal die Klagen der Protestanten gegründet, so schreien alle Priester und Mönche daß das Reichsoberhaupt die Religion verlasse."

Im Obigen liegt schon ein hinlänglicher Grund, warum Joseph II. fortan vorzüglich die Zwecke seines Hauses verfolgte, man braucht kaum auf seine Erziehung und Kaunitzens rein östreichische Diplomatie Rücksicht zu nehmen. Später wird selbst sein Bestreben hervortreten, gewisse Dinge trotz der Reichsverfassung zum Vortheil seiner Erblande in's Leben zu rufen.

Zehntes Capitel.

Joseph's Reisen in's Temeswarer Banat und nach Italien.

Wenn Joseph in den östreichischen Erbstaaten bei Lebzeiten seiner Mutter nur indirect Einfluß auf die Regierung üben und im deutschen Reiche wegen dessen Verfassung wenig ausrichten konnte, so mußte sich sein gewaltiger Geist beengt

fühlen. Diese Zeit der Ruhe suchte er nun auf eine Art auszufüllen wie es vor ihm besonders Hadrian gemacht hatte. Er unternahm zahlreiche Reisen, um überall mit eignen Augen zu sehen und mit eignen Ohren zu hören wo es fehlte, und um zu lernen wie den Mängeln am sichersten abzuhelfen sei. Auch beschränkte er sich nicht auf seine Staaten, sondern durchforschte selbst so manches ferne Land. Der kaiserliche Prunk würde seinen Zweck, sich zu unterrichten, nur gehemmt haben; daher reis'te er fast immer incognito, nämlich unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein. Sein ganzes Gefolge bestand aus einem General oder sonstigen Officier von Range, einigen Cabinetssecretären und wenigen Dienern und alles war in 3—4 Reisewagen beisammen. Er trug fast immer nur einen schlichten Frack und nur bei Truppenübungen oder sonstigen feierlichen Gelegenheiten, denen er nicht ausweichen konnte, die Uniform. Sein Aufwand beschränkte sich meist auf Geschenke, die er mit freigebiger Hand spendete. Nie ließ er sich durch übles Wetter oder andre Unbequemlichkeiten abschrecken das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Er zeigte seinen zuweilen ermüdeten Reisegefährten immer das heiterste Gesicht und ging ihnen in Ertragung von Strapazen mit dem besten Beispiele voran. Und warf er seine müden Glieder des Abends auch nur auf das mit einer Hirschhaut bedeckte Stroh, am andern Morgen war niemand muntrer als er. Nichts schien ihm weder zu Hause noch auf seinen Reisen geringfügig, wenn es nur belehrend sein konnte; in ihm lebte Göthe's Wort:

Willst Du Dich am Ganzen erquicken,
So mußt das Ganze im Kleinsten erblicken.

Es war ihm zu Ohren gekommen, daß die Bewohner des Temeswarer Banats in Ungarn ein äußerst trauriges Loos hätten. Dahin nun richtete er seinen ersten bedeutendern Ausflug, seine erste Instructions-Reise. Nur wenige Personen wußten von seiner Abreise, und in Ungarn dachte gar niemand daran. Er kam mit ganz geringer Begleitung incognito am Ziele seiner Reise an und begann ohne Verzug seine Beobachtungen. Das Gerücht hatte nicht gelogen. Solches Elend unter dem niedern Volke wie hier hatte er noch nicht gesehen, solche Härte und Willkühr der Behörden nicht für möglich gehalten. Wenn er die Sklaverei des Landmanns mit Augen sah, begriff er die Bittschrift eines seiner Unterthanen, welche lautete:

„Barmherzigster Kaiser!

Vier Tage Frohndienst, den fünften auf die Fischerei, den sechsten mit der Herrschaft auf die Jagd, der siebente gehört Gott. Erwäge, barmherzigster Kaiser, wie ich Steuern und Gaben bezahlen kann."

Die Bewohner des Temeswarer Banats, fast lauter Wallachen, waren der Kaiserin stets nur als Räuber, Verräther und Rebellen geschildert worden; gegen Rebellen aber konnte man nach der Ansicht der Regierung gar nicht hart genug verfahren. Mißhandlungen durch Peitsche und Stock waren daher an der Tagesordnung. Wenn aber die Beamten einen solchen Sinn der Regierung merken, so glauben sie ihr um so wohlgefälliger zu sein, je mehr sie die strengen Maßregeln auf die Spitze stellen. So kam es daß kein Wallache mehr hoffen durfte sein Eigenthum auf die Kinder zu vererben oder es auch nur am andern Morgen selbst noch zu besitzen. Wenn man die

Wallachen als Müßiggänger und Räuber geschildert hatte, ehe sie es waren, so mußten sie es doch bei solchen Regierungsmaßregeln nothwendig werden. Nur die Agenten der Regierung hatten es gut; sie plünderten ganz ungescheut und waren in kurzer Zeit reiche Leute.

Wie tief lagen nun unter solchen Umständen Ackerbau, Handel und Industrie danieder! Wölfe und wilde Pferde, Gauner und Zigeuner haus'ten neben dem armen unwissenden Volke, das auf den schauerlich öden Strecken des fetten Bodens selbst ein Thierleben führte. Nicht so sehr die Türkenkriege als der unpolitische Verfolgungsgeist, die Beschränkung des Handels und vor allen Dingen das noch in seiner ganzen Gräßlichkeit herrschende Feudalsystem hatten das schöne Land entvölkert und verödet, hatten dessen reiche Producte auf die niedrigsten Preise herabgedrückt und die Industrie so gut wie vernichtet.

Dies war ein Feld für Joseph's reformatorischen Geist; denn er dachte nicht:

Wer Beß'res sucht, dem ist nie wohl,

Nicolay,

sondern war von Göthe's Spruch durchdrungen:

Thu' nur das Rechte in Deinen Sachen,
Das Andre wird sich von selber machen.

Zunächst faßte er daher den Vorsatz trotz den Privilegien der Magnaten das Landvolk zu heben, allerlei Unbill abzustellen, Moräste auszutrocknen, öde Gegenden zu bevölkern und den Landesproducten die rechten Preise zu verschaffen. Und nicht bloß bei Vorsätzen für die Zeit seiner Alleinregierung ließ er es bewenden, nein er legte auch sogleich Hand an's Werk, so weit

es ihm seiner Mutter eifersüchtige Herrschaft gestatten mochte. Er brachte es ungeachtet der Schranken, innerhalb deren er sich eigentlich hätte bewegen müssen, vorläufig doch dahin daß Frohndienste und Leibeigenschaft gemildert und jedem Bauer unentgeldlich Eigenthum ertheilt, die willkührliche Besteuerung mit einer unwandelbaren Steuertabelle vertauscht, daß ungerechte Beamte durch Männer seiner Wahl ersetzt wurden. Der ungarische Bauer begann aufzuathmen, wie scheel auch seine bisherigen Peiniger dazu sehen mochten. Joseph selbst aber genoß des Glückes, seinen guten Willen wenigstens zum Theil realisirt zu sehen; denn

Er (der Weise) wägt sein Dasein nur nach Thaten,
Nach Pfunden die sein Geist erringt,
Froh wenn der Hoffnung seiner Saaten
Auch nur ein Keim gerathen,
Der in die Zukunft dringt.

Thümmel.

Das Gerücht von der Anwesenheit des Kaisers war bis über die benachbarten Grenzen erschollen. Die Türken kamen häufig herüber, um ihn zu sehen, was ihnen auch fast immer gelang. „Welch ein schöner Mann! Welch ein gütiger Herr!“ riefen sie aus. „Es wäre ein Unglück für die Pforte,“ fügte ein alter Türke hinzu, „wenn sie einen solchen Monarchen zum Feinde bekäme, denn er würde sich durch seine Leutseligkeit in kurzer Zeit die ganze europäische Turkei unterwerfen.“

Nachdem der Kaiser auch Böhmen und Mähren besucht und nebenbei Dresden gesehen, überall aber Spuren seines segensreichen Trittes zurückgelassen hatte, entschloß er sich nach Italien zu gehen. Nicht aber als römischer König wollte er

dort auftreten; „dazu habe ich zu viel Hochachtung für die Religion und dessen Oberhaupt," äußerte er einst; „da wollte ich lieber," setzte er scherzend hinzu, „den türkischen Sultan vom Throne stoßen." Und in der That spann sich im Norden schon seit geraumer Zeit etwas gegen Polen und Constantinopel an. Da sich aber Joseph II., obwohl er viel Antheil an diesen Gegenständen nahm, dennoch nicht von seiner Reise abhalten ließ, so werden auch wir erst später darauf zurückkommen.

Daß er bei seinem Incognito als Graf von Falkenstein auch schon unterwegs vielfache Gelegenheit hatte sich zu unterrichten, interessante Bekanntschaften zu machen und Wohlthaten zu spenden, war wohl natürlich. Ueberall erschien er ein segnender Engel. Nie fühlte er sich froher und freier als unerkannt unter dem Volke. So traf er auf seiner Reise nach Italien u. a. mit einem armen Edelmann zusammen, unterhielt sich fleißig mit ihm und erkannte in ihm bald einen tüchtig gebildeten Militär. Dieser vertraute dem fremden Reisenden seine Absicht nach Wien zu gehen um Dienste zu suchen. „I nun," sagte Joseph, „dort habe ich gerade einige Bekanntschaften; wenn Ihnen mit einem Empfehlungsschreiben an einen Officier gedient ist, so will ich Ihnen eins aufsetzen." Der Edelmann nahm das Anerbieten an ohne eben viel darauf zu rechnen. Der Kaiser gab ihm, als er sich von ihm trennte, ein Billet an den Feldmarschall Lascy mit und er erhielt gleich nach seiner Ankunft in der Kaiserstadt eine Officierstelle.

Trotz dem Incognito, worein sich der Kaiser zu hüllen liebte, um allem Ceremoniell, allen Empfangsfeierlichkeiten

zu entgehen und dafür sich mehr unter das Volk mischen zu können, war in Rom selbst schon die Kunde erschollen, daß er dahin kommen werde. Ein Papst konnte ihn nicht empfangen, weil Clemens XIII. vor kurzem gestorben und noch kein neues Oberhaupt der Kirche erwählt worden war. Das eben versammelte Cardinalscollegium hatte demnach allein alles zum Empfange des hohen Gastes zu ordnen. Es schickte vorläufig den Ober-Postmeister mit einer Menge Pferde, Abtheilungen von Reiterei und Fußvolk dem erlauchten Reisenden entgegen und in der Stadt selbst wurden bedeutende Zurüstungen gemacht. Früher hatte Italien wohl Kaiser gesehen, sowohl mit den Waffen in der Hand als im härenen Hemd; aber seit zwei Jahrhunderten hatte kein Kaiser den Fuß auf diesen classischen Boden gesetzt. Kein Wunder daher, daß man alles Mögliche aufbot den neuen Cäsar, dem obendrein ein so gewaltiger Ruf voransging, würdig zu empfangen.

Als die Soldaten in der Villa Medici ankamen, wo Joseph absteigen sollte, sagte man ihnen, der Kaiser werde erst spät am andern Tage eintreffen; sie rückten also wieder in Rom ein und der Ober-Postmeister zog seine Pferde gleichfalls zurück. Kaum aber war alles wieder zur Ruhe, so verbreitete sich das Gerücht (es war am 15. März) der Kaiser befinde sich bereits in den Mauern der alten Hauptstadt der Welt; man habe ihn in seiner einfachen Reisekalesche unmöglich vermuthen können. Nun kam aber auch die ganze Bevölkerung wieder in Bewegung. Man durchzog die Straßen und rief unablässig: „Es lebe der Kaiser!“ Die Cardinäle konnten es nicht über sich gewinnen bei einer so feierlichen Gelegenheit doch auch so gar nichts zu

thun. Es ward eine Deputation und eine Ehrenwache abgesendet; Joseph aber lehnte Beides mit den freundlichen Worten ab: „Ich reise ja incognito."

Jetzt hofften die Cardinäle wenigstens im Conclave besucht zu werden. Sie versammelten sich, warteten aber vergebens auf den Kaiser. Dieser besuchte noch am Abend seiner Ankunft ein paar Gesellschaften, unterhielt sich mit allen Gliedern derselben ohne Unterschied und gewann Aller Herzen.

Am folgenden Tage begann er mit seinem Bruder Leopold, der von Florenz herbeigekommen war, die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen Vor allen Dingen zog ihn das prachtvolle Gebäude der St. Peterskirche mit seinen schönen Verhältnissen und seinen kolossalen Bildsäulen an. Bauwerke wie dieses und der Straßburger Münster müssen auf Geister wie den Joseph's einen gewaltigen bleibenden Eindruck machen.

Am Nachmittage desselben Tags erschien er in Uniform und den Degen an der Seite mit seinem Bruder im Conclave. Nach altem Gebrauch durfte hier niemand bewaffnet erscheinen. Mit Anspielung auf diesen Gebrauch fragte nun der Kaiser, ob er auch mit Waffen diese heilige Versammlung betreten dürfe. Ihm antwortete der Cardinal Albani: „Einem Manne, welcher den Degen nur zur Vertheidigung des Vaterlandes und der Religion trägt, ist dies gestattet." Als der Kaiser unter den Cardinälen einen ganz schwarz wie einen Franciskaner gekleideten Mann bemerkte, fragte er ihn wer er denn wäre, und erhielt die Antwort: „Ein armer Priester, der die Livree des

heiligen Franciscus trägt." Es war der Cardinal Ganganelli, welcher bald als Papst die Blicke der ganzen Welt auf sich ziehen, bald unsterblichen Nachruhm ernten sollte. Daß des Kaisers Anwesenheit im Cardinalscollegium nicht ohne Folgen blieb, wird sich im Verlauf unsrer Erzählung zeigen.

Wenn nun die Bevölkerung der alten Roma alles aufbot dem Kaiser seinen Aufenthalt in ihren Mauern angenehm zu machen, wenn die Festlichkeiten einander gleichsam jagten, wenn die Cardinäle den Dom erleuchteten wie am St. Petritage, so daß er ganz in Feuer zu stehen schien*), wenn das Cardinalscollegium Bälle gab, wovon man während der ganzen Regierung des verstorbenen Papstes nichts gesehen hatte, wenn auch noch so viel Lucullische Gastmahle winkten — für den schlichten wißbegierigen Joseph war das nichts; ihm war es in Bibliotheken und altem Gemäuer lieber als in den Prunksälen der römischen Großen. Ihm war es das erste Bedürfniß die Zeit gut zu benutzen, von welcher Denis singt:

Zeit, unschätzbares Gut! Weise nur kennen dich.
Sie nur geizen nach dir. Jeglicher Augenblick
Fließet Weisen gebraucht. Weisen ist nur bewußt
Was oft eine Minute lehrt,

---

*) Diese Erleuchtung beginnt mit unzähligen einzelnen Lampen und endigt mit großen Feldern von Feuer, die sich über das ganze Gebäude erstrecken. Durch Spicköl und allerhand Zusammenfügungen, die mit der größten Genauigkeit gemacht werden, kann man diese Illumination dann innerhalb einer Viertelstunde hervorbringen.

und Hölty:

Wer hemmt den Flug der Stunden? Sie rauschen hin
Wie Pfeile Gottes. Jeder Secundenschlag
Reißt uns dem Sterbebette näher,
Näher dem eisernen Todesschlafe.

Joseph dachte in dieser Hinsicht ganz wie seine erhabene Mutter, welche zu sagen pflegte: „Könnte ich doch die Zeit, welche andre Leute zu viel haben, der meinigen zusetzen.“

Nachdem er seinen Aufenthalt in Rom auf das ausgezeichnetste benutzt hatte, machte er sich weiter nach dem Süden hinab auf den Weg und sein Bruder kehrte nach Florenz zurück. Am 30. März 1769 kam er auf dem königlichen Lustschlosse Portici am Fuße des Vesuvs an. Hier traf er mit seiner erlauchten Schwester zusammen und freute sich herzlich des Wiedersehns. In Portici nahm er auch die Sammlung von Alterthümern aus Pompeji in Augenschein, die schon damals in verschiednen Sälen mit großer Sorgfalt aufbewahrt wurden. Man kann wohl denken, mit welcher Lust Joseph die antiken Vasen und Bildsäulen, die aufgewickelten Buchrollen beschaute. Von Portici aus begab er sich unter einem ungeheuern Zusammenlauf des Volks nach Neapel selbst. Auch hier war sein Hauptaugenmerk auf berühmte Männer und allerhand Merkwürdigkeiten gerichtet. Nicht selten setzte er Leute, die unter Alterthümern ergraut waren, durch seine Fragen und Bemerkungen in Erstaunen. Ueberrascht fühlte er sich einigermaßen durch die Größe und Schönheit des Theaters. Noch anziehender für ihn war es als man ihn zu einem Gastmahl auf ein schön geschmücktes Schiff, den heiligen Joseph, einlud

und ihm unter Abfeuerung der Kanonen das Manoeuvre eines Kriegsschiffes sehen ließ. Da konnte er sich nicht enthalten auszurufen: „Wäre ich König von Neapel, ich würde mich mit wenig andern Dingen als mit dem Seewesen beschäftigen.“

Von Neapel aus besuchte er die in ihrer Art einzigen Ruinen von Pompeji und bestieg zu Fuße den Vesuv. Alles dies machte den bedeutendsten Eindruck auf Joseph's für alles Große und Erhabene empfängliches Gemüth.

Nun ging er über Rom, Florenz, Parma und Turin nach Mailand; aber auch nach seiner Weise, d. h. überall verweilte er wo er etwas Wissenswürdiges beschauen, wo er seine Kenntnisse vermehren zu können hoffte. So wohnte er längere Zeit ein Stückchen von Florenz auf einem Lustschlosse seines Bruders, durchstreifte von da aus die ganze Umgegend, unterhielt sich mit Gutsbesitzern, Pächtern und Handarbeitern ohne Unterschied und kehrte wohl nie von einer solchen Excursion zurück ohne etwas Nützliches gelernt zu haben; denn bekanntlich hatte man in Toscana unter den milden Regierungen seines Vaters und seines Bruders die Landwirthschaft auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht.

Unter andern Gelehrten hatte Joseph auch den in stiller Zurückgezogenheit zu Forli wohnenden Weisen Papini aufgesucht und sich ihm nicht zu erkennen gegeben. Da diese Zusammenkunft einen schönen Brief des Kaisers zur Folge hatte, darf sie nicht unerwähnt bleiben. Das Schreiben selbst aber lautete so:

„Ich erinnere mich, mein lieber Papini, stets mit Vergnügen der Unterhaltung, welche ich bei meiner Reise durch

Forli mit Ihnen hatte, und der guten Rathschläge die Sie mir bei dieser Gelegenheit zu geben die Güte hatten. Die Aufrichtigkeit, welche Sie in unserm Gespräche zeigten, läßt mich nicht an den Gesinnungen zweifeln, die Sie mir in Ihrem Briefe vom 1. December zu erkennen gaben, noch an all den glücklichen Vorhersagungen die Sie mir machen. Diejenigen Empfindungen sind mir die angenehmsten, welche Sie mir zu der Zeit blicken ließen als Sie mich noch nicht kannten, wo Sie mich für einen Privatmann hielten, ohne die erlauchte Würde zu vermuthen, wozu es der göttlichen Vorsehung gefallen hat mich zu erheben. Die Lobsprüche, die man an uns verschwendet, und alle Dinge, die man uns sagt, gehen unglücklicherweise mehr auf unsern hohen Stand als auf unsre Person. Erhalten Sie mir Ihre Zuneigung, mein lieber Papini, und seien Sie versichert daß ich mich sehr betrüben würde, wenn Sie in mir nicht den Menschen schätzten — der höchste Titel unter allen die man mir geben kann — und daß Joseph das Glück geliebt zu sein allen äußerlichen Vorurtheilen und allen Huldigungen vorzieht womit man dem Kaiser unaufhörlich Weihrauch streut. Glauben Sie mir, daß ich diese Gesinnungen allezeit behalten werde. Ich empfehle Sie dem heiligen Schutze Gottes. Wien, den 31. Jan. 1770.

Joseph."

Wenn sich Joseph nicht lange im gelehrten Bologne aufgehalten und sich kaum Zeit genommen hatte die Marmortafel zu beschauen, worauf die Abschwörung der protestantischen Religion von Seiten des Churfürsten Friedrich August von

Sachsen verzeichnet ist, so that er dies noch weniger in Parma, wo ihm seine Schwester wieder mit großen Festen drohte. Dagegen blieb er acht Tage in Turin. Hier stieg er beim Herzog von Chablais ab, der ihn zum König Karl Emmanuel geleitete. Dieser königliche Greis, welcher sein Volk durch die Segnungen des Friedens zu beglücken strebte, hatte viele und lange Unterredungen mit dem jungen lebhaften Kaiser und gewann ihn überaus lieb. Daß Joseph nicht an den Borromäischen Inseln vorüberging ohne sie zu betreten, kann man wohl vermuthen.

Um diese Zeit erfuhr der Kaiser, daß das Conclave, welches 3 Monate und 4 Tage gedauert hatte, endlich mit seiner Arbeit zu Stande gekommen war. Es hatte den Minoriten Laurentius Ganganelli (geb. 1705 zu S. Arcangelo in der Diöces Rimini) am 24. Mai 1769 zum Papst gewählt. Von ihm sagte Joseph als man ihm diese Nachricht mittheilte: „Das ist ein Sohn von Sixtus V.; er wird Lärm in der Welt machen."

Sowie Kaiser Joseph in Mailand eingetroffen war, ließ er sein Incognito fallen und machte bekannt, daß er jeden Morgen zwei Stunden lang Audienz geben wolle; denn es war ihm zu Ohren gekommen, daß manche Bedrückungen des nachmals sogenannten dritten Standes stattgefunden hätten. Die Gedrückten fanden sich auch richtig ein und hatten an dem hohen Gaste einen freundlichen Helfer und Berather, während so mancher Große, der sich Ungerechtigkeiten hatte zu schulden kommen lassen, nicht umsonst zitterte. Verderbliche Nachlässigkeit, Betrügerei oder Unredlichkeit, Erpressung und Be-

stechlichkeit bestanden nicht vor ihm. Der Ruf von Joseph's Güte und Gerechtigkeit erscholl in allen Landen. Dem vollen Herzen entstieg, dem Kern des Volks und der Nachwelt aus dem Herzen gesprochen ist Michael Denis' schöne Ode auf des großen Kaisers erste Reise nach Italien. Sie lautet unverkürzt folgendermaßen:

Herauf, o Sonne! Lange schon harret Dein
Der Bard' entgegen, welchen der Hahnenruf
Aus seelenhebenden Gesichten
Mitten in seinem Gewölbe weckte.

Herauf, o Sonne! Röthe mein Saitenspiel
Mit einem deiner Erstlinge. Denn mein Herz
Ist voll von Joseph Nur Dein Abglanz
Mangelt. Erschein', und Gesänge reifen.

Sie kömmt. Die Blume schleußt ihr den Busen auf.
Der Thau der Wipfel blitzet ihr Gold zurück
Und tausend rege Lüftesänger
Lösen in Freudengetön die Kehle.

So kömmt zu Völkern, welche das Meer von uns,
Von uns die Kette steiler Gebirge trennt,
So kömmt zu Völkern Joseph, Herzen
Schließen sich auf, und gethürmte Städte,

Tief aufgereget, schmücken ihr lustig Haupt
Und kleiden sich in Feier, und himmelan
Erschallt von hunderttausend Lippen:
Heil dem Gebieter der deutschen Erde!

Heil sei dem ersten Sohne Theresiens!
Dem Heldenenkel, Herzeneroberer!
Dem wunderbaren jungen Manne!
Weiser, Genügsamer, Holder, Heil Dir!

Wem jauchzt ihr, Völker? Städte, wen feiert ihr?
Wem schließen Aller Herzen so weit sich auf?
Tönt, Saiten, tönt dem Stolz des Barden!
Tönt ihn gewaltiger; er ist unser!

Ihr seht ihn, Völker! Deckt ihn ergrab'ner Werth
Von einer halben Erde? Beschweret er
Von Silber helle Räder? Folgen
Seinem Gespanne die stolzen Horden

Geschmückter Diener? Blitzet ein fürchterlich
Gemisch entblößter Wehren um Joseph her?
Und dennoch jauchzt ihr? Echter Größe
Jauchzet ihr, Völker. Und er ist unser!

Ihr seht sein menschenfreundliches Angesicht,
Sein Aug' voll Herz auf Grüßende zugewandt,
Ihr hört ihn Weisheit, Güte sprechen,
Staunet und liebet. Und er ist unser!

Ihr seht ihn, Völker, wenn er dem Ewigen
In seinen Hallen gläubige Knie beugt,
Ihr seht und wünschet allen Erden
Herrscher wie Joseph. Und er ist unser!

Das ist er! Harfe, töne des Barden Stolz,
Den Stolz der Lieder Teuts, den entzückenden,
Den wonnetrunkenen Gedanken:
Joseph der Zweite so groß, und unser!

Und sängen alle Barden der Kinder Teuts
In ihre besten Harfen, er bliebe doch
Unausgesungen der Gedanke;
Seelen empfinden allein die Süße,

Dem Göttlichen zu dienen, sein Eigenthum
Und seiner Sorge einziger Zweck zu sein,
Der, voll des Vaters und der Mutter,
Eh' noch die Wange sich männlich bräunte,

Noch eh' der Herrscher Gold ihm vom Haupte schien,
Schon Herrscher seiner selbsten, entadelnden,
Oft thronerschütternden Begierden
Niemals den himmlischen Busen aufschloß.

Den, nur von Recht und Einsicht und Mäßigkeit,
Der Erdengötter schönsten Gefährtinnen,
Begleitet, an die Grenzen seines
Mächtigen Erbes die Liebe seiner

Getreuen hinzog, jegliches Ungemach
Verachtend und zur kriegrischen Arbeit sich
Mit Lust erhärtend; der im Frieden,
Aehnlich dem Adler am Felsengipfel,

Mit wachem Auge ruhet, und adlerschnell
Auf Störer seiner Ruhe sich niedersenkt.
Sie bluten, liegen, und der Sieger
Schwebet zurücke zum Felsengipfel.

Dann wirbelt heller Siegesgesang ihm nach,
Gestürmt in deutsche Saiten, und Joseph horcht,
Nicht Sänger fremder Zungen, deutscher
Heldenton reizet den deutschen Herrscher!

Und kann der Ausdruck meiner Empfindungen
Und meine Saitengriffe den Göttlichen
Nur einen Augenblick der hohen
Erdebesorgenden Bürd' entlasten:

Dann soll dich, meine Scheitel, ein Eichenkranz,
Der Hauptschmuck deutscher Barden, verewigen
Und junges Eichenlaub in jedem
Monde der Blüthen dich, Harfe, zieren.

Manch vaterländisch Bardenlied höret dann
Die lang verwöhnte Donau zur Abendluft
Aus nahen Espenhainen schallen
Ihrem erhabenen Herrscher heilig.

Eilftes Capitel.

Joseph's Zusammenkünfte mit Friedrich dem Großen und die erste Theilung Polens.

In der Heimath erwarteten den Kaiser große politische Unternehmungen in Bezug auf Polen und die Pforte, woran er trotz seiner abhängigen Stellung doch nicht wenig Theil nahm. Die Verhältnisse zwischen den Großmächten hatten sich aber nach Beendigung des siebenjährigen Krieges so gestaltet:

Mit Frankreich war Oestreich einig, da zumal Choiseul dem Hause Lothringen entstammte; mit den übrigen Bourbons stand Oestreich auch auf freundschaftlichem Fuße, indem nicht nur Joseph II. mit einer Infantin vermählt gewesen sondern Leopold von Toscana noch mit einer Infantin von Spanien vermählt war, der Herzog Ferdinand von Parma aber und der König Ferdinand von Neapel östreichische Erzherzoginnen zu Gemahlinnen erkoren hatten. England that nichts was auch nur eine ferne Feindseligkeit gegen Oestreich hätte vermuthen lassen können, und vom deutschen Reiche, dessen Oberhaupt Joseph war, hatte Oestreich eher Hülfe als einen Angriff zu erwarten, indem es zu den drei geistlichen Churfürsten, zu Sachsen, Baiern und Churpfalz in den freundschaftlichsten Verhältnissen stand. Hätte aber die Pforte Krieg gegen Oestreich im Sinne gehabt, so würde es ihn während des siebenjährigen Kriegs angefangen haben. Brach demnach abermals ein Krieg wider Preußen aus, so konnte Oestreich alle seine Kräfte gegen dasselbe verwenden, da Friedrich II. keine Bundesgenossen mehr hatte.

Wenn Oestreich wieder gezwungen sein sollte zu den Waffen zu greifen, so mußten sie nach einer ganz andern Seite hin getragen werden. Rußland hatte nämlich Absichten auf Polen. König August III. von Polen war 1763 gestorben, sein Sohn Friedrich Christian ihm bald im Tode nachgefolgt und der neue Churfürst und nachherige König von Sachsen konnte wegen seiner Minderjährigkeit nicht auf den Thron erhoben werden. Nun wünschte Katharina II. ihren Liebling den Piasten Stanislaus Poniatowsky zum König zu machen, und Friedrich II., welcher sich schon seit längerer Zeit um ein enges Bündniß mit Rußlands Herrscherin bemüht hatte, sagte seine Unterstützung zu. Wirklich kam schon am 11. April 1764 ein Vertrag zwischen beiden Mächten zu Stande, wonach sie nöthigenfalls ihre gesammten Streitkräfte zu gegenseitiger Vertheidigung verwenden, Polen nie, und wäre selbst Waffengewalt nöthig, zu einem erblichen Königreich werden lassen, die Dissidenten aber gegen die herrschende katholische Kirche beschützen wollten. Aus diesen zum Theil geheimen Artikeln erhellt von selbst, daß Rußland und Preußen schon damals an eine Theilung Polens dachten; denn wie hätten sonst diese Mächte die Anarchie in Polen also befördern mögen?

Da Maria Theresia den Prinzen Xaver von Sachsen auf dem polnischen Königsthrone zu sehen wünschte und in Frankreich einen Rückhalt erblickte, so erklärte sie ihren Entschluß die polnische Wahlfreiheit mit ihrer ganzen Macht aufrecht halten zu wollen. Ehe sich jedoch die Wahlversammlung recht besinnen konnte, waren russische Truppen in Polen eingerückt und preußische Heeresabtheilungen standen wenigstens an der Grenze

der Republik. Unter diesen Umständen ward Poniatowsky zum König gewählt, welcher dann den Namen Stanislaus August annahm. Wollten nun Oestreich und Frankreich keinen Krieg anfangen, so mußen sie sich darauf beschränken die Unruhen in Polen zu unterhalten.

Stanislaus August suchte nun baldigst die auffallendsten Verfassungsfehler zu verbessern, da sie fremden Mächten immer einen Vorwand an die Hand gaben sich in die polnischen Angelegenheiten zu mischen; das war gar nicht in Katharina's Sinn: sie und Friedrich regten die Unzufriedenen auf und fachten den alten Religionsstreit wieder an. Ein Ausschuß des Landtags, dem die russische Soldateska Beschlüsse vorschrieb, bestätigte auf's neue die alten Mißbräuche der Verfassung und gab namentlich auch den Dissidenten ihre Vorrechte wieder. Da versammelten sich Schaaren von Katholischen an der türkischen und ungarischen Grenze und bemächtigten sich der Festung Barr in Podolien. Die königlichen Truppen wurden geschlagen und vereinten sich zum Theil mit den Empörern. Rußland schickte Verstärkung, so daß Polen bald in Blut schwamm.

Wohl unterstützte Maria Theresia im Verein mit Frankreich die Verschwornen von Barr, wagte ihnen aber doch nicht offen beizustehen, weil sie, da Frankreichs Hülfe zu fern war, allein gegen Rußland und Preußen hätte kämpfen müssen. Einst wurden die Polen von den Russen auf türkisches Gebiet verfolgt und das Städtchen Balta gerieth in Brand. Da erklärte der Sultan an Rußland den Krieg. Allein die Russen machten so rasche Fortschritte, daß selbst Friedrich II. eifer=

süchtig zu werden begann, und als die Moldau in russische Hände gefallen war, knüpfte der König Unterhandlungen mit Oestreich an, die wenigstens angehört wurden, da Maria Theresia so wohl schon längst das russisch-preußische Bündniß mit Eifersucht betrachtet hatte. Bereits im Jahr 1766 hatte Fridrich II. dem jungen Kaiser merken lassen, daß er eine Zusammenkunft mit ihm wünschte. Dieser, von früher Jugend auf ein Bewunderer des großen Brennen, hatte mit Freuden eingewilligt; allein die Kriege Oestreichs gegen ihn hatten dessen Beherrscherin und ersten Minister (Kaunitz) mit so unüberwindlichem Argwohn erfüllt, daß sie eine Zusammenkunft der beiden großen Männer verhinderten. Joseph schrieb bei dieser Gelegenheit an sein großes Vorbild: „Ich werde schon Gelegenheit finden die Unhöflichkeit wieder gut zu machen, wozu mich meine Pädagogen zwingen.“ Unter den oben angedeuteten Umständen bot sich jetzt eine solche Gelegenheit dar. Maria Theresia gab ihre Einwilligung zu einer Zusammenkunft ihres erlauchten Sohnes mit ihrem alten Feinde.

Abermals unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein reis'te Joseph im August 1769 nach Neiße in Schlesien ab, wo ihn Friederich erwartete. Dem Kaiser voraus war Lascy gegangen, mit ihm zugleich reis'te Laudon nebst dem Herzog von Sachsen-Teschen, dem Oberstallmeister Grafen von Dietrichstein, den Generalen von Ayasas, Siskowitz, Nostitz und Miltitz. Außer der gewöhnlichen Wohlthätigkeit, wovon es unter den Tritten des Menschenfreundes aufsproßte, vollbrachte der Kaiser diesmal unterwegs eine Handlung die man bisher nur in China gesehen

hatte. Als er am 19. August an der Straße durch Mähren auf einem Felde der Lichtensteinischen Herrschaft Posowitz einen Bauer hinter dem Pfluge sah, stieg er aus, ergriff die Hörner des Ackergeräthes und pflügte mit eigner Hand mehrere Furchen. Auf diese so verständliche Weise gab er seine Achtung gegen den Nährstand zu erkennen. Wer dies unter dem Landvolke hörte, wäre für ihn unbedenklich durch's Feuer gegangen. Fürst Wenzel von Lichtenstein ließ auf dem Acker das Gedächtniß der kaiserlichen That durch ein marmornes Denkmal mit der Inschrift verewigen:

„Imp. Caes. Josepho, divi Francisci et M. Theresiae aug. pio filio aug., quod is anno MDCCLXIX mense Aug. die 19 ad excitandam populorum industriam, ducto per totum hoc jugerum aratro, agriculturam, humani generis nutricem, nobilitavit, communibus ordinum Moraviae votis monumentum posuit Josephus Wenceslaus princeps a Lichtenstein," zu Deutsch: „Dem Kaiser Joseph, Franzens und Marien Theresiens erlauchtem Sohne, welcher am 19. August 1769 eigenhändig auf diesem Acker pflügte und dadurch den menschenernährenden Ackerbau adelte, errichtete, den einhelligen Wünschen der mährischen Stände zuvorkommend, dieses Denkmal Joseph Wenzel Fürst von Lichtenstein."

Auf die Pflugschar ward ebenfalls eine diesen Vorfall verewigende Inschrift gegraben, das ganze Ackergeräth aber in Seide eingewickelt und den Ständen von Mähren zum Andenken geschenkt.

Wer solche Handlungen eines menschenfreundlichen genialen Monarchen für Ostentation halten kann, wer in Joseph's

schöner That nur eine sklavische Nachahmung des chinesischen Kaisers sowie in allen seinen Unternehmungen nichts als eine Nacheiferung Friedrich's des Großen zu erblicken vermag, der darf sich nicht rühmen sich zur Höhe eines Ideals des Fürsten und des Menschen erheben, einen Joseph begreifen zu können. Allein nicht Unkenntniß war es von einigen spöttelnden Großen jener Zeit, ist es von achselzuckenden Diplomaten unsrer Zeit, wenn sie den jungen Imperator uneben kritisiren, sondern lediglich der Trieb

„Das Strahlende zu schwärzen."

Schiller.

Man wird aber wohlthun, sich hier eines Wortes unsrers Bürger zu erinnern:

Wenn dich die Lästerzunge sticht,
So laß dir dies zum Troste sagen:
Die schlecht'sten Früchte sind es nicht
Woran die Wespen nagen.

Ohne uns weiter unterwegs aufzuhalten, begleiten wir den volksfreundlichen Fürsten bei seinem Einzuge in Neiße selbst, wo er am 25. August eintraf. Er fuhr direct nach dem bischöflichen Schlosse, wo der König residirte, so sehr drängte es ihn den Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, der schon seine Jugendträume ausgefüllt hatte, „der Heere von Hunderttausenden wie einen Mann überblickte, dessen Auge so oft den entscheidenden Angriffspunkt fand wo er zu suchen war, der die Bewegungen seiner Krieger lenkte wohin er wollte wie Franklin den Blitz;" aber auch Friedrich war begierig den Fürsten zu sehen, „dessen Morgenröthe so schön und wohlthätig hervor-

brach um seinen Staaten den Tag zu verkündigen." Joseph kam mit Lascy und Laudon, Friedrich ging ihm mit dem Prinzen von Preußen, dem Prinzen Heinrich und dem Markgrafen von Anspach bis auf die Treppe entgegen. Sobald der Kaiser den König erblickte, konnte er sich des Ausrufs nicht enthalten: „Endlich sind meine Wünsche erfüllt!" und Friedrich antwortete nicht ohne Gefühl: „Dies ist der schönste Tag meines Lebens."

Unter Männern wie Joseph und Friedrich, beide einzig in ihrer Art, war gar nicht an ein Hofceremoniell zu denken. Sie setzten sich in Gegenwart ihrer Begleiter mit einander auf ein Sopha und unterhielten sich als wenn sie schon lange mit einander Umgang gepflogen hätten. Dann gingen sie zusammen in ein Nebencabinet, wo sie sich eine Stunde lang allein besprachen. Den Stoff ihres geheimen Gesprächs mochten wohl Andeutungen und Sondirungen in Bezug auf das zerrissene Polen, gewiß aber das kriegdrohende Verhältniß zwischen England und Frankreich bilden, wie aus Friedrich's Werken (V, 34) deutlich erhellt. Es heißt dort:

„Der Kaiser wünschte ein vollkommenes Incognito zu beobachten; er führte den Namen eines Grafen von Falkenstein, und man glaubte ihm nicht mehr Ehre erweisen zu können als in allen Stücken seinen Willen zu thun. Dieser junge Fürst zeigte eine Freimüthigkeit, die ihm angeboren schien; sein liebenswürdiger Charakter verrieth einen Frohsinn, womit eine große Lebhaftigkeit verbunden war. War er aber auch noch so lernbegierig, so fehlte ihm doch die rechte Geduld sich zu unterrichten; trotzdem knüpften sich hier zwischen beiden

Monarchen Bande der Freundschaft und Hochachtung. Der König sagte zum Kaiser, er betrachte diesen Tag als den schönsten seines Lebens, indem von nun an zwei Häuser vereinigt sein würden, die nur zu lange Zeit Feinde gewesen wären und deren gegenseitiges Interesse es erfordere sich einander eher beizustehen als aufzureiben*). Der Kaiser antwortete, für Oestreich gebe es kein Schlesien mehr. Dann ließ er auf gute Art mit einfließen, daß er, so lange seine Mutter lebe, sich nicht schmeicheln dürfe auf sie einen solchen Einfluß zu gewinnen, um seine Wünsche ausführen zu können, indessen verhehle er nicht, wie bei der dermaligen Lage der europäischen Angelegenheiten weder seine Mutter noch er jemals gestatten würden daß die Russen im Besitz der Moldau und Wallachei blieben. Auch machte er den Vorschlag, für den Fall daß zwischen England und Frankreich ein Krieg ausbräche, solche Maßregeln zu treffen daß Deutschland eine völlige Neutralität behaupten könne. Ein solcher Fall war damals möglich und selbst wahrscheinlich, indem heftige Zänkereien zwischen beiden Nationen ausgebrochen waren, weil die Engländer bei Neufundland ein französisches Schiff aufgehoben hatten. Der König hegte den Wunsch das gute Vernehmen zwischen Preußen und Oestreich zu erhalten und genehmigte das Anerbieten des

---

*) Träum' ich oder ich seh' welch einen Genius
Niederschweben? Er knüpft, einig verknüpfet er
Zwei germanische Freundes-
Hände, Preußen und Oesterreich.

Herder.

Kaisers. Beide Monarchen machten sich schriftlich anheischig diese Neutrealität zu behaupten, und diese Zusage war ebenso unverletzlich als irgend ein förmlicher von den Ministern unterschriebener Vertrag. Der Kaiser versprach in seinem und seiner Mutter Namen und der König verpfändete sein Ehrenwort, daß sie, falls zwischen England und Frankreich der Krieg ausbräche, den zwischen Preußen und Oestreich glücklich hergestellten Frieden getreulich halten und, wofern nicht andre unmöglich vorauszusehende Umstände oder Unruhen dazwischen kämen, die vollkommenste Neutralität in Betreff ihrer gegenseitigen Besitzungen beobachten wollten. Diese Versprechungen, worüber ein sorgfältiges Stillschweigen beobachtet wurde, unterzeichneten beide Monarchen in Neiße zu gegenseitiger Zufriedenheit ... Preußen fühlte noch die Streiche die ihm Rußland im letzten Kriege beigebracht hatte; es konnte daher gar nicht im Interesse des Königs liegen selbst an der Vergrößerung einer so furchtbaren und gefährlichen Macht zu arbeiten, sondern er mußte sich vielmehr dem Wiener Hofe nähern. Man mußte den Russen entweder in ihren unermeßlichen Eroberungen Einhalt thun oder — was klüger war — Vortheil daraus zu ziehen suchen" rc.

Nach Beendigung des Gesprächs, worin Dinge von solchem Belang vorkamen und Dinge von noch größerer Wichtigkeit mit zum Vorschein gekommen sein mögen, speis'ten beide Monarchen in Gesellschaft mehrerer Generale mit einander zu Mittage. Als sich bei dieser Gelegenheit der bescheidene Laudon, der sich seiner Verdienste fast zu schämen schien, ganz unten an die Tafel setzen wollte, rief ihm der König zu: „Nur hierher neben

mich, mein lieber General Laudon! Ich sehe Sie stets lieber neben mir als mir gegenüber!''

Als die Tafel aufgehoben war, wobei sich die beiden Monarchen wie zwei alte Freunde unterhalten hatten, stattete der Kaiser dem Prinzen von Preußen seinen Besuch ab und erwarb sich bei dieser Gelegenheit neue Bewunderung. Man konnte sich ihm nicht nahen, ohne für ihn eingenommen zu werden. Mehrfach sah man dann die beiden genialen Männer Arm in Arm spazieren gehen.

Ueberhaupt blieb Joseph drei Tage beim König zu Neiße. Dieser machte ihm ein Vergnügen mit einem prachtvoll eingebundenen Buche unter dem Titel: Mes Rêveries; ouvrage posthume de Maurice comte de Saxe, augmenté d'une histoire abrégée de sa vie et de différentes pièces qui y ont rapport, par l'abbé Pérau (Meine Einfälle; nachgelassenes Werk des Grafen Moritz von Sachsen, vermehrt mit einer kurzen Geschichte seines Lebens und mancherlei darauf bezüglichen Actenstücken, vom Abbé Pérau). Dieses Werk hatte Joseph bis an's Ende seines Lebens auf seinem Nachttische liegen.

Am gespanntesten war Joseph offenbar auf die Manoeuvres der preußischen Truppen. Der König machte seinem hohen Gaste die Freude seine trefflichen Schaaren manoeuvriren zu lassen. Sie thaten dies mit der bewundernswerthesten Pünktlichkeit, und Joseph verhehlte dem Preußenkönig seine Bewunderung keineswegs. Er ritt durch alle Reihen und schien äußerst erfreut zu sein. Als sich beide Monarchen endlich trennen wollten, indem der Kaiser zurück in's Lager bei Kollin und der König nach Breslau zu gehen beabsichtigte, wechselten sie,

obgleich sonst alles so ungeniert wie unter Brüdern abgegangen war, einige Worte der Höflichkeit, wem es zukommen solle voranzureiten. Endlich machte Joseph dem Streite mit den Worten ein Ende: „Wenn Sie anfangen zu manoeuvriren, muß ich gewiß weichen.“

Welches Aufsehen diese Zusammenkunft der beiden Monarchen in Europa erregte, ist bei den damaligen Verhältnissen des Welttheils leicht begreiflich. Hier erregte sie Hoffnung, dort Besorgniß. Auch deutsche Dichter wurden zu Lobgesängen begeistert und wir versagen uns nicht, hier mitzutheilen was Ramler singt:

Von Deinen Siegen, Cäsar Germaniens,
Singt mein gerechtes Loblied den ersten Sieg:
Wie Du, zu groß dem Eifergeiste,
Preußens erhabenen König aufsuchst,

In Landen aufsuchst, welche sein Schwert, sein Glück,
Sein Recht vom Erbe Deiner Erzeugerin
Getrennt, in ihm den weisen Vater
Ehrend, den biedersten Freund eroberst,

Und seiner Feldherrntugenden höchste Dir
Erstrebst, Dein weites Reich zu befestigen,
Ihn selber nimmer zu bekämpfen:
Joseph's, des Völkererhalters, Eidschwur.

O, Deiner Thaten erste strahlt herrlicher
In eines Gottes Auge als Ilions
Und Babylons Eroberungen
Oder die Schlachten der Gingiskane.

Geh' nun in Deiner rühmlichen Laufbahn fort
Und leuchte künftig (unter der glänzenden

Gekrönten Reihe Deiner Ahnherrn
Groß in den Künsten der Triumphirer,
In allen Friedenskünsten der größere),
Gleich dieses Erdballs Sonne, bei tausenden
Des grenzenlosen blauen Aethers
Sichtbar allein und allein erwärmend.

Während sich Preußen und Oestreich einander näherten, ersteres aber gleichwohl seinem Bündnisse mit Katharina II. nicht entsagen wollte, waren die russischen Waffen zu Wasser*) und zu Lande fortwährend glücklich. Obgleich Oestreich den Conföderirten in Teschen und Eperies Zufluchtsstätten gewährte und Frankreich ihnen den nachmals so berühmten General Dumouriez mit großen Geldsummen zu Hülfe schickte, so erlitt doch der Krongroßfeldherr Oginsky durch Suwaroff (im Sept. 1770) eine bedeutende Niederlage bei Strolowicz, wodurch die Kräfte der Conföderation auf längere Zeit gelähmt werden mußten. Durch einen solchen Stand der Dinge fühlte sich das Wiener Cabinet auf's höchste beunruhigt. Es wollte die Türkei in keinem Falle durch Rußland zertrümmern lassen, vermehrte seine Truppen in Ungarn und bereitete sich auf einen Krieg gegen Rußland vor. Allein nun war es auch unumgänglich nothwendig, sich Preußen noch mehr zu nähern. Daher war es der Kaiserin Königin und ihrem Minister Kaunitz gar sehr gelegen, als sie vernahmen daß Friedrich der Große dem erlauchten Sohne der Herrscherin einen Gegenbesuch zu machen beabsichtige.

Diese zweite Zusammenkunft der beiden Monarchen fand

*) Verbrennung der türkischen Flotte bei Tschesme am 7. Juli 1770.

am 3. Sept. 1770 zu Neustadt in Mähren statt. Diesmal war der Kaiser eher an Ort und Stelle als der König. Sowie dieser die Stadt erreicht hatte, stieg er aus, um seinen Besuch bei jenem zu Fuß abzustatten. Joseph aber hatte bereits die Ankunft seines hohen Gastes erfahren und eilte ihm gleichfalls zu Fuß entgegen. Sie begegneten einander auf einem freien Platze und umarmten sich im Angesicht der Volksmenge. Hier war es wo alle Umstehenden gerührt wurden und Viele in der Begeisterung über diesen interessanten Auftritt auf die Knie niederfielen. Arm in Arm gingen die Herrscher nach des Kaisers Residenz. Der König hatte in seinem Gefolge den Prinzen von Preußen, den Herzog Ferdinand, den Erbprinzen von Braunschweig und dessen Bruder, auch den General Lentulus nebst den Adjutanten; Joseph hatte außer einigen Generalen diesmal auch den Fürsten Kaunitz mitgebracht.

Hatte Joseph II. zu Neiße Gelegenheit gehabt dem großen Friedrich Complimente über die Vollkommenheit seiner Truppen zu machen, so war nun die Reihe am König sein Wohlgefallen über die Haltung des östreichischen Militärs auszudrücken; er rief seinem hohen Wirthe zu: „Chacun de vos soldats a l'air d'un fils de Mars," d. h. jeder Ihrer Soldaten sieht wie ein Sohn des Mars aus.

Daß hier ernstere Besprechungen zwischen den Häuptern der östreichischen und preußischen Staaten stattfinden sollten als zu Neiße, zeigte jedem Kenner der damaligen Umstände und Persönlichkeiten die Anwesenheit Kaunitzens. Friedrich der Große selbst, dessen Schriften schon wegen seines Charakters und besonders deshalb Glauben verdienen, weil sie erst

nach seinem Tode veröffentlicht wurden, bestätigt obigen Satz, indem er (V, 40) Folgendes mittheilt:

„Die zweite Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser fand im Lager zu Neustadt in Mähren statt. Man traf keinen Oestreicher an, der sich nicht seine Erbitterung gegen die russische Nation auf irgend eine Weise hätte merken lassen. Der Kaiser schien dem König noch ganz derselbe zu sein wofür er ihn schon das erste Mal zu Neiße gehalten hatte. Fürst Kaunitz war gleichfalls mit in Neustadt und hatte lange Unterredungen mit Sr. Majestät von Preußen; er entwickelte das Systems seines Hofes mit ungemeinem Selbstgefühl und stellte es als ein Meisterstück der Staatskunst dar, dessen Urheber er sei. Kurz, er blieb dabei stehen, daß man sich der russischen Ländergier nothwendig widersetzen müsse, und gab die Erklärung ab, nie werde die Kaiserin Königin gestatten daß die russischen Armeen die Donau überschritten oder daß der Hof von St. Petersburg überhaupt Eroberungen machte wodurch er zu einem Nachbar Ungarns würde. Die Verbindung Preußens mit Oestreich, (setzte er hinzu,) ist der einzige Damm, den man der überströmenden Fluth entgegensetzen kann, die ganz Europa zu überschwemmen droht. Nachdem er seine Rede geendet hatte, antwortete der König, er werde sich stets bemühen die Freundschaft zwischen ihm und Ihren kaiserlichen Majestäten zu befestigen, die er unendlich hochschätze; doch müsse er freilich den Fürsten Kaunitz zu bedenken bitten, daß der mit den Russen geschlossene Vertrag dem Könige Verpflichtungen auferlege, denen er sich auf keine Weise entziehen könne, die ihm Fesseln anlegten und ihn hinderten den vom Fürsten Kaunitz

gemachten Vorschlägen seine Zustimmung zu geben. Der König fügte hinzu, seine Absicht gehe lediglich dahin, den Krieg zwischen den Russen und Türken zu einem allgemeinen werden zu lassen; in dieser Beziehung wolle er die beiden Kaiserhöfe herzlich gern in gutem Vernehmen zu erhalten suchen, und daran zu denken sei es die höchste Zeit, wenn man das gegenseitige Mißvergnügen nicht in eine offenbare Feindseligkeit wolle übergehen lassen. Um jedoch den Wiener Hof bei seinen freundschaftlichen Gesinnungen zu erhalten, hielt es der König für angemessen die nämlichen Versicherungen zu wiederholen, die er dem Kaiser zu Neiße gegeben hatte; außerdem versprach man einander, einige kleine Mißhelligkeiten zwischen den Grenzbeamten gütlich beizulegen; auch werde der König dem Kaiser gern darin zu Willen sein, dem Wiener Hofe alle die Eröffnungen, welche Frankreich dem Könige machen möchte, ohne Rückhalt mitzutheilen. Dies alles war bloß zwischen dem König und dem Fürsten Kaunitz verhandelt worden; ersterer hielt es nun für schicklich den Kaiser von allem zu unterrichten was man gesagt und gethan hatte. Und dieser Monarch, der eine solche Aufmerksamkeit nur wenig gewohnt war, wußte, wie es schien, die ihm vom König bewiesene Achtung recht wohl zu würdigen ... obwohl er sich nicht sehr auf die Politik einließ und scherzend sagte, die Politik überlasse er seiner Mutter ... — Am Tage nach dieser Unterredung traf zu Neustadt ein Courier aus Constantinopel mit Briefen des Kaimakan vom 12. August ein, worin der Sultan die Höfe von Wien und Berlin um eine Vermittelung der noch zwischen Rußland und der Pforte obschwebenden Zwistigkeiten anging. Diese Depesche

enthielt die ausdrückliche Bemerkung, daß die Türken nur unter Vermittelung der genannten beiden Höfe in einen Frieden willigen würden. — Der Kaiser gab zu erkennen, daß er diese Vermittelung lediglich den Bemühungen des Königs in Constantinopel zu verdanken habe, und stattete demselben seinen Dank dafür ab. — An demselben Tage hatte der König auch wieder eine Unterredung mit dem Fürsten Kaunitz und verfehlte nicht ihm zu dieser erwünschten Begebenheit zu gratuliren, da sie ihn doch gewissermaßen zu beruhigen und selbst die Eifersucht zu vermindern geeignet war, die er über das Glück der Russen empfand; machte ihm auch bemerklich wie dieser Entschluß der Pforte dem Wiener Hofe Gelegenheit gebe die Bedingungen des Friedens zwischen beiden Mächten als Schiedsrichter zu leiten. Zwar stellte sich der Minister als nehme er dieses Compliment mit ziemlichem Kaltsinn auf, indem er bloß sagte, er billige den von den Türken gethanen Schritt; in der That aber hat man einer Vermittelung mit lebhaftem Verlangen entgegengesehen."

Sowohl nach diesen Unterhaltungen als andern verbürgten Nachrichten ist so viel gewiß, daß die Cabinette von Wien und Berlin dem Umsichgreifen Rußlands zu steuern und die Existenz der Pforte zu sichern wünschten. Letztere mußte allerdings gewisse dem Glück der russischen Waffen angemessene Opfer bringen; das sprach Friedrich auch gegen Joseph und Kaunitz offen aus; nur protestirte dieser feierlich gegen die Abtretung der Moldau und Wallachei an das nordische Riesenreich, das seine Polypenarme überallhin ausstrecke. Auch sprach er sehr nachdrücklich gegen den auf Polen ausgeübten Druck

und die dort vom aufgedrungenen König Stanislaus gewaltthätig durchgesetzten Veränderungen in der alten Verfassung der Republik. Daß aber noch nicht von einer förmlichen Theilung Polens unter die drei Großmächte die Rede war, wie sehr es auch Dumouriez versichern mag, geht daraus hervor, daß Friedrich sich nicht von Rußland trennen und Kaunitz Rußland nicht entgegenkommen zu wollen erklärte.

So lange sich Friedrich der Große in Neustadt aufhielt, trug er die östreichischen Farben (weiß mit Silber gestickt), weil die Blauröcke in der östreichischen Monarchie seit den schlesischen Kriegen noch nicht beliebt geworden waren. Dabei begegnete ihm ein komisches Mißgeschick. Bekanntlich schnupfte er gern Tabak, wenn es auch eben nicht wahr ist daß er zuweilen ein Prischen aus der bloßen Tasche genommen habe. Dennoch sah man nicht selten die Spuren des Tabaks auf der Montur. Auf der weißen Kleidung nun nahm sich das nicht sonderlich gut aus. Der König bemerkte einst in Gesellschaft einiger Officiere von Joseph's Gefolge, worunter sich auch der Erzähler dieser Anekdote, der Prinz Karl Joseph von Aremberg-Ligne befand, einige schwarze Flecken auf seiner Brust und äußerte, sie mit der Hand abstäubend, gegen Letztere gewendet: „Ich bin für Euch, Ihr Herren, nicht sauber genug; ich bin nicht werth Ihre Farben zu tragen.“

Derselbe Prinz theilt noch ein andres Wort des Königs mit das er in Bezug auf Laudon äußerte. Dieser hatte früher in russischen Diensten gestanden und es da bis zum Capitän gebracht. Später aber lockte ihn Friedrich's Name ihm (1745) seine Dienste anzubieten. Als er nun mit seinem

frühzeitig faltigen Gesicht, seinen finstern Augenbrauen und seinem zusammengebissenen Munde vor den König trat, um bei demselben seine Worte anzubringen, fuhr ihn dieser an: „Ah was! Wenn ich jedem fremden Officier, der nach Berlin kommt, gleich eine Schwadron geben wollte, müßte ich viel Schwadronen haben.“ Später hatte er diese Zurückweisung wohl zu bereuen Ursache. Schon in Neiße hatte er „den Feldmarschall“*) Laudon ausgezeichnet, jetzt that er es wieder. Als man sich einst in Neustadt zur Tafel setzen wollte und jemand die Bemerkung machte, daß Laudon noch fehle, sagte der König: „Hm, das ist ganz wider seine Gewohnheit; er war doch sonst immer vor mir auf dem Platze!“

Ganz besonders interessant für unsern Zweck ist was ein Menschenkenner wie Friedrich über Joseph äußerte. In einem Briefe an Voltaire (vom 26. Sept. 1770) heißt es u. a.: „Ich war in Mähren, um dort dem Kaiser einen Besuch abzustatten, der im Begriff steht eine große Rolle in Europa zu spielen. An einem bigotten Hofe geboren, hat er den Aberglauben abgeworfen; im Prunk erzogen, hat er einfache Sitten angenommen; von Weihrauch umwölkt, ist er bescheiden; glühend von Ruhmbegier, opfert er seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht, welcher er äußerst gewissenhaft nachkommt; nur von Pedanten unterrichtet, besitzt er Geschmack genug Voltaire's Werke zu lesen und deren Verdienst zu schätzen. Er recitirte mir einst mehrere Verse aus Tasso und fast einen ganzen Gesang aus dem Pastor fido.“

*) Wie er ihn nannte, obgleich er erst später zu dieser Würde erhoben wurde.

Auf die Zusammenkunft der beiden Monarchen zu Mährisch-Neustadt ward in Wien eine Münze geschlagen, auf deren Avers des Kaisers Bildniß mit der Umschrift „Josephus II. Augustus“ und auf dem Revers die Worte befindlich waren: „Borussorum rex hospes Caesaris“ und: „In castris Moraviae ad Neustadiam MDCCLXX.“

Rücksichtlich der Vermittelung zwischen der Türkei und Rußland äußerte Friedrich II. gegen Katharina II., er habe sie bloß angenommen um ihr nützlich zu sein; wolle sie aber dieselbe gänzlich ablehnen, so werde sie den Wiener Hof sehr beleidigen und auf die Partei der Türken drängen, wozu das Cabinet von Versailles ohnehin antreibe; sei nun auch Maria Theresia's und Kaunitzens Gesinnung gegen Rußland nicht eben die freundschaftlichste, so habe er doch beim jungen Kaiser eine lebhafte Neigung bemerkt sich auf Kosten der Osmanen zu vergrößern und ihn darauf hingewiesen, wie ihn nur eine Annäherung zu Rußland, wozu die beantragte Vermittelung einen Anlaß darbiete, seinem Ziele entgegenführen möge. Katharina wußte Friedrich's Treue und Offenheit zu würdigen, nahm die Vermittelung der beiden Höfe unter dem Namen „einer freundschaftlichen Einwirkung“ an und legte zuerst dem König „ihre gemäßigten Bedingungen“ vor, die aber dieser so übermäßig fand, daß er seiner hohen Verbündeten geradezu bemerklich machte, solche Forderungen würden weder zu Constantinopel noch in Wien vorgelegt werden können, Oestreich müsse dadurch in seinen Besorgnissen über das Umsichgreifen Rußlands nur bestärkt und eher zur Ausbreitung als Hemmung des Kriegs

geneigt werden. Nun mäßigte Katharina ihre „gemäßigten" Friedensbedingungen in etwas, kam aber damit bei Oestreich immer noch nicht besser an als Friedrich vorausgesagt hatte. Kaunitz erklärte ohne Rückhalt, daß die Pforte keine Bedingungen annehmen könne, die ihren dereinstigen Untergang involvirten, und Oestreich vermöge sie in seinem eignen Staatsinteresse durchaus nicht zu bevorworten. Während die russischen Waffen immer weiter siegreich vorschritten, wurden zwischen den drei Höfen beständig Staatsschriften gewechselt. Schon war die Krimm nebst der Insel Taman erobert, die Tartaren der osmanischen Herrschaft entzogen und unter russischen Schutz gestellt. Auf das Andringen der Höfe von Wien und Berlin, daß Rußland dem Schlachten endlich ein Ziel setzen möge, antwortete Katharina, sie könne sich zu gar nichts verstehen so lange ihr Gesandter Obreskow, den die Pforte ihrer Sitte gemäß gleich zu Anfange des Kriegs gefangen genommen habe, noch nicht in Freiheit gesetzt sei.

Nachdem der Großherr endlich (am 30. März 1772) auf Oestreichs dringendes Verlangen den russischen Gesandten in Freiheit gesetzt hatte, kam ein Waffenstillstand und (Mitte Juli) ein Congreß zu Folksany in der Moldau zu Stande, wo die russischen Friedensgesandten plötzlich erklärten, nur mit den türkischen und keineswegs mit den östreichischen und preußischen Gesandten unterhandeln zu wollen. Nothgedrungen ließen sich die zurückgesetzten Höfe diese Beleidigung von Seiten Rußlands gefallen und mußten sich auch von dem zweiten Congreß (zu Bucharest) entfernt halten. Dem König war dies unangenehm, weil er den Frieden aufrichtig wünschte, Kaunitz aber fand

es in Oestreichs Interesse, weil er die Bedrängniß der Pforte zu benutzen wünschte um sie zu Aufopferungen für seinen Hof zu bewegen. In der That hatte nämlich Thugut in Constantinopel (schon den 6. Juli 1771) eine Uebereinkunft getroffen, wonach sich Oestreich verbindlich machte, der Pforte alle von Rußland eroberten Provinzen im Guten oder Bösen wieder zu verschaffen und die Unabhängigkeit der Republik Polen zu sichern, wogegen sich die Pforte anheischig machte 1) an Oestreich 10 Millionen Piaster zu zahlen, 2) an dasselbe einen beträchtlichen Landstrich der Wallachei abzutreten, 3) zu völliger Befriedigung des Wiener Hofs die Grenzen der Moldau und Wallachei gegen Siebenbürgen zu bestimmen und 4) den östreichischen Handel vorzugsweise zu begünstigen sowie die östreichischen Schiffe gegen Feindseligkeiten von Algier, Tunis und Tripoli zu sichern. Diese Convention mußte aber nothwendig geheim gehalten werden, weil der Wiener Hof zu eben der Zeit, wo er auf diese Art gegen Rußland agirte, diesem seine kräftige Mitwirkung zur Abschließung eines Rußland günstigen Friedens zusagte. Kaunitzens zweideutiges Benehmen erklärt sich schon zum Theil aus der Ungewißheit, auf welcher Seite er die größten Vortheile erlangen möge, dann aus Maria Theresia's Wunsch einer Verbindung mit der ihr wenig behagenden Katharina zu entgehen, die Türkei aufrecht zu erhalten, den Krieg zu vermeiden, doch aber durch Unterhandlungen und Demonstrationen ihre Grenzen zu erweitern, und endlich aus Joseph's Kriegsliebe, der nach dem Heldennamen brannte, dem aber doch auch ohne Krieg die Vergrößerung seiner Staaten angenehm war. Ueber

Letztern sagt Dahm (I, 474) sehr treffend: „Seine Wünsche gingen unbestimmt auf Größe, sowohl persönliche als des Staats, und auf des letztern innere und äußere Zunahme ohne bestimmtes Ziel und festen Plan. Jede Verbindung, sei es mit Preußen oder Rußland, welche zu diesem Zwecke führen konnte, war ihm recht. Einen Krieg mit diesen beiden Mächten wünschte er nicht und gewiß scheute er einen Krieg mit Friedrich. Dagegen schien die Pforte diejenige Macht, deren Besiegung, zumal in Verbindung mit Rußland, am sichersten zu hoffen, deren Besitzungen für Oestreich die gelegensten waren. Konnten indeß einige derselben vorerst auf gütlichem Wege erhalten werden, so war auch dies dem Kaiser sehr erwünscht."

Wäre diese Convention nicht bis in's folgende Jahr geheim geblieben, so hätte Rußland seine Empfindlichkeit darüber wohl schwerlich unterdrückt; aber nach Verlauf dieses Zeitraums hatte sich Oestreich schon zu weit in Bezug auf eine gemeinsame Gewaltthat eingelassen, als daß Katharina von jener geheimen Uebereinkunft noch etwas hätte besorgen oder ihren bevorstehenden Vortheil deshalb auf's Spiel setzen sollen.

Diese gemeinsame Gewaltthat war die erste Theilung der Republik Polen, die hier der Uebersicht wegen unzerstückelt dargestellt werden soll, obgleich dann in einer Biographie Joseph's noch etwas nachzuholen sein wird.

Vor allen Dingen ist zu erwähnen, daß Kaunitz, um seinen Zweck, die Fortschritte Rußlands zu hemmen und Oestreich zu vergrößern, auf sichere Art zu erreichen, schon in der Mitte des Jahres 1770 einen beträchtlichen Strich des Polenlandes hatte besetzen und durch Pfähle zu Ungarn eingrenzen

lassen. Auf eine Beschwerde des Königs Stanislaus über diesen Gewaltschritt (vom Oct. dess. J.) antwortete Maria Theresia erst im Jan. 1771: „Ich bin gern bereit mich über die schon lange ungewissen Grenzen zwischen Ungarn und der Repulik zu vergleichen, wenn nur einmal der Friede zwischen den Russen und Türken wieder hergestellt und Polen gänzlich beruhigt ist; vorläufig indessen habe ich für nöthig erachtet mich in den Besitz einiger Districte zu setzen, weil ich gegründete Rechte darauf habe, und werde mich auch nicht abhalten lassen mit den zur Behauptung meiner Gerechtsame begonnenen Vorkehrungen fortzufahren." Und dabei rückten ihre Truppen immer tiefer in Polen ein; sie ließ Steuern für ihre Rechnung erheben und die reichen Bergwerke von Bochnia und Wielitzka besetzen; die Befehlshaber der östreichischen Truppen wurden gefragt, in weß Macht sie das thäten, und antworteten: „Unsre Monarchin die Kaiserin Königin betrachtet euch als ihre Unterthanen und will euch gegen die Greuel des Bürgerkriegs schützen." Dieser sogenannte Bürgerkrieg war aber eine Folge der Einmischung Katharina's in die innern Angelegenheiten der Republik. Da die Russen in Polen furchtbar haus'ten, so ließen sich die unglücklichen Polen eine östreichische Besatzung am Ende auch recht gern gefallen; denn wo Russen auch nur kurze Zeit gestanden hatten, da war das Land zur Wüste geworden, mißfällige Männer von Range wurden nach Sibirien und tausende von Familien in's Innere des russischen Reichs abgeführt. Aus dem herrschenden Mangel und der nachfolgenden wirklichen Hungersnoth entstand eine Disposition der Einwohner für die aus der Türkei

eingeschleppte Pest, die fürchterlich zu wüthen begann. Diese Seuche diente Friedrich dem Großen zum Vorwande Truppen an die polnische Grenze und in Polen einmarschiren zu lassen, und die Soldaten „des weisen Helden" haus'ten nicht viel weniger auf polnischem Gebiet als die ungeschlachten Russen; sie raubten Pferde, Rindvieh und Lebensmittel aller Art, steckten die polnischen Jünglinge unter die Soldaten und führten zwangsweise reichlich ausgestattete Jungfrauen in die preußischen Lande, wo man sie an Männer verkuppelte, von denen sie verlangt wurden. Friedrich selbst verfolgte die Conföderirten mit dem Schwert und mit beißendem Spott. Von den Oestreichern wurden die Polen besser behandelt, weil sie zu Oestreich geschlagen werden sollten; nur gegen die Conföderirten änderte sich das Benehmen des Wiener Hofs. Bisher hatten sie sich in östreichischen Landen aufhalten, daselbst Waffenplätze und Magazine errichten und von dort aus gegen die Russen in Polen agiren, ihre Manifeste in Ungarn drucken und verbreiten dürfen, ja Kaiser Joseph selbst hatte 1769 mit einigen Häuptern dieser Partei eine Unterredung in Esperies gehabt und ihnen seine Achtung bezeigt. Allein schon zu Ende des Jahres 1770 wurden die Conföderirten vom östreichischen Gebiete verjagt und zuletzt von den Oestreichern ebenso verfolgt wie von den Russen und Preußen.

Gegen die Gewaltthätigkeit der Oestreicher sah sich die polnische Regierung umsonst nach Hülfe um. In ihrer Angst wendete sie sich an Katharina II., von der man hoffte daß sie es sich allein vorbehalten werde Polen zu unterdrücken. Als diese das Gesuch erhielt, war eben der Prinz Heinrich von

Preußen bei ihr, der sie auf Friedrich's Veranlassung zu gemäßigtern Bedingungen eines Friedens mit der Pforte und zur Abwendung des Ausbruchs eines Krieges mit Oestreich vermögen sollte. Diesem Prinzen theilte sie die Nachricht aus Polen mit und setzte sehr bedeutungsvoll hinzu: „Polen scheint ein Land zu sein, worin man sich nur zu bücken braucht um etwas aufzuheben. Will sich Oestreich Stücke dieses Landes zueignen, so haben ja die Nachbarn das Recht ein Gleiches zu thun.“ Dies war dem Prinzen ganz aus dem Herzen gesprochen. Er antwortete auf der Stelle: „In den Friedensbedingungen gegen die Pforte können Sie sich großmüthig beweisen, wenn die Republik Polen gezwungen wird die dem russischen Reiche am bequemsten gelegenen Provinzen abzutreten, und diese dürften ihm leicht mehr werth sein als was den Türken genommen werden kann. Dasselbe mag auch Oestreich und Preußen zugestanden werden. Die Vergrößerung jenes Reichs auf Kosten Polens ist weit unbedenklicher als wenn man ihm osmanische Provinzen zugestehen wollte, bei deren Auswahl Rußlands und Oestreichs Interesse stets collidiren werden. Daß auch Preußen einen verhältnißmäßigen Zuwachs erhalten muß, erfordert die Billigkeit, die selbst Oestreich nicht verkennen wird, sowie die Aufrechthaltung des Gleichgewichts zwischen beiden Mächten. Auch bietet sich so das Mittel zur Befriedigung des freundschaftlichen Wunsches dar, welchen Sie gegen mich zu äußern geruhten, daß Sie nämlich den König für die Aufopferungen möchten entschädigen können, womit er den Pflichten seiner Allianz nachgekommen sei. Dies kann am füglichsten gesche-

hen wenn man einige Stücke von Polen mit dem preußischen Staate verbindet und dadurch diesen noch fähiger macht sich auch in der Folge als einen nützlichen Bundesgenossen Rußlands zu bewähren.'' Bald legte nun der Prinz Katharinen eine Karte von Polen vor, worauf die Stücke Landes angedeutet waren, die jede der drei Mächte an sich nehmen könne. Auch mochte er wohl darauf hinweisen, daß der Rest des republikanischen Gebiets immer noch hinreiche die drei Mächte auseinander zu halten und von der Kaiserin abhängig bleiben werde, daß sie übrigens später ja doch auf ihren Plan gegen die Türken wieder zurückkommen könne. Wenn nun Katharina überlegte daß sie, falls Oestreich in seinen Unternehmungen gegen Polen fortfahren und Preußen es nachahmen sollte, entweder diesen Mächten beitreten oder beide bekämpfen mußte, so kam es ihr angemessener vor auf des Prinzen Vorschlag einzugehen als Polen ganz für sich zu nehmen.

Als der Prinz Heinrich zu seinem Bruder nach Berlin zurückkam und ihm im Namen der Kaiserin den Theilungsplan vorlegte, erblickte dieser darin sogleich das geeignetste Mittel einem Kriege zwischen Oestreich und Rußland vorzubeugen und übernahm es den Beitritt Oestreichs zu erwirken. Mit diesem hatte er aber eine nicht gar leichte Arbeit, weil Kaunitz einmal die Gewissensscrupel zwar nicht des Kaisers aber doch der frommen Maria Theresia zu besiegen hatte*) und dann

*) „Die Theilung Polens hat mir den größten Kummer gemacht," sagte sie i. J. 1775 zu Breteuil; ... „um die Sache zu vereiteln, machte ich sogar für meinen Antheil ganz übertriebene Forderungen, in der Hoffnung daß sich dadurch die ganze Sache zerschlagen werde; aber

das Gehässige jener Gewaltmaßregel Andern aufzubürden wünschte. Aber Friedrich hatte den östreichischen Minister durchschaut und war überzeugt daß der Wiener Hof nicht auf halbem Wege werde stehen bleiben; er unterrichtete daher den verschmitzten Kaunitz ohne Rückhalt von der zwischen Rußland und Preußen getroffenen Verabredung und überließ es nun der Czarin sich Kaunitzens Wunsche gemäß zuerst gegen Oestreich zu entdecken. Um recht bald an's Ziel zu gelangen, that der östreichische Minister (im Oct. 1771) einen vorsichtigen Schritt gegen Rußland, indem er dem russischen Gesandten Galitzin sagte: „Wohl wünscht meine erhabene Monarchin die innige Freundschaft zwischen Oestreich und Rußland auf alle Weise zu erhalten; aber die „ermäßigten" Friedensbedingungen der Czarin kann weder die Pforte genehmigen noch Oestreich gut heißen ... Die Kaiserin von Rußland wird aber vom Wiener Cabinet kräftigst unterstützt werden, wenn sie die von diesem gestellten Friedensbedingungen genehmigt und keinen Theil von Polen für sich oder eine andre Macht verlangt ... So sehr nun auch mein Hof die Untheilbarkeit der Republik Polen erhalten wissen will, so wird er doch einen Strich dieses Landes, die Herrschaft Zips, die früher zu Ungarn gehörte und an Polen verpfändet wurde, gegen Wiederbezahlung der Pfandsumme zurücknehmen, während alle andre jetzt von östreichischen Truppen besetzte Landstriche in Polen der

---

zu meinem größten Erstaunen und bittersten Schmerz ward alles bewilligt was ich forderte." Aus dem wirklichen Gange der Sache wird erhellen, wie sehr sich hier die Kaiserin Königin durch Kaunitz hatte täuschen lassen.

Republik zurückgegeben werden sollen. ... Die alte Verfassung Polens muß zwar aufrecht erhalten werden, indessen wird sich Oestreich zu einigen Modificationen derselben verstehen, wie sie im Interesse der Nachbarn liegen mögen.''

Hierauf ließ der russische Minister Panin durch den Wiener Gesandten Galitzin dem Fürsten Kaunitz antworten: ,,Es ist ein Widerspruch, wenn der Wiener Hof Polen unverletzt erhalten und sich doch Theile dieses Landes wider den Willen der Republik zueignen will. Am Ende hat jeder Staat alte Ansprüche an seine Nachbarn, die er bei gelegener Zeit geltend machen kann. Auch Rußland und Preußen haben Ansprüche an Polen, und wenn Oestreich die seinigen geltend machen will, so ist es der Billigkeit und der von Ihnen so sehr empfohlenen Berücksichtigung des Gleichgewichts angemessen, wenn die erstern beiden Mächte ebenso verfahren. Der Beherrscherin Rußlands ist es ganz recht wenn das jetzt geschieht, und sie glaubt in Bezug auf den König von Preußen dasselbe versichern zu können. Ist es nun der Kaiserin Königin gelegen, so kann man sich über die Natur und den Umfang der gegenseitigen Ansprüche vereinigen und das nöthige Verhältniß unter ihnen festsetzen, und die Durchführung dieser Ansprüche wird auf weiter keine Schwierigkeiten stoßen.''

Nach einer so unzweideutigen Eröffnung von Seiten Rußlands konnte Kaunitz seine Maske ablegen. Er erklärte nun die russischen Friedensbedingungen unterstützen zu wollen und wünschte möglichst bald zu erfahren, auf welche Theile Polens Rußland und Preußen ihr Absehen gerichtet hätten, um danach die Forderungen seines Hofes abmessen zu können. Könne

man sich nicht über drei ganz gleiche Landstriche der Republik einigen, setzte er hinzu, so brauche man ja nur den Rest einem andern Nachbar (dem Großsultan) abzunehmen.

Diesen Vorschlag nicht nur Polen sondern auch zugleich die Pforte zu berauben machte Oestreich ein halbes Jahr nach seinem feierlichen Versprechen der Pforte alle von Rußland eroberten Landstriche wiederzuverschaffen. Zugleich aber erhielt Panin aus England die Abschrift der geheimen Convention vom 6. Juli 1771. Mochte nun Katharina Kaunitzens Zweiächselei seinem eignen Sinne oder Joseph's Einwirkung zuschreiben, immer verlor sie das Vertrauen zum Wiener Hofe, dem sie nun wenig Einfluß auf das Friedensgeschäft gestatten zu müssen glaubte. Auch die so empfindlich getäuschte Pforte, welche bereits Zahlungen an das Wiener Cabinet geleistet hatte, wendete sich jetzt natürlich mehr Preußen als Oestreich zu.

Auf Kaunitzens Frage an Friedrich den Großen, was er denn eigentlich von Polen haben wolle, antwortete dieser wie gewöhnlich ganz offen, dies sei Polnisch-Preußen und Ermeland mit Ausnahme von Danzig, Thorn und Krakau. Der östreichische Gesandte van Swieten entgegnete im Auftrage seines Hofs, dann werde für ihn kein auf das Princip völliger Gleichheit zwischen den drei Mächten basirter Antheil herauskommen, und ohne Auftrag äußerte er, die beiden andern Mächte könnten ja seinen Hof sich durch Bosnien und Servien entschädigen lassen. Letztern Vorschlag desavouirte Kaunitz, indem er gegen Galitzin äußerte, ein solches Gebahren mit türkischen Provinzen gestatte weder der mit der Pforte bestehende ewige Friede noch die rechtliche Gesinnung der

Kaiserin Königin. Als der russische Gesandte den Fürsten auf den Widerspruch aufmerksam machte, den er sich gegen seinen frühern Antrag, zur Ausgleichung auch türkische Provinzen zu Hülfe zu nehmen, habe zu schulden kommen lassen, äußerte er, wie er Letzteres allerdings auch jetzt noch meine, nur müsse man gegen die Pforte schonender als gegen Polen verfahren.

Im Verlauf der Zeit überschritt aber der russische Feldmarschall Romanzow die Donau, schloß bald den Großvezier gänzlich ein und dictirte ihm späterhin in seinem Lager zu Kutschuk-Kainardschi in Bulgarien einen Frieden, wonach Katharina die Unabhängigkeit der Krimm, freie Schifffahrt der Russen auf allen von den Türken beherrschten Meeren, die Abtretung von Asow, Kinburn, Kertsch und Jenikale sowie 4½ Millionen Rubel als Kriegsentschädigung verlangte. Für die von Oestreich so sehr begehrte Verschonung der Moldau und Wallachei gedachte sich Rußland in Polen schadlos zu halten. Wenn nun auch Katharina nicht geneigt sein konnte, dem Wiener Hofe etwas von ihren Eroberungen abzutreten, so gelang es diesem doch später die Bukowina (einen Theil der Moldau) an sich zu nehmen, wie bald erzählt werden soll.

Da Kaunitz, noch bevor der Friede zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossen war, in seinen Forderungen an Polen immer anmaßender wurde, so trafen Friedrich und Katharina (am 17. Febr. 1772) eine Uebereinkunft, wonach beide Mächte, ohne länger auf Oestreich zu warten, ihre Antheile im Juni 1772 in Besitz nehmen wollten. Zu gleicher Zeit aber ließen die beiden östreichischen Souveräns einen von

ihnen unterzeichneten Act in Berlin und Petersburg vorlegen, wonach alle drei Mächte ganz gleiche Theile erhalten und sich gegenseitig unterstützen sollten. Ohne weiteres unterzeichneten ihn Friedrich und Katharina. Dessenungeachtet erhöhte der Wiener Hof gleich darauf seine Forderungen wieder und hatte es nur dem Andringen Friedrich's bei der Czarin zu verdanken, daß Lemberg nebst den Salzwerken von Bochnia und Wielizka den Oestreichern zugestanden wurden.

Der 5. August 1772 war der Tag, wo dieses Uebereinkommen in St. Petersburg von den Ministern der drei Mächte unterzeichnet und deren Höfe mit einem unauslöschlichen Makel bedeckt wurden. Die Sache ward der Republik Polen erklärt, die Besitznahme wurde vollzogen und die Gründe dafür sollten bald nachfolgen. Rußland hielt die Aufführung von Gründen gar nicht für nöthig, Preußen und Oestreich deducirten sehr spitzfindig, nahmen aber dann auf keine auch noch so gründliche Widerlegung und auf keine Protestation Rücksicht. Nun schrien König Stanislaus und die Republik Polen zu allen europäischen Regierungen, sie möchten im Interesse ihrer eignen Erhaltung die garantirten Verträge aufrecht halten und ihrer feierlichen Verheißung gemäß die polnische Verfassung schützen, aber — zur ewigen Schande sei es gesagt — keine Macht erhob auch nur den leisesten Widerspruch. Der Polenkönig wendete sich in seiner Entrüstung namentlich auch an den englischen Gesandten und erklärte, er wolle sich lieber seine rechte Hand abhauen lassen, lieber Thron und Vaterland meiden und in England eine Freistatt suchen als den schmählichen Vertrag unterzeichnen; allein auf Oestreichs Vorschlag drohte

man dem Reichstage mit der Theilung von ganz Polen, wenn er die geforderte Abtretung nicht bewilligen würde, und so mußten König und Reichstag der Gewalt weichen.

Bei der wirklichen Besitznahme stellten sich die Oestreicher als ob sie die festgestellten Grenzen nicht genau wüßten und schritten weit darüber hinaus. Statt eine am Ende doch zu nichts als zu einem Kriege führende Einrede zu thun, ahmte Preußen die Oestreicher nach. Da ließ Katharina den beiden Mächten sagen, sie möchten sich hüten durch ein solches Verfahren das gute Einverständniß der drei Mächte zu stören, denn sie hätten doch wohl Ursache genug die äußerste Erbitterung eines großen unterdrückten Volks und den Haß Europa's zu fürchten. Aber trotz solchen Reden nahm Rußland doch immer den größten wenn auch unfruchtbarsten Theil, während Preußen den kleinsten aber politisch wichtigsten und Oestreich den einträglichsten Strich von Polen an sich zog. Erst im Jahre 1777 waren die Grenzen regulirt und ein reichliches Drittel der Republik den drei Nachbarreichen einverleibt. Alle drei versprachen einander diese Erwerbungen sich gegenseitig zu garantiren und — hielten ihr Wort nicht; alle drei entsagten ausdrücklich allen weitern Ansprüchen an die Republik und — theilten sie später noch einmal, bis es ihnen beliebte den ganzen polnischen Staat zu vernichten.

Wie sehr sich auch die Diplomaten der drei Mächte abgemüht haben deren Verfahren gegen Polen zu rechtfertigen, wie gern es auch spätere Speichellecker wenigstens beschönigt hätten, es haftet fort und fort als Schandfleck auf den Urhebern desselben. Aber es trug auch wie eine böse Saat seine bösen

Früchte. Man berief sich bei spätern Gewaltthätigkeiten darauf; wenn z. B. die östreichischen Staatsmänner den Franzosen in Rastadt die Unrechtmäßigkeit ihres Umsichgreifens bemerklich machen wollten, so ward ohne Umstände auf die Theilung Polens hingewiesen. Man hatte dadurch die Zeiten des Faustrechts wieder heraufbeschworen. Edle Dichter konnten sich nicht entbrechen auszurufen:

Deutschland, schlummerst du noch? Siehe was rings um dich,
Was dir selber geschah! Fühl' es, ermuntre dich,
Eh' die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel blößt!
Deine Nachbarin sieh', Polen, wie mächtig einst
Und wie stolz! O sie kniet ehren- und schmuckberaubt
Mit zerrissenem Busen
Vor drei Mächtigen und verstummt.

Herder.

Hier muß es nun besonders darauf ankommen auszumitteln, welchen Antheil Joseph II. an der Gewaltthat gegen die Republik Polen genommen habe. Angedeutet wurde schon, daß er durch sein heftiges unbestimmtes Sehnen nach Größe Kaunitzen Veranlassung zu seiner zweizüngigen Handlungsweise gegeben haben mag, weil dieser Minister neben seiner Gebieterin*) auch ihn zu berücksichtigen hatte. Wer den Kaiser

*) Welche, wie wir bereits erwähnten, von Gewissensscrupeln geplagt wurde. Dies geht außerdem sehr klar aus einem Briefe an Kaunitz hervor, welcher so lautet: „Als alle meine länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte wo ruhig niederkommen sollte, steiffte ich mich auf mein gutes Recht und den beystand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyent wider Uns, son-

aus dem Grunde freisprechen wollte, weil ihm seine Mutter wenig Einfluß auf die Regierung der Erbstaaten gestattete, müßte nicht überlegen, welche Auswege das Genie aus den ihm gesteckten Schranken zu finden weiß, und vergessen haben wie Joseph gleich seinem Vater sich hinter die Minister steckte und dann im Staatsrathe gegen seine eignen Eingebungen focht, wenn er etwas durchsetzen wollte. Es ist dies nicht nur ein großer Flecken in Joseph's glanzvoller Geschichte, sondern nach Obigem auch ein bedeutender Mißgriff, ein politischer Fehler. Wer alle Fäden des späterhin immer dichter werdenden Gewebes verfolgen könnte, welches sich auch vor die herrlichsten Plane des Kaisers spannte, der würde so manchen bis auf die

---

dern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstigt mich befunten und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst, waß wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes Stuck von Pohlen oder von der Moldau und Wallachey unser ehr und reputation in die schanz schlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen." — Beiläufig gesagt, wundere man sich nicht über Maria Theresia's wunderliche Schreibart. Sie sprach am liebsten den östreichischen Volksdialekt und davon floß etwas mit in ihre Schrift über. Uebrigens klang derselbe in ihrem Munde recht angenehm. So erinnert man sich, mit welch einem Jubel es angehört wurde, als sie im Februar 1768 an die Brüstung der kaiserlichen Loge im Hofburgtheater vortrat und in ihrer Herzenslust, was ihr so eben ein Eilbote aus Florenz mitgetheilt hatte (nämlich daß die Gemahlin des Großherzogs Leopold einen Sohn [den nachmaligen ersten Erbkaiser von Oestreich] geboren hatte), ihrem Volke mit den Worten verkündete: „Der Poldel hat an Buben."

Theilung Polens zurücklaufen sehen. Was allenfalls zu seiner Entschuldigung angeführt werden könnte, ist der Umstand, daß er nicht müssig zusehen mochte, wenn sich Rußland und Preußen vergrößerten, daß er die neuen Unterthanen glücklich zu machen hoffte. Aber wenn ihm der Widerstand Ernst war, so hätte er durch eine kräftige Haltung den Plan im Entstehen ersticken mögen.

Uebrigens erlangte Oestreich durch diese Theilung Roth-Rußland, einen Theil von Podolien und der Palatinate Sendomir und Krakau von der Weichsel bis zu den Karpathen nebst den reichen Salzwerken von Bochnia und Wielizka, zusammen gegen 1500 Quadratmeilen mit mehr als dritthalb Millionen Einwohnern, während Rußland 2300 Quadratmeilen mit anderthalb Millionen Seelen und Preußen nur 700 Quadratmeilen mit etwa 900,000 Menschen bekam. Die von Oestreich in Besitz genommenen Provinzen bildeten nun das Königreich Galizien und Lodomirien und der definitive Grenzberichtigungs-Tractat zwischen dem Wiener Cabinet und der Republik Polen ist vom 9. Februar 1776.

Ziehen wir den Vorhang über ein Gemälde, welches den Freund des Rechts mit tiefer Betrübniß erfüllt, und wenden wir uns dagegen zu Scenen, die wieder ganz des Mannes würdig sind dessen Leben und Wirken wir eben schildern. Freuen wir uns, daß hierbei das Schöne, Große und Edle unendlich überwiegt. Zunächst betrifft es wieder Handlungen der Wohlthätigkeit des wackern Menschenfreundes, wovon die Rollen seiner Geschichte glänzen.

Zwölftes Capitel.

Joseph's väterliche Sorge in Zeiten des Mangels.

Schon im Jahre 1770 hatte besonders in Böhmen und Mähren eine naßkalte Witterung das Getreide auf den Feldern zu Grunde gerichtet und bereits einen fühlbaren Mangel zu erzeugen angefangen. Während des Winters kauften Wucherer das vorhandene Getreide meistens auf um es auf noch höhere Preise hinaufzuschrauben und dann im In- und Auslande zu verkaufen; diese Speculation gelang nur zu gut, indem auch die Nachbarländer an den Folgen einer Mißernte litten. Noch mehr stieg das Elend unter dem armen Volke, als auch die Feldfrüchte des Jahres 1771 mißriethen. Hatte es sich bisher noch mit Kleien und Mehlstaub, mit einigem Gemüse genährt, so war es nun hier und da auf gekochtes Gras und gestoßene Baumrinde beschränkt. Die auf eine furchtbare Höhe gestiegene Hungersnoth hatte verderbliche Seuchen in ihrem Gefolge. Die Noth war grenzenlos und die Sterbelisten waren auf das Doppelte und Dreifache gestiegen. Selbst bis Wien erstreckte sich das Elend.

Mahnungen und Befehle an die Besitzer von Getreidevorräthen sie dem hungernden Volke um erschwingliche Preise zu öffnen sowie die Ausfuhrverbote wurden nur wenig beachtet, davon überzeugte sich der Kaiser durch immer auf's neue einlaufende traurige Nachrichten. Er ließ daher zunächst in Wien selbst Brodhütten zur unentgeldlichen oder wenig kostspieligen Speisung der Bedürftigen errichten und besuchte dieselben täglich

mehrere Male, um sich zu überzeugen, ob alles seinen Absichten gemäß verwaltet würde. Auch ließ er in den Vorstädten drei Commissarien umhergehen, die alle Kranken und Armen, welche sich auf seinen Befehl beim Richter ihres Districts hatten melden müssen, aufzuschreiben hatten, um sie in die Hospitäler*) vertheilen, ihnen Brod und andre Victualien reichen zu lassen.

Dann sendete Joseph aus seiner Schatulle nach Mähren 60,000 Gulden, um sie durch den Großcapitän dieser Provinz, den Grafen von Kaunitz unter die Nothleidenden vertheilen zu lassen, und wie verborgen der Kaiser auch seine Wohlthat gespendet haben mochte, gleichwohl hatte es seine Mutter erfahren und fühlte sich durch dieses großmüthige Beispiel gereizt eine gleiche Summe dem hungernden Volke in dieser Provinz zu reichen.

Am gräßlichsten aber war der Mangel im Königreich Böhmen. Als eine Nachricht auf die andre in Wien eintraf, daß dort der Jammer immer höher steige, der Wucher immer him-

---

*) Die Joseph völlig umgestaltet hatte, so daß man mit Uhland sagen konnte:

Ich ging zum Hospitale,
Da fand ich alles nett,
Viel Grütz' und Kraut zum Mahle
Und reinlich Krankenbett.
Auch sorgt' ein schön Erbarmen
Für manch verwahrlost Kind.
Wer denkt des Volks des Armen,
Die altverwahrlost sind?

melschreiender werde, da blutete Joseph's Herz aus tausend Wunden. Er floh den Glanz des Hofes und machte sich persönlich auf den Weg zu seinen unglücklichen Unterthanen. Wehe nun dem Kornwucherer und dem nichtswürdigen Beamten! Aller Augen folgten seinen Schritten.

Auch unterwegs hatte der Kaiser schon manche Gelegenheit seinem milden Herzen Gnüge zu leisten. Hier nur eine Anekdote: Er sah an der Straße einen Bauer in Ketten arbeiten. „Was hast Du verbrochen," fragte er den Unglücklichen, „und wie lange gehst Du in Ketten?" — „Ach," antwortete der Gefragte dem Officier (dafür sah er den Kaiser an), „ich habe einen Hasen todtgeschlagen und muß nun sechs Wochen lang diese Strafe leiden." Hierauf stieg Joseph aus dem Wagen, veranlaßte den Bauer ihm in's Dorf zu folgen und kehrte mit ihm im dasigen Wirthshause ein. Von hier aus mußte der Bauer zum Amtmann gehen und ihn zum Officier einladen. Dieser aber fuhr den Bauer an: „Der fremde Cavalier hat gerade so weit zu mir als ich zu ihm. Er kann herkommen." Als der Bauer diese trotzige Antwort überbrachte, erhob sich der Kaiser und ging mit dem Gefesselten zum Amtmann, den er gar hart anließ und in dessen Gegenwart den Bauer entfesselte. Dieses Beispiel kaiserlicher Gerechtigkeit schreckte die kleinen Dorfkaiser weit und breit.

Sobald er auf dem Schauplatze des Jammers angekommen war, ließ er vor allen Dingen die Magazine der Armee nebst den Speichern des Adels und der Klöster öffnen, die Getreide- und Mehlvorräthe unter die Armen vertheilen. Durch ein so

schönes Beispiel ward so mancher reiche Gutsbesitzer zur Nachahmung hingerissen. Dann sendete er Eilboten nach Ungarn, ließ das dort wohlfeile Getreide in großen Quantitäten ankaufen und schleunigst nach Böhmen führen. Ferner setzte er eine besondere Commission ein, welche die in Böhmen selbst noch vorhandenen Getreidevorräthe aufsuchen und aufzeichnen mußte, und da sich fand, daß Grundbesitzer und Händler mehr Getreide aufgespeichert hatten als sie selbst in mehrern Jahren würden bedurft haben, so erließ der Kaiser einen Befehl, wonach seiner Getreide-Commission für eine bestimmte Baarzahlung alle Vorräthe in so weit überlassen werden mußten als sie den eignen Bedarf der Besitzer überstiegen. Er selbst sah überall mit eignen Augen. Die Paläste des Reichthums wie die Hütten der Armuth betrat sein fürstlicher Fuß, hier Lob dort Tadel spendend, hier strafend dort beglückend. Dem dürftigen Landmann ließ er das Saatkorn auf Wiedererstattung austheilen. Als er das Hospital in Prag besuchte, ließ er den Armen eine große Menge Leindwand reichen, schenkte der Anstalt eine ansehnliche Summe Geldes und vermehrte deren Einkünfte um 24,000 Gulden, sowie er denn überhaupt während seines Aufenthaltes in Böhmen nicht weniger als 50,000 Ducaten verausgabte. Auch die Leibeigenschaft konnte vor ihm nicht bestehen und außerdem wurden die Steuern nicht unbedeutend vermindert. Traf er irgendwo eine militärische Execution zu Beitreibung der Abgaben, so mußte sie auf seinen Befehl abziehen und nach ihrem Garnisonplatze zurückkehren. Er selbst verordnete hier und da die Füllung von Vorrathshäusern und überwachte die Ausführung seiner Befehle. Daß sich nämlich

Joseph von seinen Beamten nicht täuschen ließ sondern überall controlirte, ja daß er fast allgegenwärtig zu sein schien, wird der Leser ohne unsre Versicherung glauben. Es war niemand einen Augenblick sicher von ihm überrascht zu werden. Und doch entdeckte er noch manche Nachlässigkeit. So sah er eines Nachmittags in einer kleinen Stadt eine Menge mit Getreide beladener Wagen halten. Er fragte die dabei stehenden Bauern, warum sie ihr Gut nicht ablüden. „Ach," antwortete einer davon, „schon seit diesem Morgen um 4 Uhr sind wir da und werden vom Amtmann nicht abgefertigt." — „Das ist doch schlimm," antwortete der Kaiser, der seine Officiersuniform trug; „wartet noch ein Weilchen, ich will mit dem Manne sprechen." Nach diesen Worten ging er in das Haus des Amtmanns, den er noch bei Tische antraf. „Verzeihen Sie, Herr Amtmann, sagte er höflich, „ich wollte mich bei Ihnen für die armen Bauern verwenden daß sie bald befördert würden, indem sie schon seit frühem Morgen darauf warten." — „So?" fuhr ihn der Amtmann an, „der Herr Officier sind doch hoffentlich von irgend jemandem autorisirt auf diese Weise gegen mich aufzutreten?" — „Das eben nicht," antwortete der Kaiser, „aber die armen Leute dauern mich. Ich bitte wiederholt um deren Abfertigung." — „Wird ohne Sie geschehen," versetzte der Beamte kurz, dem Officier zum Abtreten winkend und weiter essend. — „Wenn nun aber dennoch nicht?" sagte Joseph in scharfem Tone. „Niemand kann sich auf einen Mann verlassen der seine Pflicht bereits unverantwortlich verletzt hat. Sie sind Ihres Dienstes entlassen!" setzte er hinzu, seinen Rock aufknöpfend und den kaiserlichen

Orden entblößend. Diese Worte des gerechten Monarchen endigten das Gastmahl wie ein Donnerschlag.

Bei solcher Wachsamkeit des Kaisers, die sein erlauchter Vater einst scherzend vorausgesagt hatte, war es freilich kein Wunder, wenn mancher saumselige oder böswillige Beamte über die unerträgliche Tyrannei des Monarchen jammerte. Alle Leute ohne Herzen und Gewissen schrien über seine Willkührherrschaft. Aber die Masse der Wohlgesinnten überwog. Was die Blutsauger erbitterte, gereichte ihm in den Augen der so lange Zeit unterdrückten Armen zu Preis und Ehre. Das eigentliche Volk verehrte ihn als einen Heiligen und betete für ihn. Der Mittheilng werth ist was die schon einmal angeführte Quartalschrift im sechsten Stück (vom 14. Juni 1790, S. 45) über diesen Gegenstand sagt, als die Erinnerung daran noch ziemlich frisch war: „Von dieser wahrhaft landesväterlichen Güte gerührt, veranstalteten die sämmtlichen Einwohner der Stadt Prag am 11. Juni 1771 ein feierliches Dankfest. Da war niemand ohne Ansehen der Person, des Geschlechts noch der Nation, dessen Lippen nicht Dank entströmte, der nicht für Joseph den Zweiten, seinen lieben Landesvater, zu Gott betete, weil Joseph auch ohne Ansehen der Person, des Standes und der Nation dem Brod gab der hungerte. Deshalb entzog sich auch die Judenschaft dieser allgemeinen Feier nicht, sondern hielt den folgenden Tag in allen ihren Synagogen ein außerordentliches Dankfest, bei welcher Gelegenheit folgendes Gebet vom Vorsänger abgelesen wurde, welches allerdings verdient zum ewigen Andenken aufbewahrt zu werden, weil es einen Gegenstand betrifft, welcher gewiß in

der Zeitfolge einst auch noch den spätesten Enkeln als eine Epoche aus Joseph's Leben und Regierung vorglänzt, die kein Moder der Zeit zu vertilgen im Stande sein wird, obgleich andre ebenso rühmliche Thaten in der Folge zu Joseph's Andenken immer mehr und mehr Glanz verbreiten und ewig auf seinen Lorbeern wie in Sonnengluth schimmern werden.

Das Gebet der Juden lautete so:

Besitzer des himmlischen Reichs, Beobachter aller Geschöpfe mit unendlicher Erbarmung, Verpfleger aller Lebendigen vom mindesten Wurme bis zum größten Thiere, der Du flößest Erbarmen und Gnade in die Herzen der frommen Regenten, schicke Deinen Segen! Erhöhe und vergrößere den so hohen Thron unsrer allergnädigsten Landesmutter, der vernünftigsten und großmächtigsten Königin und Kaiserin Maria Theresia, der zierlichsten Blume des großen Stammbaumes Oestreich, sammt Dero hohen Nachfolgers des durch Weisheit und Heldenmuth weltberühmten großmüthigen Joseph des Zweiten, des römischen Kaisers. Ihre Wohnung bleibe erhöht und felsenfest soll ihr Schutz sein, denn ihr Brod wird uns gegeben. Sie thun Barmherzigkeit und Gnade, sie erhalten viel Volk; sie öffnen Kornschätze um zu speisen das Volk, sie sättigen die Durstigen und hungrige Seelen erfüllen sie mit Gutem. Du, Gott, der Du giebst auf ihre Häupter goldne Kronen, gieb langes Leben beiden Majestäten wie auch der ganzen königlichen Familie und Dero Hofstaat, Ministerium, Generalen und dem ganzen Heere. Vergrößere ihre Ehre mit Deiner Hülfe, lege Lob und Schmuck auf sie, Deine Hand finde ihre Feinde! Das Haus, das glorreiche Haus Oestreich,

erhalte grundfest, hilf ihnen mit Rath und That! Erweitre allerseits ihre Grenzen, setze sie zum ewigen Segen, unterhalte ihre Gemüther mit Freude, Vergnügen und Lustbarkeit. Gott, Du hast einen gewaltigen Arm; stärke ihre Macht und erhebe ihre rechte Hand; erstrecke ihre Scepter auf viele Völker; die Thore sollen jetzt offen stehen, weder Tag noch Nacht zugeschlossen werden, daß die Völkermacht und ihre Könige herbeikommen ... Guter Gott, die Schatzkammern unsrer allergnädigsten Kaiserin und unsres Kaisers erfülle mit Kostbarkeiten; sie sollen erreichen Gold aus Deinem Schwo; entdecke ihnen die heimlichen Schätze und verborgenen Kleinode; man soll keinen Frevel mehr hören in deren Landen noch Schaden und Verderben in ihren Grenzen, sondern ihre Mauern sollen Heil und deren Thore Lob heißen. Helfer der Herrschaft, durch Deine Gnade leiste ihnen wunderbare Hülfe! Herr, mit Deiner Stärke erfreue unsre glorwürdigste Kaiserin und unsern Kaiser! Durch Deine Hülfe wollest Du sie ergötzen und vielen Segen schütten über ihre Häupter! Fahre fort das Herz unsrer Majestäten und deren sämmtlichen Adel mit Gnade und Erbarmen für uns Israeliten zu erfüllen, damit sie uns auch fernerhin die Frucht ihrer Güte gönnen! Noch Eins bitten wir vom Herrn, daß wir im Hause des Herrn bleiben möchten zu schauen die Schönheit und den Gottesdienst, zu besuchen seinen Tempel! Amen."

Wenn man aus Obigem ersehen kann, was das Volk von Josep's wohlthätigem Charakter hielt, so mag man aus einem Gebete, welches ihm ein Zeitgenosse (Kaiser Joseph's

Gebetbuch, Wien, 1787) in den Mund legt, abnehmen, was dasselbe Volk von seiner strafenden Gerechtigkeit dachte. Es ist überschrieben: „Gedanken vor Bestrafung eines Missethäters," und lautet so: „Du bist kein zürnendes, sondern ein ewig gütiges Wesen, und selbst da, wo Du Strafe in die Uebertretung Deiner Gesetze gelegt hast, gleichst Du einem liebreichen Vater, der bloß die Besserung seiner Kinder zum Zweck hat. Erfülle mich also mit Deiner Liebe, auf daß ich über den Missethäter nie den Menschen vergesse und nur immer solche Strafen auflege die neben der öffentlichen Sicherheit auf Besserung abzielen. Erleuchte mich mit Deiner Weisheit, daß ich nur solche Männer zu Richtern anstelle die das menschliche Herz kennen, Schwachheit und Irrthum von vorsätzlicher Bosheit wohl unterscheiden und im größten Verbrecher noch ihren Bruder lieben. Erleuchte endlich den Verstand meiner Lehrer und Priester, auf daß sie meine jungen ihrem Unterrichte anvertrauten Bürger frühzeitig mit den Folgen der Verbrechen bekannt machen und ihren jungen Herzen Liebe zur Tugend und Rechtschaffenheit einprägen. Amen."

Wir schließen den Bericht über Joseph's Reise nach Böhmen mit einer darauf bezüglichen Stelle eines Werkes von 1787 („Warum wird Kaiser Joseph von seinem Volke [d. h. von Adel und Geistlichkeit ꝛc.] nicht geliebt?"), wo es S. 9 heißt: „Hatte Getreidewucher oder listiger Aufkauf des Nachbars oder schlechte Polizei-Anstalt in irgend einer seiner Provinzen Theurung und Hunger herbeigeführt, so war Joseph der Schutzgott, der dem Uebel Einhalt that, den Wuchrer bestrafte und den Mangel in Ueberfluß verwandelte. Tausende,

die ein Opfer des wüthenden Hungers geworden wären, leben durch ihn.''

Sobald Joseph II. wieder nach Wien zurückgekehrt war, brachte er es dahin, daß Befehle gegen die Ausfuhr des Getreides erschienen, deren Ausführung durch tüchtige Verwaltungsmaßregeln gesichert wurde. Ein andres Gesetz brachte er zur Veröffentlichung, wodurch die leibeignen Bauern vor den Bedrückungen von Seiten ihrer Herrschaften geschützt werden sollten; dieses Edict verbot jedem Gutsbesitzer Gewalt oder Thätlichkeiten gegen seine Unterthanen zu brauchen, bei Strafe seiner Güter beraubt zu werden; um aber den heimlichen Quälereien vorzubeugen, ward außerdem verordnet, daß die Unterthanen, welche sich beleidigt glaubten, zuerst ihre Vorstellungen bei den Beleidigern und den Untergerichten, dann aber bei den Landesstellen jedes Kreises anbringen könnten, welchen letztern die Regierung die Untersuchung der Streitigkeiten übertragen hatte, die sich zwischen den Leibeigenen und ihren Herren erheben möchten.

Eine andre Verordnung war von der höchsten Wohlthätigkeit. Die herrschaftlichen Hutungen und Jagden hatten bisher den armen Grundbesitzern ihre Fluren verkümmert und verwüstet, daß sie nie sagen konnten was sie ernten würden, bis sie es in der Scheuer hatten. Dies hatte den menschenfreundlichen Joseph erbarmt. Es erschien eine Verordnung, wonach den Eigenthümern der Felder, Wiesen, Weinberge und Waldungen ihre Besitzungen so gesichert wurden, daß diesel-

den ganz frei benutzt und nicht einmal durch die kaiserlichen Jagden*) sollten gestört werden können.

Weil aber der Kaiser, obwohl er beispiellos thätig und aufmerksam war, doch nicht überall zugleich konnte, so erließ er eine Verordnung, wonach in jeder Woche ein Tag bestimmt wurde, an welchem ihm auch der geringste seiner Unterthanen persönlich Bittschriften überreichen konnte. Seine Höflinge erhielten die strengste Instruction, hinfort jedermann vorzu-

---

*) Denn ein Joseph wollte weder von sich noch seinen Fürsten sagen lassen, was Bürger einen Bauer seinem durchlauchtigsten Tyrannen vorhalten läßt:

Wer bist Du, Fürst, daß ohne Scheu
Zerrollen mich Dein Wagenrad,
Zerschlagen darf Dein Roß?

Wer bist Du, Fürst, daß in mein Fleisch
Dein Freund, Dein Jagdhund, ungebläut
Darf Klau' und Rachen hau'n?

Wer bist Du, daß durch Saat und Forst
Das Hurrah Deiner Jagd mich treibt,
Entathmet wie das Wild?

Die Saat, so Deine Jagd zertritt,
Was Roß und Hund und Du verschlingst,
Das Brod, Du Fürst, ist mein!

Du, Fürst, hast nicht bei Egg' und Pflug,
Hast nicht den Erntetag durchschwitzt;
Mein, mein ist Ernt' und Brod!

Ha, Du wärst Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus; Du raubst:
Du nicht von Gott, Tyrann!

lassen, der sich an die Majestät selbst zu wenden Ursache zu haben glaube; „denn," sagte Joseph, „ich bin jedem ohne Unterschied der Person und des Ranges Gerechtigkeit schuldig und werde sie stets üben."

Dreizehntes Capitel.

Joseph's Reformen im Militärwesen.

Den Uebergang zu seinen militärischen Reformen in dieser Epoche bildete eine Verordnung, wonach die Todesstrafe gegen die ausgetretenen Soldaten aufgehoben wurde, indem nur die der Kugel nicht entgehen sollten, welche sich bei ihrer etwaigen Verhaftung der Waffen bedienen würden.

Außer dem, was er bereits früher in Bezug auf das Militärwesen verbessert hatte (s. o.), ist hier Folgendes zu erwähnen:

Hatten bisher im Hofkriegsrathe, welcher an der Spitze des ganzen Heerwesens und der Marine stand, dem die Leitung aller rein militärischen und politisch-ökonomischen sowie das oberste Richteramt in militärischen Angelegenheiten zustand, mancherlei Mißbräuche geherrscht, so suchte Joseph mit Lascy's getreulicher Unterstützung diese vor allen Dingen abzustellen, so wie er in der Justizreform des deutschen Reichs (beim Reichshofrathe und Reichskammergericht) auch von oben begonnen hatte. Tüchtige und zahlreiche Mannschaften mit möglichst geringen Kosten auf die Beine zu bringen, sie gut und doch so billig als thunlich zu erhalten, schnelle und ge-

rechte Entscheidungen zu veranlassen, dies war es vorzugsweise was er hier erstrebte.

Eine andre durchgreifende Reform im Militärwesen war die Einführung der Conscription, nicht zwar jener Napoleonischen, wonach die gesammte streitbare Mannschaft dienstpflichtig gemacht wurde, ohne eben mehr als ein Soldatenheer und keineswegs (wie es doch vor Carnot's Seele gestanden) ein Volksheer zu sein, sondern nur einer Aufzeichnung der waffenfähigen Mannschaft für die Aushebung zum Kriegsdienste. Aber auch das hatte schon seine nicht geringen Schwierigkeiten, weil das Volk einen ererbten Widerwillen gegen die Zählung nach Köpfen hatte; daher konnte diese Art von Conscription vorläufig auch nur in Böhmen, Oestreich, Mähren, Steiermark, Kärnthen, Krain und Galizien eingeführt werden, während Ungarn, Tyrol, die Niederlande und die Lombardei damit noch verschont blieben. Kaiser Joseph hatte zu wohl begriffen, wie vortheilhaft es Friedrich dem Großen gewesen war, daß er seine Streitkräfte immer so wohl überschauen konnte, als daß er sich nicht zur Nachahmung hätte gedrungen fühlen sollen. Nach der im Jahr 1772 vorgenommenen Zählung fanden sich in den zuerst genannten Provinzen über 11 Millionen Seelen, und rechnet man auf die zuletzt genannten Ländereien nur etwas über 14 Millionen, so hatte man eine Gesammtbevölkerung des östreichischen Kaiserstaats von 25 Millionen Einwohnern, ein Resultat dessen Bedeutsamkeit vielfach überraschte. Die Provinzen wurden nun in Cantons eingetheilt und jeder derselben einem Regimente zugewiesen, das sich aus dessen junger Mannschaft zu recrutiren hatte. Neben dieser

Conscription fand freilich auch noch die so sehr gemißbrauchte „freie" Werbung statt, aber doch nicht mehr in so ausgedehnter Weise und mit geringerer Barbarei. Seltener kam es endlich vor, daß junge Bursche wegen Trunk, Schlägerei und andrer Excesse unter die Soldaten gesteckt wurden.

Weniger zu billigen und nur seiner Liebe zur Sparsamkeit zuzuschreiben war die Einrichtung im Heerwesen, daß die Officiere, wenn sie austreten wollten, statt sich pensioniren zu lassen, ihre Chargen verkaufen durften. Es thaten dies alte oder beim Avancement übergangene Militärs, zuweilen auch Officiere von zweideutiger Aufführung oder Geschicklichkeit, denen man den Austritt unter den Fuß gab, weil man sie nicht geradezu fortjagen konnte. Solche Leute erhielten auf diese Art, was bei der Pensionirung nicht der Fall war, ein Capital in die Hände, das sie auf die Ihrigen vererben konnten. Niemand wird indessen den Chargenverkauf gut heißen, mögen ihn auch Leute wie Friedrich und Joseph gestattet haben, indem sich hierbei der Regent der freien Wahl begeben und sich mit einem bloßen Bestätigungsrechte begnügen mußte. Auch findet er nur in der Zeit seine hinreichende Erklärung.

Weiter suchte Joseph II. der Kriegskasse dadurch unter die Arme zu greifen, daß er stets über die Hälfte jeder Compagnie beurlaubte und durch besonders niedergesetzte Commissionen Rüstzeug und Proviant so billig als möglich einkaufen und verarbeiten ließ. Daß er auch hier persönlich controlirte, wird sich der Leser wohl einbilden.

Durch die häufigen und umfangreichen Beurlaubungen, könnte jemand einwerfen, mußte in den Armeen doch wohl

der Waffendienst leiden. O nein, dafür sorgte Joseph recht gut durch die großen Uebungslager in den drei Monaten August bis October. Das eine von 14,000 M. versammelte sich bei Minkendorf in der Nähe von Wien, ein andres von 20,000 M. bei Pettau in Steiermark, ein drittes von 50,000 M. bei Pesth, ein viertes von 30,000 M. in Mähren und ein fünftes endlich von 60,000 M. in der Gegend von Prag. Welche neue Manoeuvres und Evolutionen bei dieser Gelegenheit eingeführt wurden, könnte nur den Militär von Fach interessiren; für uns genügt es zu wissen, daß der Kaiser überall selbst mit war, alle Strapazen des gemeinen Soldaten ertrug und dafür dessen Abgott wurde. Ohne daß er seine Krieger je in einen ernstlichen Streit geführt hätte, war doch jeder derselben bereit ihm in Kampf und Tod zu folgen.

Schon weiter oben wurde gezeigt, daß Joseph II. nur am rechten Orte sparsam war und in den geeigneten Fällen auch sehr freigebig zu sein wußte. So ward auch bereits erwähnt, daß er den armen Soldatenkindern eine Unterstützung angedeihen ließ. Jetzt erweiterte sich die Wohlthat und erstreckte sich auf alle gebrechlichen, erwerbsunfähigen Frauen und Kinder der Soldaten, die aus den Kriegskassen Unterstützungen erhalten sollten. Auch hieß es in der Verordnung: „Den in den Standquartieren liegenden gemeinen Soldaten zu Fuß soll in den Fabriken, bei den Handwerkern und Professionen wie auch beim Feldbau Gelegenheit zu Nebenverdienst verschafft werden; denen aber von der Reiterei, die wegen Besorgung ihrer Pferde einem solchen Verdienste nicht nachgehen können, soll die Löhnung erhöht und das, was sie sonst von ihrem

Sold an Montirungsstücken selbst anschaffen mußten, künftig aus der kaiserlichen Kasse bestritten werden.“

In naher Verbindung mit dem Militärwesen steht das Duell, welches vorzugsweise unter Officieren im Schwange geht. Wenn man bedenkt, daß das Duell nichts als ein Ueberbleibsel der mittelalterlichen Gottesurtheile ist, so muß man es als einer erleuchteten Zeit ganz unwürdig betrachten. Gut organisirte Ehrengerichte müßten diesem Unwesen bald steuern. Von dieser Wahrheit war auch Kaiser Joseph durchdrungen. Schon seine Mutter hatte i. J. 1752 ein Duellmandat erlassen, worin es u. a. hieß: „Sollte sich jemand unterfangen einen Andern herauszufordern oder auf dem bestimmten Orte entweder als Herausgeforderter oder als Secundant zu erscheinen und sich zu schlagen, so sollen nicht nur der Herausforderer und der Geforderte, sondern auch die Secundanten, Hülfs-, Rath- und Vorschubgeber, wenn auch keiner von den Duellanten verletzt oder umgebracht würde, durch das Schwert hingerichtet werden, wenn auch das Duell außer Landes vollzogen worden, die Ankündigung aber innerhalb der Erblande geschehen wäre. Mit der nämlichen Strafe sollen jene belegt werden, die jemandem über lang oder kurz vorwerfen, daß er auf die Herausforderung nicht erschienen, oder die von einem Andern ausgesprengte Schmähreden ihm hinterbringen und also jemanden zum Duell aufzuhetzen sich beigehen lassen.“

Wenn nun dem aufgeklärten Joseph alles höchst zuwider war was an die barbarischen Zeiten des Mittelalters erinnerte, das Duell aber zu seiner Zeit unter den Officieren so im Schwange ging daß die nichtswürdigsten Kleinigkeiten dazu führten, so

braucht man sich nicht zu wundern, daß er die Gesetzgebung seiner Mutter in diesem Punkte ganz zu der seinigen machte. Wie entrüstet er sich durch die Uebertretung dieser Verordnungen fühlte, geht hinlänglich aus einem Briefe hervor, den er in dieser Angelegenheit an einen General der Armee schrieb und der so lautete:

„Herr General,

Den Grafen von K. und den Hauptmann W. schicken Sie sogleich in Arrest. Der Graf ist aufbrausend, jung, von seiner Geburt und von falschen Ehrbegriffen eingenommen. Hauptmann W. ist ein alter Kriegsknecht, der alles mit Degen und Pistolen berichtigen will und welcher das Cartel des jungen Grafen sogleich mit Leidenschaft behandelte.

Ich will und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere; ich verachte die Grundsätze derjenigen die ihn vertheidigen, ihn zu rechtfertigen suchen und sich mit kaltem Blute durchbohren.

Wenn ich Officiere habe die sich mit Bravoure jeder feindlichen Gefahr bloßgeben, die bei jedem sich ereignenden Fall Muth, Tapferkeit, Entschlossenheit im Angriff und in der Vertheidigung zeigen, so schätze ich sie hoch; die Gleichgültigkeit, die sie bei solchen Gelegenheiten für den Tod äußern, dient ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich.

Wenn aber hierunter Männer sein sollten, die alles der Rache und dem Hasse für ihren Feind aufzuopfern bereit sind, so verachte ich dieselben; ich halte einen solchen Menschen für nichts Besseres als einen römischen Gladiator.

Veranstalten Sie ein Kriegsgericht über diese beiden Officiere; untersuchen Sie mit derjenigen Unparteilichkeit, die ich

von jedem Richter fordre, den Gegenstand ihres Streits; und wer von Beiden die meiste Schuld trägt, der werde ein Opfer seines Schicksals und der Gesetze.

Eine solche barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Tamerlans und Bajazeths angemessen ist und die oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt hat, will ich unterdrückt und bestraft wissen, und sollte es mir die Hälfte meiner Officiere rauben! Noch giebt es Menschen, die mit dem Charakter von Heldenmuth den eines guten Unterthans vereinigen, und das kann nur der sein welcher die Staatsgesetze verehrt. Im August 1771.

Joseph."

In dieser Beziehung hatte Joseph einige Aehnlichkeit mit Gustav Adolph, welcher dem Duell gleichfalls schon zu steuern trachtete. Als dieser einst erfuhr, daß sich zwei Officiere auf Leben und Tod gefordert hatten, so daß einer auf dem Platze bleiben mußte, ließ er ihnen sagen, er selbst werde beim Zweikampfe sein. Zur festgesetzten Stunde traf er die beiden Officiere am bestimmten Orte, hatte aber noch einen Mann bei sich, der dann und wann wie von ungefähr den Mantel aufdeckte und ein breites Richtschwert sehen ließ. Einer der Officiere wendete sich mit der Frage an den König, wozu er doch einen Scharfrichter mitgebracht habe. „Deshalb," antwortete der König, „um den Ueberlebenden auf der Stelle hinrichten zu lassen." Daß nun aus dem ganzen Zweikampfe nichts wurde, versteht sich von selbst.

Vierzehntes Capitel.

Aufhebung des Jesuitenordens und andre kirchliche Reformen.

Auch schon um diese Zeit that Joseph nicht wenig für die Religion seiner Staaten. Sein heller Kopf hatte bereits in den ersten Jahren seiner Mitregentschaft Gelegenheit genug gehabt das Wesen und die Folgen der an seinem Hof und durch die ganze Monarchie verbreiteten Religionsschwärmerei, Bigotterie und Intoleranz kennen zu lernen. Hier etwas zu thun hielt er für höchst nöthig, wiewohl es nur ganz in der Stille geschehen durfte, weil Maria Theresia in diesem Punkte am allerverwundbarsten war. Man mag sich eine Vorstellung davon machen, wie herzlich wehe es ihm thun mußte, stets die raffinirteste Scheinheiligkeit um seine Mutter schleichen und sie zu unangemessenen Handlungen verleiten zu sehen, gleichwohl aber immer nur indirect dagegen wirken zu können. Da ihm nun grober Aberglaube und Andächtelei in gleichem Grade zuwider waren, so hatte er auch auf zwiefach verschiedene Weise zu verfahren. Nach oben hin war dann noch die Intoleranz zu vernichten, welche seit dem westphälischen Frieden nach der neuen Auflage der Verdammungsbulle In Coena Domini (durch Innocenz X.) wieder unerträglich geworden war. Die Diener des Papstes und besonders die Jesuiten hatten sie über die ganze Kirche auszubreiten gestrebt. „Wo auch (heißt es in einem Werke unter dem Titel: Die vom römischen Papstthum befreite deutsch-katholische Kirche, Lpz. 1845, S. 181)

weltliche Fürsten christlicher fühlten, wo ein Rudolph II. den Oestreichern, Böhmen und Schlesiern (1609) den Majestätsbrief gab, ein Heinrich IV. den Hugenotten durch das Edict von Nantes (1597) Religionsfreiheit und bürgerliche Rechte gewährte, Papstthum und Jesuiten waren es, die den erstern überall durchlöcherten, Ludwig XIV. zur Widerrufung des letztern (1685) vermochten, nachdem sie ihn schon lange vorher bewogen hatten Dragonerhaufen gegen die Hugenotten auszusenden, sie gewaltsam zum Papstthum zurückzuführen und dadurch eine halbe Million fleißiger Menschen zur Auswanderung zu zwingen. Christliches hatte das Papstthum seit Jahrhunderten, einige Redensarten ausgenommen, eigentlich gar nichts mehr; irgend eine durchgreifende Maßregel für das echt religiöse Leben in der Kirche Christi, zur Beförderung der Sittlichkeit, Frömmigkeit und Menschenliebe, kann es von sich nicht nachweisen. Einzig steht da die Aufhebung des Jesuitenordens (wovon gleich naher); aber so wohlthätig sie war, es war immer nur eine negative That; Clemens XIV. suspendirte nur ein Institut das Paul III. in's Dasein gerufen hatte. Daß er mit der Aufhebungsbulle Dominus ac Redemptor noster, wie er richtig sagte, sein eignes Todesurtheil unterschrieb, ist gerade ein Beweis, wie wenig ein Papst vermag, wenn er einmal das Gute ernstlich will, was freilich bei den Statthaltern Christi selten der Fall war. Darum ist von allen den empörenden Behauptungen und Maximen, welche seit Erscheinung der pseudo-isidorischen Decretalbriefe von den Päpsten aufgestellt worden, bis auf diese Stunde noch keine widerrufen; stillschweigend dauern sie fort und in Rom sitzt man nur auf

der Lauer und paßt Zeit und Umstände ab wo man davon Gebrauch machen kann. Folgendes sind einige dieser Maximen, wie sie als fortdauernd gültig im römischen Bullarium, in der Conciliensammlung und dem kanonischen Recht zu finden sind (s. Pius' V. Briefe, bes. d. Vorrede):

Für Ketzer erklärt und als solche verdammt werden alle diejenigen, die sich im geringsten von der Lehre der römischen Kirche entfernen oder auch nur dessen verdächtig sind; diejenigen welche die Ketzer begünstigen, vertheidigen und in Schutz nehmen; die Könige, Fürsten und Regierungen, welche die Geistlichen zwingen zu den Staaslasten beizutragen, oder welche erlauben daß sie dazu beitragen, sowie auch die Geistlichen welche diese Pflicht willig ausüben; die Könige, Fürsten und Regierungen, welche in ihren Ländern ohne Erlaubniß des Papstes ihren Unterthanen neue Lasten auflegen; die Besitznehmer von Kirchengütern; diejenigen welche von dem Ausspruch des heiligen Stuhls appelliren; die Könige oder Regierungen welche mit den Ketzern unterhandeln. Wer Ketzer kennt, ist bei Strafe der Excommunication verbunden sie seinem Beichtvater anzuzeigen, so daß seine Anzeige vor die geistlichen Obern gelangen könne. Die Fürsten und Regierungen sind verpflichtet die Entscheidungen der geistlichen Macht gegen die Ketzer pünktlich zu vollstrecken, treu und von ganzem Herzen die Wirksamkeit der Glaubensinquisition zu unterstützen. Man muß den Ketzern nicht erlauben zu leben. Man muß sie an einem hochliegenden Orte und in Gegenwart des

ganzen Volkes lebendig verbrennen. Nach den Statuten unsrer Vorgänger entbinden wir aus apostolischer Macht vom Eide der Treue diejenigen welche den Excommunicirten Gehorsam geschworen haben. Die Aechtung der Ketzer oder die Infamie, welche das Kirchengesetz gegen sie ausspricht, macht sie auf immer unfähig irgend ein öffentliches Amt zu verwalten, benimmt ihnen alles Recht der Wahl und der Wählbarkeit, beraubt sie der Fähigkeit über ihr Vermögen durch Schenkung oder durch Testament zu verfügen und von irgend jemandem etwas zu empfangen oder zu erben; zwingt sie, vor Gericht jedem der sie angreift Rede zu stehen, und verbietet ihnen jemanden anzugreifen und in irgend einem Fall ein Zeugniß abzulegen, erklärt die Erkenntnisse die sie als Richter gesprochen, die Verhandlungen die sie als Notare aufgenommen haben für null und nichtig, nöthigt alle Gläubige sie zu fliehen, ihnen das kirchliche Begräbniß zu verweigern, ihre Almosen und Opfer von sich zu weisen. Diese Infamie und ihre Folgen erstrecken sich auf drei Generationen. Derjenige welcher einen Excommunicirten begräbt, erhält nicht eher die Absolution als bis er ihn öffentlich wieder ausgegraben und auf den Schindanger geworfen hat; man wird nie wieder an denselben Ort begraben können" u. s. w. Solchen Grundsätzen gegenüber denke man sich nun einen Joseph neben einer Maria Theresia an der Spitze des deutschen Reiches und der östreichischen Monarchie!

Die bedeutendsten und geschicktesten Verbreiter der bloß päpstlichen wenn auch noch so unchristlichen Grundsätze waren bekanntlich in allen Landen die Jesuiten, eine Gesellschaft, die

um so fester an den Satzungen des Papstes hielt je entfernter sie vom Geiste der Liebe Jesu war, dessen Namen sie sich angemaßt hatte. Um hier in aller Kürze einen Begriff von den Grundsätzen dieser Gesellschaft zu geben, brauchen nur zwei Ordensgesetze und eine Liste jesuitischer Moralisten angeführt zu werden. Das erste dieser Ordensgesetze lautet: „Da unsre Gesellschaft wünscht daß alle ihre Constitutionen, Declarationen und Lebensordnung nach unserm Institut unverbrüchlich beobachtet werden, nichts desto weniger aber auch daß die Ihrigen alle sicher seien oder wenigstens unterstützt werden, daß sie nicht in den Fallstrick einer Sünde gerathen welche aus Kraft solcher Constitutionen und Verordnungen hervorkommen könnte: so hat es uns in dem Herrn gut geschienen daß, mit Ausnahme des ausdrücklichen Gelübdes wodurch die Gesellschaft dem zeitlichen Papste verpflichtet ist und der drei andern wesentlichen Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, keine Constitutionen, Declarationen oder Lebensordnung eine Nöthigung zu einer Todsünde oder erläßlichen Sünde herbeiführen können, außer wenn sie der Obere im Namen unsers Herrn Jesu Christi oder in Kraft des Gehorsams befiehlt. Dies kann bei denjenigen Dingen und Personen geschehen, bei welchen zu urtheilen ist, daß es zum besonderen Wohle des Einzelnen oder zum allgemeinen Besten viel beitragen werde; an die Stelle der Furcht eine Sünde zu begehen muß dann die Liebe und das Verlangen nach aller Vollkommenheit treten und daß die größere Ehre und Verherrlichung Christi unsers Schöpfers und Herrn dadurch erzielt werde.“ Das zweite Ordensgesetz, woraus hervorgeht, daß

die sogleich anzuführenden jesuitischen Werke vom Orden vertreten werden, lautet folgendermaßen: „Geschriebene Bücher können ohne Genehmigung des Ordensgenerals nicht herausgegeben werden.“ Das von Chalotais (Compte rendu des Constitutions des Jésuites, II, 83) gefertigte genaue Verzeichniß jesuitischer Sittenlehrer, worin er die nicht rechnet, welche bloß Gotteslästerungen, Abgötterei, Kirchenraub und Selbstmord in Schutz nehmen, zählt von 1590—1760 freilich nur 15 Vertheidiger der Simonie (des Aemterverkaufs) und 18 Verfechter der Unkeuschheit, aber schon 30 Jesuiten welche in ihren Werken dem Meineid, falschen Zeugnissen und andern Verfälschungen das Wort reden, 35 welche den Raub, die geheime Wiedervergeltung und die Vorenthaltung anvertrauter Güter gut heißen, 37 welche den Todtschlag zulassen, 38 welche sich der Irreligion annehmen, 42 welche die philosophische Sünde für erlaubt ausgeben (d. h. eine aus vorgeblich unüberwindlicher Unwissenheit oder irrigem Gewissen begangene Sünde), 54 welche den Probabilismus d. h. die Lehre vertheidigen daß der Zweck die Mittel heilige, und 72 endlich welche für das Verbrechen der beleidigten Majestät und den Königsmord ihre Gründe anführen.

Genug und hier vielleicht schon zu viel von den bekannten Grundsätzen der Jesuiten, die bei dem hereinbrechenden Lichte des achtzehnten Jahrhunderts leicht durchschaut werden konnten; denn es war bis zum Jahre 1770 bereits vielfach darauf hingewiesen, wie schlecht es um den Volksunterricht stehe, wie nothwendig die Einführung der königlichen Genehmigung für alle päpstlichen Decrete sei, wie sehr man Ursache habe auch

Einzelnen das Recht der Appellation gegen die Mißbräuche des römischen Hofes zu verschaffen u. s. w.

Die Reaction gegen den verderblichen Orden der Jesuiten hatte schon im europäischen Süden, nämlich in Portugal, Spanien, Frankreich, Neapel, Parma und Malta begonnen. Die nächste Veranlassung war einmal das Betragen der Jesuiten selbst und dann der jesuitenfeindliche Minister Pombal am Hofe des portugiesischen Königs Joseph.

In Paraguay hatte der Orden eine Colonie, die er so unabhängig als möglich vom Mutterlande Spanien zu machen trachtete. Durch einen Vertrag von 1750 wurden sieben Parochien dieses Landes an Portugal abgetreten. Dem wollten sich die Jesuiten nicht fügen. Portugal schritt militärisch ein, aber der Orden hatte gleich 14,000 M. auf den Beinen und machte den Vertrag wieder rückgängig. Diese Geschichte ward in Portugal genau untersucht, die Jesuiten als schuldig erkannt und zur Strafe aus Brasilien zurückgerufen. Schon dies sowie Joseph's und Pombal's Reformen, welche zum Theil die Erhebung der königlichen über die Priestergewalt bezweckten, veranlaßten die Jesuiten, in Verbindung mit einigen Großen des Reichs einen Versuch zur Ermordung des Königs zu machen. Nach dessen Vereitelung ward ein strenges Gericht gehalten; mehrere Jesuiten büßten ihre Frevel mit dem Tode und der ganze Orden ward (1759) auf ewige Zeiten aus dem Reiche verwiesen.

Wenn nun in andern Ländern auch nicht gerade Mordversuche gegen Könige vorlagen, zu beschweren hatte man sich über die Jesuiten. Bald folgten Frankreich, Spanien, Neapel

und Parma dem vom portugiesischen Hofe gegebenen Beispiele. Alles Schreien Papst Clemens' XIII. war vergeblich, seine geliebten Söhne in Christo, die festesten Stützen seines Stuhles mußten weichen.

Mit wahrer Sehnsucht und nicht ohne Hoffnung blickte nun der bekümmerte Clemens XIII. nach dem katholischen Deutschland, dessen Gelehrigkeit und Gehorsam in den Zeiten nach dem westphälischen Frieden sprichwörtlich geworden waren. Voran stand ihm die fromme von Jesuiten erzogene und von einem jesuitischen Beichtvater geleitete Maria Theresia, welche so manche hohe Staatsbedienung mit Jesuiten besetzt hatte. Desto weniger aber freute er sich über ihren Sohn Joseph, der ihm für seine Zwecke viel zu aufgeklärt und reformsüchtig vorkam; indessen war ihm doch auch nicht unbekannt wie wenig direct der Kaiser in den Erbstaaten auftreten durfte. Dessen Gesinnungen über den Jesuitenorden lernt man aber schon hinreichend aus einem seiner Briefe an den französischen Staatssecretär Choiseul kennen. Dieser beabsichtigte zu eben der Zeit die Aufhebung des Ordens. Joseph's Brief lautete so:

„Mein Herr,

Für das Zutrauen danke ich Ihnen. Auf meine Unterstützung könnten Sie, wenn ich Regent wäre, Staat machen und meinen Beifall in Absicht der Jesuiten und des Planes zu ihrer Aufhebung haben Sie vollkommen.

Auf meine Mutter rechnen Sie nicht sehr; die Anhänglichkeit für diesen Orden ist in der Familie des Hauses Habsburg erblich geworden. Clemens XIII. hat selbst hiervon Beweise.

Indeß ist Kaunitz Ihr Freund; er vermag alles bei der Kaiserin, hält es in Ansehung ihrer Aufhebung mit Ihnen und dem Marquis Pombal, und er ist ein Mann der keine Sache zur Hälfte ausgeführt läßt.

Choiseul, ich kenne diese Leute so gut als irgend Einer, weiß alle ihre Entwürfe die sie durchgesetzt, ihre Bemühungen Finsterniß über den Erdboden zu verbreiten und Europa vom Cap Finis Terrä bis an die Nordsee zu regieren und zu verwirren.

In Deutschlund waren sie Mandarins, in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter, in Spanien und Portugal die Granden der Nation und in Paraguay Könige.

Wäre mein Groß-Onkel Joseph I. nicht Kaiser geworden, so hätten wir in Deutschland vermuthlich Malagrida's, Aveiro's und einen Versuch des Königsmordes erleben können. Er kannte sie aber vollkommen, und als das Synedrium des Ordens seinen Beichtvater einst im Verdacht der Redlichkeit hatte und daß dieser Mann mehr Anhänglichkeit an den Kaiser als für den Vatican bewies, so wurde er nach Rom citirt. Er sah sein ganzes grausames Schicksal voraus, wenn er dahin mußte, und bat den Kaiser es zu verhindern. Umsonst war alles was der Monarch gethan um diesem Schritte vorzubeugen. Selbst der Nuntius verlangte im Namen seines Hofs seine Entfernung. Aufgebracht über diesen Despotismus Roms erklärte der Kaiser daß, wenn dieser Priester ja unumgänglich nach Rom müßte, er nicht ohne zahlreiche Gesellschaft dahin reisen solle und daß ihn alle Jesuiten in den östreichischen Ländern dahin begleiten müßten, von denen

er keinen wiedersehen wolle. Diese in den damaligen Zeiten unerwartete und außerordentlich entschlossene Antwort des Kaisers machte die Jesuiten von ihrem Vorhaben zurückgehen.

So war es einst, Choiseul; ich sehe voraus daß es anders werden muß.

Adieu. Der Himmel erhalte Sie noch lange für Frankreich, für mich und für das Heer Ihrer Freunde. Im Januar 1770.

Joseph."

Trotz dem aber daß Kaiser Joseph II. sowohl die furchtbare Macht als auch die verderbliche im Finstern schleichende Wirksamkeit des Jesuitenordens so klar einsah, hoffte er doch selbst nicht vor dem Antritte seiner Alleinregierung mit Erfolg gegen denselben ankämpfen zu können. Alle seine Anspielungen auf die Vorgänge in Frankreich, Spanien 2c. scheiterten an Maria Theresia's frommem Sinne, welcher sich gegen jeden Angriff, ja selbst gegen jede Beschränkung der Jesuiten sträubte. Nur dadurch konnte er einigermaßen zu seinem Zwecke kommen, wenn er durch Kaunitzen oder durch seine vielnamigen Freunde der Gesellschaft Jesu hier und da den Boden entziehen ließ, indem er Nicht-Jesuiten bei Aemterbesetzungen zur Wahl zu bringen wußte. Zwar drangen auch die südlichen Mächte in Maria Theresia, sie möchte doch einen Orden aufheben welcher sich über die Staatsgesetze stelle oder sie doch heimlich verletze und untergrabe; allein sie gab zu Joseph's Leidwesen doch nur die Antwort: „Ich untersuche nicht, ob die Jesuiten verdienen was ihnen so eben in Frankreich, Spanien

und Portugal widerfahren ist; denn ohne Zweifel hatten die Souveräne, welche die Unterdrückung des Ordens verfügt, das Für und Wider in ihrer Weisheit abgewogen; allein da ich sie wegen ihrer Aufführung in meinen Staaten nur loben kann, nicht minder wegen ihres Eifers als ihrer Arbeiten, so halte ich ihre Existenz für das Wohl der Religion und meiner Völker für höchst wichtig und muß sie in dieser Ueberzeugung aufrecht erhalten und beschützen.'' Indessen kamen doch auch in Oestreich bald Dinge an den Tag welche die Gesinnung der Kaiserin wesentlich modificirten.

Zunächst war es aufgefallen daß es in Städten, wo die Jesuiten Collegien hatten, um den Schulunterricht schlimmer stand als an andern Orten. Es war eine starke Vermuthung vorhanden, daß dort das beliebte Verdummungssystem herrschend sei. Maria Theresia, welche man von dieser Wahrnehmung in Kenntniß zu setzen eilte, übertrug eine Untersuchung über diesen Gegenstand dem Cardinal Trautson, welcher jedoch bald mit Tode abging. Aber der Ober-Schulrath setzte die Nachforschung fort und kam zum wahrhaften Staunen der Kaiserin zu dem Resultate, daß die Jesuiten allerdings eine Hauptschuld der bemerkten Mängel trügen. Eine directe und bedeutsame Folge dieser Untersuchung war die, daß der Rector des Jesuitencollegium nicht mehr Präsident der Universität sein durfte und daß bei Besetzung der obern Stellen im Schulwesen, von denen wieder die untern abhingen, die Jesuiten nicht mehr bevorzugt wurden.

Als ferner der schon erwähnte Graf Migazzi, der Erzbischof von Wien geworden war, zwei gelehrte Jesuiten aus

Italien kommen lassen wollte, die ihm einen Plan zur Verbesserung der Universität entwerfen helfen sollten, der Provinzial Pater Lecchi aber befürchtete Migazzi möchte sich jene beiden Gelehrten unterwerfen und so über sie eine Art von Gerichtsbarkeit ausüben, die nach den Ordensprivilegien keinem Bischofe zugestanden werden könne, so wendete sich Lecchi mit der unterthänigsten Vorstellung an die Kaiserin, sie möchte das befürchtete Unheil abwenden, indem sonst kein Jesuit die angebotenen Stellen annehmen könne, weil sich keiner in Betreff der Lehrsätze dem Erzbischof unterwerfen dürfe. War nun auch Maria Theresia fromm, sehr fromm, so durfte man ihr doch nicht mit solchen Querzügen kommen; sie machte jetzt ohne weiteres den Augustiner Azzoni und den Dominikaner Gazzaniga zu Professoren an ihrer Universität. Dies war schon der zweite Schlag welcher die Jesuiten in Oestreich traf.

Hierauf folgte, und dies war von der äußersten Wichtigkeit, die Verwerfung der Jesuiten als Büchercensoren. Ihnen folgte als Censor der berühmte van Swieten, von welchem bald noch mehr die Rede sein wird. Der sonst so kluge Orden hatte diesmal zu viel gewagt; er begann zu bereuen was er der Kaiserin geboten hatte; zumal da sich auch die jungen Leute aus dem adeligen unter Leitung der Jesuiten stehenden Collegium zu entfernen anfingen, indem ihre Eltern aus den Jünglingen keine Probabilisten machen lassen wollten.

Bisher hatten die Jesuiten ausschließlich die Aufsicht über die Bildung der jungen Geistlichkeit gehabt. Auch dies sollte zum größten Leidwesen des Ordens anders werden. Migazzi machte Weltgeistliche zu Aufsehern über das Priesterseminarium.

Außerdem band er den Zutritt der Jesuiten zum Beichtstuhle, zu Missionsgeschäften und zur Priesterweihe an seine Prüfung und Genehmigung. Ja, unterstützt vom Hofe, erinnerte er öffentlich an das Concil von Trient, welches die Jesuiten der bischöflichen Jurisdiction unterworfen hatte.

Wenn nun die Jesuiten, wie natürlich, mündlich und schriftlich gegen alle Neuerungen eiferten, so kamen sie doch am Ende gewöhnlich schlimm weg. Ach, die schöne Blume der Gesellschaft Jesu schien zu welken! So nahm einst der Jesuit Lener, Beichtvater der Erzherzoginnen, in deren Zimmer das von Migazzi empfohlene und von Clemens XIV. approbirte Andachtsbuch Muratori's (Pritanio's) weg, weil es voller Irrlehren sei. Nachdem es aber die Kaiserin hatte untersuchen lassen, fand sich daß es nichts als reine christliche Moral enthielt. Lener ward von Amt, Hof und Stadt entfernt.

Gelang es den Jesuiten nicht den Erzbischof Migazzi am Wiener Hofe zu stürzen, so hatten sie desto leichtere Arbeit im Vatican. Clemens XIII. beauftragte seinen Wiener Nuntius Crivelli, dem reformirenden Erzbischof das Mißfallen des heiligen Stuhls zu verkünden. Migazzi aber bewies dem Papst in einer besondern Denkschrift durch Thatsachen, daß er zur Ehre des Ordens selbst nur Mißbräuche abgestellt habe.

Alles aber änderte sich als Ganganelli (Clemens XIV.), derselbe nach welchem sich einst Joseph im Conclave wegen seiner einfachen schwarzen Ordenskleidung erkundigte, den päpstlicheu Stuhl bestiegen hatte. Dieser, obgleich ein Feind der Heuchelei und überhaupt aller Schlechtigkeit, wollte anfangs ein Institut nicht aufheben, das von neunzehn Päpsten

und vom Trienter Concil gutgeheißen worden sei; da jedoch Frankreich die Gebiete von Avignon und Venaissin, Neapel die von Benevent und Ponte-Corvo erst nach Aufhebung des Ordens wieder herauszugeben erklärten, entschloß sich der wackre Papst zur Bekanntmachung der berühmten Bulle Dominus ac Redemptor noster (unterzeichnet am 11. Juli und publicirt den 13. August 1773), wonach die Gesellschaft Jesu in allen Landen der Christenheit aufgehoben wurde.

Daß die Kunde von der Aufhebung des Jesuitenordens am Wiener Hofe nicht von jedermann auf gleiche Weise aufgenommen wurde, geht aus dem hervor was bereits über Maria Theresia, ihren erhabenen Sohn und den ersten Minister gesagt wurde. Uns kommt es begreiflich besonders auf Joseph's Aeußerungen darüber an, die sich recht gut zusammengestellt finden in einem Briefe an Aranda, spanischen Gesandten in Paris*). Derselbe lautete folgendermaßen:

---

*) Dieser spanische Minister war es besonders, welcher die Aufhebung des Ordens in Spanien betrieb. Als nämlich Karl III. die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln zu einem königlichen Monopol erhoben und die Bevölkerung von Madrid sich gegen seinen Finanzminister Squilacci erhoben hatte, so daß dieser den Hof meiden mußte, wurden einige Jesuiten schuldig erfunden den Aufstand angestiftet zu haben. Diesen Umstand benutzten nun die Minister Aranda und Campomanes die Gesellschaft Jesu aufzuheben. In der Nacht des 31. März 1767 wurden in ganz Spanien überall zu gleicher Zeit die ungewarnten Jesuiten verhaftet, ihrer Güter beraubt und nach dem Kirchenstaate eingeschifft, „damit sie (wie der König von Spanien Clemens dem XIII. schrieb) unter die unmittelbare weise und heilige Leitung des Papstes gestellt würden.“ Als Pension war für einen Priester nicht mehr als 100

„Monsieur,

Clemens XIV. hat sich durch die Abolition der Jesuiten einen fortdauernden Ruhm erworben. Er hat die Existenz dieser Sibyllen des Apostolats von der Erde verbannt und ihr Name wird künftig nur in der Geschichte der Streitigkeiten und des Jansenismus erwähnt werden.

Noch ehe sie in Deutschland bekannt geworden, war die Religion eine Glückseligkeitslehre der Völker; sie haben sie zum empörenden Bild umgeschaffen, zum Gegenstand ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt.

Ein Institut, das die schwärmerische Einbildungskraft eines spanischen Veteranen in einer der südlichen Gegenden Europa's entwarf, das eine Universalherrschaft über den menschlichen Geist zu erwerben gesucht und in diesem Gesichtspunkte alles dem infallibeln Senat des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unseliges Geschenk für die Enkel Tuiskons sein.

Das Synedrium dieser Loyoliten hatte ihren Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe und die Finsterniß der übrigen Welt zum ersten Augenmerk ihrer Plane gemacht.

Ihre Intoleranz war Ursache, daß Deutschland das Elend eines dreißigjährigen Kriegs dulden mußte. Ihre Principien

---

und für einen Laien bloß 90 Piaster ausgesetzt worden. Der Papst wollte den unglücklichen Vätern Jesu nicht einmal die Ausschiffung gestatten und ließ sie erst halb verhungern bevor er ihnen seine Erlaubniß gab nach Rom zu kommen. Vorzugsweise Aranda's Geschicklichkeit war es zuzuschreiben, daß die Jesuiten keine Kostbarkeiten auf die Seite schaffen konnten, indem er bis zum Augenblick der Ausführung alle Vorbereitungen im ganzen Reiche mit der größten Heimlichkeit zu betreiben wußte.

haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht, und sie sind Urheber der abscheulichen Aufhebung des Edicts von Nantes geworden.

Der mächtige Einfluß, den sie über Prinzen des Hauses Habsburg hatten, ist zu sehr bekannt. Ferdinand II. und Leopold I. sind ihre Gönner bis zum letzten Hauch ihres Lebens gewesen.

Die Erziehung der Jugend, Literatur, Belohnungen, Ertheilung der größten Würden im Staat, das Ohr der Könige und das Herz der Königinnen, alles war ihrer weisen Führung anvertraut.

Man weiß zu sehr welchen Gebrauch sie davon gemacht, welche Plane sie ausgeführt und welche Fesseln sie den Nationen auferlegt haben.

Es ist mir nicht unbekannt daß außer dem großen Clemens die Minister der Bourbonischen Höfe und der Herr von Pombal an ihrer Aufhebung gearbeitet haben. Die Nachwelt wird einst ihren Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihnen im Tempel des Ruhms Altäre errichten.

Wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, so müßte ich diejenige Menschengattung hassen, die einen Fénélon verfolgt und die Bulle In Coena Domini hervorgebracht, die so viel Verachtung für Rom erzeugt haben. Adieu. Wien, im Juli 1773.

Joseph."

Der Kaiserin machte es freilich auch jetzt noch vielen Kummer in die Aufhebung eines Ordens zu willigen, der sich (ihrem Ausdrucke zufolge) in ihren Staaten stets tadellos benommen

hatte. Allein das Andringen der Bourbonischen Höfe, Joseph's und Kaunitzens Wirksamkeit überwogen endlich; am 22. Sept. 1773 ward die päpstliche Bulle in allen Kirchen Wiens öffentlich verlesen. Diejenigen Ordensgüter welche nicht hatten auf die Seite geschafft werden können, wurden dem Studienfonds zugewiesen und die Mitglieder der aufgehobenen Gesellschaft nicht allzu karg und auf Lebenszeit pensionirt. Manche ausgezeichnete Ex-Jesuiten erhielten auch Pfarreien und Schulämter, andre (wie die Astronomen Hell und Pasquich, der Biograph Cornova und der Dichter Denis) nährten sich ihrer Künste und Wissenschaften.

Wenn Joseph's Freude über die Abolition der Jesuiten durch etwas getrübt wurde, so war dies die vom Papst den Bischöfen ertheilte Befugniß über die Ex-Jesuiten geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit auszuüben. Wohl stimmte er demnach mit der Ansicht des Reichshofrathes überein, wonach wie zur Bekanntmachung einer jeden Bulle im deutschen Reiche so auch zu der erwähnten das kaiserliche Placitum erforderlich sei; dennoch aber wollte er eine solche Bekanntmachung durch nichts anfechten, sondern erklärte dem Reichstage zu Regensburg mit dürren Worten, daß der Orden der Jesuiten aufgehört habe zu sein.

Wie sehr aber die große Maßregel Clemens' XIV. an der Zeit war, wurde außer durch das, was schon oben erwähnt ist, noch besonders deutlich durch Friedrich's II. Benehmen bei dieser Gelegenheit. Trotz seiner genauen Kenntniß alles dessen was in Portugal, Spanien und Frank-

reich*) geschehen war, wollte er doch bei seinem Gefühl der innern Stärke gegen keine Religionspartei feindlich auftreten. Seinem Worte getreu, daß in seinen Staaten jeder nach seiner Façon selig werden könne, verbot er das päpstliche Aufhebungs-breve in Cleve und Schlesien und schrieb an seinen Agenten Colombine zu Rom: „Sagen Sie jedem der es hören will, aber ohne Prahlerei und Affectation, sagen Sie es auch bei schicklicher Gelegenheit dem Papste oder dessen erstem Minister, daß ich entschlossen bin die Jesuiten in meinen Staaten in dem Zustande beizubehalten worin sie sich bisher befunden haben. Rücksichtlich der Religion habe ich im Breslauer Frieden für Schlesien den status quo garantirt. Ich habe in keiner Be-

*) Hier hatte der Jesuit Lavalette Bankerott gemacht. Die Parlamente sprachen eine Verurtheilung aus die Ludwig XV. nicht bekannt machen ließ. Der Orden und auch der übrige Klerus nahm sich des Verurtheilten an und die Parlamente häuften nun die Verurtheilungen und durften sie doch nicht vollziehen. Endlich ward der König durch Choiseul und die Pompadour vermocht die anstößigen Punkte ihrer Statuten zu ändern. Als aber der Ordensgeneral Ricci in Rom die bekannte Antwort gab: „Sint ut sunt, aut non sint! d. h. sie (die Jesuiten) müssen bleiben was sie sind oder ganz aufhören zu sein," da ließ Ludwig XV. den Parlamenten freien Lauf. Diese erließen nun (am 6. Aug. 1762) ein Urtheil, wonach der Orden mit dem Wohle des französischen Staats unverträglich sei. Als sich der Papst (Clemens XIII.) und der Erzbischof von Paris (Beaumont) der Jesuiten annahmen, gebot das Pariser Parlament (am 9. März) den Ordensgliedern binnen einem Monate das Land zu räumen. Obgleich nun der König dieses Urtheil des Parlaments verwarf, so sah er sich doch selbst genöthigt den Orden (im Dec. 1764) im ganzen Umfange des Reichs aufzuheben.

ziehung je bessere Priester gefunden als die Jesuiten. Da ich, dies mögen Sie hinzufügen, in die Classe der Ketzer gehöre, so kann mich der heilige Vater ebenso wenig von der Obliegenheit mein Wort zu halten als von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und Königs dispensiren.“ (Vom 13. Sept. 1773). Aber schon drei Jahre später sah er sich genöthigt die Jesuiten ihren Namen und ihre Kleidung ablegen zu lassen und zu Priestern „des königlichen Schulinstituts“ zu degradiren, wieder fünf Jahre später aber den Orden gänzlich aufzuheben und nur so viel Mitglieder desselben zu beschäftigen als deren an den katholischen Schulen gebraucht wurden.

Mit den Jesuiten war freilich die Hauptstütze der geistlichen Macht gefallen; aber doch gab es auch sonst noch genug zu thun um den Klerus und den Einfluß des Papstes der Staatsgewalt gegenüber im Zaum zu halten. Zwar hatte Maria Theresia in dieser Beziehung schon mancherlei verfügt, sobald aber Joseph den Staatsrath frequentirt und als Mitregent thätig geworden war, erblicken wir in den Verordnungen der Kaiserin meist die geheime Wirksamkeit ihres Sohnes. Es liegt hierbei in der Natur der Sache, daß man nicht haarscharf zu scheiden vermag was Joseph durch Kaunitz und andre Freunde durchsetzte von dem was seiner Mutter allein angehört; daher mögen die hierher gehörigen Reformen auch ohne weitere Bemerkung darüber aufgeführt werden.

Schon früher hatte die Kaiserin mit päpstlicher Genehmigung die Titel der alten Ungarnkönige „apostolische Majestät,“ aber auch zugleich die ursprünglich damit verknüpften Rechte der ungarischen Krone in Vergebung, Errichtung und Aufhebung

der Bisthümer wieder angenommen. Hatte sie bereits 1749 die Verkündigung päpstlicher Bullen im Kaiserstaate ohne das Placitum regium verboten, so ließ sie von 1758 an auch keinen ihrer Unterthanen mehr ohne ihre Einwilligung excommuniciren und schärfte ihr Gebot von 1749 i. J. 1767 nachdrücklich ein. Von 1752 an konnte die Geistlichkeit in außerordentlichen Fällen ohne Nachsuchung bei ihrem Chef besteuert werden und 1764 wurden die Vorsteher der Mönchsklöster ernstlich bedeutet sich einer Untersuchung ihrer Klöster durch Gefällsbeamte nicht zu widersetzen. Um den Klerus nicht noch reicher werden zu lassen als er schon war, durfte er von 1753 an keine Güter todter Hand mehr erwerben, durfte von 1771 an niemand einem Orden mehr als 1500 Gulden und zwar lediglich in beweglicher Habe zubringen, kein Mönch und keine Nonne mehr als 200 fl. jährlicher Leibrente haben; war von einem Weltgeistlichen kein Testament gemacht worden, so fiel ein Drittel des Nachlasses seinen Verwandten, das zweite Drittel der Kirche woran er zuletzt gewirkt und der Rest den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten zu; kein Ordensgeistlicher galt fernerhin als Zeuge bei Testamenten, welche überhaupt nicht mehr von Geistlichen für Andre gemacht werden durften, sowie es ihnen auch untersagt wurde Geld- oder Wechselgeschäfte zu treiben, von ihren Beichtkindern Geld anzunehmen und sich das in den Kirchen gesammelte Almosen anzueignen.

Früher hatten allerhand Verbrecher in Kirchen und Klöstern Asyle gefunden. Dies ward 1752 für Bankerottirer, Schmuggler und Gefälldefraudanten, 1773 noch für 21 andre Arten von Verbrechern aufgehoben. Von 1753 an durften die Geist-

lichen bei Ehescheidungen nicht mehr über die Alimentation und die Regulirung des Eingebrachten entscheiden, 1758 hörte das Teufelaustreiben und die Bestrafung der Hexerei auf, 1771 büßten die Obern der geistlichen Orden ihre umfängliche Strafgewalt ein, von 1776 an durften die Pfarrer bei 100 Ducaten Strafe nur gegen Vorzeigung des Original-Taufscheins und der Einwilligung der Obrigkeit oder des Vormundes Trauungen vornehmen und von 1779 an durften sie nur mit Vorwissen der Landesstelle Kirchenstrafen über ihre Pfarrkinder verhängen. Im Jahr 1771 ward der Ordensgeistlichkeit verboten baares Geld oder Wechsel in's Ausland zu schicken und 1772 die Wahl von Ausländern zu Ordensvorstehern untersagt; 1777 ward verboten daß jemand sich in Ehe-Verhinderungsfällen persönlich oder durch Agenten nach Rom wende, 1778 die Dispensation von Ehehindernissen lediglich den Landesbischöfen überlassen und der Verkehr mit dem römischen Hofe nur vermittelst des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten gestattet.

Funfzehntes Capitel.

Reformen im Erziehungs-, Handels- und Gewerswesen ꝛc.

Wenn bisher in den niedern Regionen des östreichischen Volks kaum der Zehnte lesen und der Dreißigste schreiben konnte, wenn ebenda noch der Aberglaube des Mittelalters spukte, so sollte dies nun auch anders werden; denn Joseph dachte nicht wie jener Pfarrer:

Die Bauern laß ich mit Bedacht
Noch an Gespenster glauben;
Dies, Freunde, sichert in der Nacht
Mein Obst und meine Trauben;

Haug.

sondern vielmehr:

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum;
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt,

Göthe.

indem ihn seine Feinde vielfach anerkannt haben für

Den Weisen, der voll Muths, wenn Aberglauben schrecket
Und Wahn die halbe Welt mit schwarzen Flügeln decket,
Allein die Wahrheit ehrt
Und ihren Dienst aus reinem Eifer lehrt.

Uz.

Kurz, Joseph wünschte daß kein Dichter mehr ausrufen könnte wie der zuletzt genannte:

O unsrer Schande Quell, Erziehung deutscher Jugend!

Sowie etwas von dem Vorhaben der Regierung, den Volksunterricht zu verbessern, den Anhängern des Alten zu Ohren kam, weissagten sie alles Unheil das aus der Aufklärung der Massen hervorgehen müßte. Klugheitsdünkel, daher Widersetzlichkeit, Ungehorsam, Empörung und Aufruhr des gemeinen Mannes gegen Gesetze und Obrigkeiten, dies waren die furchtbaren Dinge, welche von der Verbesserung der Volksschulen abschrecken sollten; und hatte nicht schon ein berühmter Dichter, Albrecht von Haller, gesagt:

Der Staaten schlechtester wär' der voll eitel Weise?

Allein Kaiser Joseph meinte, es werde bei aller Sorgfalt des

Volksunterrichts Zeit haben ehe alle seine Unterthanen Weise würden. Im Jahr 1770 ward der berühmte Mesmer beauftragt in Wien eine Normalschule zu errichten, die allen andern Volksschulen des Kaiserstaates als Muster dienen sollte. Mesmer besiegte alle Hindernisse die man seinen Bemühungen entgegensetzte und eröffnete zur Freude aller Menschenfreunde seine Musterschule. Dieser folgte noch in demselben Jahre eine Realschule, worin die Elemente der Handelswissenschaften vorgetragen wurden. Um die Einführung der Mesmer'schen Methode in den Provinzen zu beschleunigen, wurden alle Herrschaftsbesitzer ermahnt den guten Zweck aus allen Kräften zu fördern. Diese entsprachen auch meistens den Wünschen der Regierung, theils aus eignem Triebe einem guten Werke Vorschub zu leisten und theils aus dem minder reinen Grunde der Regierung gefällig zu sein.

Der höhere Unterricht, welcher früher nur von den Jesuiten geleitet worden war, stand jetzt unter der Aufsicht des berühmten Arztes und Staatsmannes van Swieten. Ihm, dem Leibarzt der Kaiserin, welcher selbst den ärmsten Kranken unentgeldlich anhörte, mit Rath und Arzneien unterstützte, war es vorbehalten, in den höhern Lehranstalten den Forschungsgeist anzuregen, die Lehrmethode zu verbessern und mehrere neue bisher noch vermißte Disciplinen einzuführen, kurz eine Studienreform in der ganzen Monarchie zu unternehmen. Während er selbst die Universität durch seine medicinischen Vorlesungen hob und berühmt machte, errichtete er auch Lehrstühle für Experimentalphysik, Mechanik, Mineralogie und Kameralwissenschaften, legte einen botanischen Garten an,

stiftete ein chemisches Laboratorium, ein anatomisches Theater, ein Klinicum sowie eine Professur für die Entbindungskunde und setzte eine genaue Controle der Apotheken durch. Nebenbei verminderte er die Kosten bei Doctorpromotionen, errichtete eine Versorgungskasse für Wittwen der Aerzte und eröffnete den Gelehrten und Studirenden die kaiserliche Bibliothek. Um mehr Zeit für das Ganze zu gewinnen, hatte van Swieten seine Vorlesungen an der Universität i. J. 1753 aufgegeben, und was bis zu seinem Tode (1772) im höheren Unterrichtswesen verbessert und geschaffen wurde, ist meistens als sein Werk zu betrachten.

Im Jahre 1753 erhob sich das schöne Universitätsgebäude nebst der Sternwarte in Wien. Letztere ward unter die Direction des Jesuiten Scherffer gestellt, welcher Newton's Entdeckungen in Oestreich einführte. Ueber Astronomie las an der Universität ein andrer Jesuit, der berühmte Hell. Die Experimentalphysik ward von Franz, die Statistik von Achenwall, die Aesthetik von Mastalier, die Chemie und Botanik von Jacquin, die Mineralogie von Peithner und die Kameralwissenschaften von Justi vorgetragen. Die medicinische Facultät war vertreten von Haen, Gasser und Laugier. An der Spitze der juristischen Facultät stand der Professor des Natur- und des römischen Rechts Martini. Dem theologischen Studium stand der Domherr Stock vor und in der Philosophie glänzte von Storchenau. Von 1762 an traten auch die Vorlesungen über die Staatsrechnungs-Wissenschaft in's Leben.

Schlimm hatte es bisher um die politischen Wissenschaften ausgesehen. Ueber die Einführung eines Katheders für dieselben wird Folgendes genügen: Auf Kaunitzens Ansuchen war 1747 die theresianische Ritterakademie zu Wien gestiftet worden, an welcher dem östreichischen Adel eine gleichmäßige Erziehung für den Staatsdienst gegeben werden sollte. Hier wirkte ein Mann, der nach mannigfachem Umhertreiben in niedern Regionen den größten Einfluß auf die östreichische Universitätsbildung, Gesetzgebung und Literatur gewinnen sollte. Es war Sonnenfels. Von jüdischen Eltern 1733 zu Nikolsburg in Mähren entsprossen, ließ ihn sein Vater schon in seiner frühesten Jugend taufen, bei den Piaristen in seiner Vaterstadt Humaniora und noch als Knabe in Wien Philosophie studiren. In seinem 16. Jahre ging er unter die Soldaten und ward nach fünfjährigem Dienst im Regiment Deutschmeister Unterofficier. Französische und italiänische Ausreißer, die als Recruten bei seinem Regimente eintraten, lehrten ihm ihre Muttersprache und in Böhmen lernte er von jungen Mädchen ihre Landessprache. Nachdem er das Soldatenleben aufgegeben hatte, trieb er das Hebräische und Rabbinische sowie an der Wiener Universität das Studium der Rechtswissenschaften und arbeitete dann zwei Jahre lang in der juristischen Praxis beim Hofrath Hartig. Als ihm aber in „den Briefen über die neueste Literatur" die Behauptung aufstieß, daß Oestreich noch keinen erträglichen (deutschen) Schriftsteller aufzuweisen habe, hängte er die Rechte an den Nagel und warf sich mit dem größten Eifer auf die deutsche Literatur. Daß

er nicht umsonst rang, bezeugt seine Rede*) „von der Nothwendigkeit seine Muttersprache zu bearbeiten." Trotz dem war seine Bemühung irgend ein Aemtchen zu erhalten (was er besonders deshalb wünschte um seinem Vater nicht ferner zur Last zu fallen) lange vergeblich. Endlich gab man ihm bei der Arcierengarde eine Rechnungsführerstelle mit 400 fl. Gehalt. Hier ward er nun durch den Lieutenant von Petrasch mit dem Staatsrath von Borie bekannt, welcher ihm die Professur der politischen Wissenschaften in Wien auswirkte. Sonnenfels eröffnete seine Vorlesungen mit einer Rede „über die Unzulänglichkeit der alleinigen Erfahrung in den Geschäften des Staats" und galt schon deshalb den Verfechtern des Empirismus als ein Neuerer und gefährliches Subject. Es erschienen selbst Verdächtigungen und Anklagen bei der Regierung; diese aber untersuchte die Sache genauer, erkannte seine Verdienste und erhob ihn zum kaiserlichen Rath.

Von Wichtigkeit für die deutsche Literatur war sein Kampf in der von ihm 1765 gegründeten Wochenschrift „der Mann ohne Vorurtheil" gegen das Extemporiren und die Hanswurstiaden auf den Theatern. Gottsched und die Neuber hatten zwar schon lange vorher den Hanswurst in Leipzig begraben, aber seine Brüder machten sich in Oestreich noch in ihrer ganzen Unfläthigkeit lustig, so daß sie Sonnenfels lebendig einzumauern gezwungen war. Die heftigen Angriffe auf den Reformator des Theaters führten zu weiter nichts als daß 1768 durch

*) Gehalten in der Riegger'schen deutschen Gesellschaft und dann dem Druck übergeben.

eine kaiserliche Verordnung das Extemporiren für immer untersagt und Sonnenfels zum Theatercensor ernannt wurde. Kaiser Joseph, selbst ein großer Freund der deutschen Schaubühne, unterstützte den kühnen Sonnenfels auf alle Weise. Da die Pächter derselben nicht auskommen konnten, so übernahm sie der Kaiser für eigne Rechnung und gründete so das Nationaltheater (das heutige Hofburgtheater). Im Jahr 1777 ward verordnet, daß dem Verfasser jedes noch ungedruckten Drama's, das auf dem kaiserlichen Nationaltheater zur Aufführung käme, die ganze Einnahme der dritten Vorstellung zufließen sollte. Dies munterte schon auf. Die bedeutendsten der damaligen dramatischen Schriftsteller in Wien waren: Ayrenhoff, Geler, Kepner, Rautenstrauch und Riegger. Auch ließ Joseph den Bühnenkünstler Müller (aus Halberstadt) die vorzüglichsten deutschen Theater bereisen, sich darüber Bericht erstatten und tüchtige Leute für sein Theater anwerben. Außer Müller wirkte dort zu jener Zeit mit vielem Glück Baptist Bergopzoomer, die Jacquet-Adamberger, Lang und besonders Brockmann. Als Componisten machten sich unsterblich Salieri, Gluck, Haydn und Mozart.

Wenn Kaiser Joseph durch die veredelte deutsche Schaubühne auf den Geschmack und die Sittlichkeit des Volks zu wirken suchte, so gewann dadurch mittelbar auch die Ausbildung der deutschen Sprache nicht wenig. Man muß den steifen buntschäckigen Styl der östreichischen Schriftsteller vor Sonnenfels gesehen haben, um zu begreifen was hier aufzuräumen war; man muß sich erinnern wie Friedrich II.

über die deutsche Sprache urtheilte, um Joseph's Bestreben in seinem ganzen Umfange zu würdigen.

Als einmal die Bahn zu den Reformen im höheren Unterrichte gebrochen war, konnte deren gedeihlicher Fortgang auch nicht durch den Tod van Swieten's (1772) aufgehalten werden. Sein Nachfolger in der Hofbibliothek war der Staatsrechtslehrer Kollar, Oberaufseher über das Medicinalwesen der Baron Störk und das Studienreferat erhielt der Hofrath Martini. Nach Einsetzung der Studienhofcommission (1774) wurden unter Rautenstrauch's Oberleitung die theologischen Wissenschaften mit der Pastoraltheologie und den orientalischen Sprachen vermehrt. Freilich erst 1778 erhob man sich zur Katechese, die natürlich bloß nach und nach zur reinen Sokratischen Methode führen konnte. Auch wurde schon um diese Zeit scharf darauf gesehen, daß die theologischen Studien in den Klöstern genau nach dem Muster der Universität eingerichtet werden mußten. In der Jurisprudenz glänzte neben Martini der berühmte Schrötter, welcher das östreichische Staatsrecht zuerst wissenschaftlich behandelte. Durch Martini's Bemühungen kam es dahin, daß regelmäßig Vorlesungen über Universalgeschichte, Literaturgeschichte, Aesthetik und Agricultur gehalten wurden.

Nachdem schon früher auf Kosten der Regierung Hell zur Beobachtung des Durchgangs der Venus nach dem hohen Norden, Jacquin als naturhistorischer Forscher nach Westindien und Nagel in gleicher Eigenschaft nach Frankreich, England und Holland geschickt worden waren, sandte Joseph den berühmten Thierarzt Wolstein zur Beobachtung aller euro-

päischen Thierarzneischulen aus und machte ihn dann (1777) zum Vorsteher der in Wien vorbereiteten mit einem Thierhospitale verbundenen Thierarzneischule. Vom Taubstummen-Institute wird in der Erzählung von Joseph's Reise nach Frankreich die Rede sein.

Die Errichtung einer Universität und einer adlichen Akademie zu Lemberg sowie die der Wissenschaften und Künste zu Mantua kamen i. J. 1776 zu Stande. Im folgenden Jahre wurde eine Studienreform in Ungarn und den Niederlanden eingeführt. Die Bergakademie in Schemnitz bestand schon seit 1760. Jetzt suchte man in Ungarn auch bei Lebzeiten Maria Theresia's das deutsche Element zum herrschenden zu machen, wenn diese Bestrebung unter Joseph's Alleinregierung auch größere Ausdehnung erhielt.

Auf den Gymnasien trieb man, vorbereitet durch eine Normal- oder Hauptschule, drei Jahre lang grammatische Studien und zwei Jahre sogenannte Humaniora. Neu eingeführt wurde in allen derartigen Anstalten die Geschichte des kaiserlichen Hauses und die Specialgeschichte der Provinz worin das Gymnasium lag.

Zur Hebung der Künste ward zu Wien 1767 eine Graveur- und Bossirschule, 1768 eine Zeichnungs- und Kupferstecher-Akademie errichtet. Die verschiedenen Kunstakademien Wiens wurden 1773 in der k. k. Akademie der bildenden Künste vereinigt. Im Jahr 1776 ward die große Gemäldesammlung aus der Burg zu Wien unter dem Namen der k. k. Bildergalerie im Belvedere aufgestellt und dem großen Publicum zur freien Beschauung geöffnet.

Wie im Kirchen- und Schulwesen, so begannen auch die Reformen im Handels- und Gewerbswesen schon unter Joseph's Mitregentschaft fühlbar hervorzutreten. Statt der sogenannten Niederlagsverwandten in Wien wurde (1774) die Gesellschaft der privilegirten Groß-Händler gestiftet, die keine Gewerbsteuer bezahlten, aber einen bestimmten Fonds nachweisen mußten. Auch den Unternehmern von Fabriken und Manufacturen wurde etwas an der Gewerbsteuer erlassen, sie erhielten Freijahre und ganz unentgeldlich das Bürgerrecht. Schon im Jahre 1771 war die Börse in Wien errichtet und noch früher (1763) eine neue Wechselordnung eingeführt worden. Erst von 1777 her schreiben sich die Zollermäßigungen zwischen Ungarn, Galizien, den deutschen Erblanden und den Niederlanden. Abgesehen von den Straßenbauten in Galizien, wurden die Strombetten der Donau, Etsch und Elbe regulirt und eine neue Schifffahrtsordnung erlassen.

Den Gewerben schaffte man dadurch Erleichterung, daß sie sich auf alle Bezirke erstrecken und daß die Meister so viel Gesellen halten konnten als sie deren bedurften; auch brauchte sich ein Handwerker nur noch über seine Geschicklichkeit und nicht mehr über ein Betriebscapital auszuweisen. Wenn auch die Abschaffung der blauen Montage mehr auf dem Papiere als in der Wirklichkeit stattfand, so war doch schon unendlich viel dadurch gewonnen, daß sich ein Handwerker (nur die Goldarbeiter ausgenommen) überall, in Städten und auf dem Lande nach eigner Willkühr niederlassen durfte.

Daß ein Mann, welcher eigenhändig den Pflug geführt hatte, die Landwirthschaft nicht hintansetzen werde, konnte

man sich wohl denken. Der Lehrstuhl für die Agricultur ist schon erwähnt worden. Nicht weniger ist hier einiger sehr bezeichnender Regierungsmaßregeln zu gedenken. Da wurden Schafe aus Spanien und Parma geholt, der Obstbau durch Prämien ermuntert, Schulen für Bienenzucht errichtet, der Seidenbau gehoben, Bergbau und Forstwesen gefördert. Die Gutsherrschaften wurden bedeutet ihren Wildstand zu vermindern, das Schwarzwild aber nirgends anders als in Thiergärten zu dulden.

Auch die Gesundheitspolizei ward kräftiger als bisher gehandhabt. War früher über Ungarn, Slavonien, Kroatien und Siebenbürgen her nicht selten die Pest eingezogen, so wurden nun an den Grenzen dieser Länder strenge Contumazanstalten eingeführt. Wie den barmherzigen Brüdern, so wurde auch allen Quacksalbern und überhaupt allen nicht auf inländischen Lehranstalten geprüften Aerzten die Praxis auf's strengste untersagt, zugleich auch der unbefugte Verkauf von Arzneimitteln, unreifem Obst, verdorbenem Fleische*) ꝛc. mit harten Strafen bedroht. Nach Einführung einer geordneten Todtenschau vertheilte die Regierung unter das Volk einen „Unterricht, wie Ertrunkene, Erstickte ꝛc. wieder in's Leben zurückzurufen sind.“ Das sogenannte Spitalfieber, eine Krankheit welche sich früher in den schlecht eingerichteten Hospitälern zu erzeugen pflegte, war schon den umsichtigen Bemühungen van Swieten's gewichen. Hierher gehört auch die Sorge der

*) Auch eine Anweisung zur Erkennung und Heilung der Thierkrankheiten sowie Verhaltungsmaßregeln bei einer wirklich ausgebrochenen Viehseuche wurden dem Landvolke in die Hände gegeben.

Regierung für die Reinlichkeit der Städte, worin sie in der Hauptstadt mit einem guten Beispiele voranging, das vielfache Nachahmung fand. Wenn die Esplanade bisher nur den Anblick der Oede und des Unraths dargeboten hatte, so wurde sie jetzt besonders auf Joseph's Betrieb gereinigt, mit Chausseen und Fußsteigen durchschnitten, mit Bäumen und Laternen besetzt. Hatte der Prater nur herrschaftlichen Equipagen offen gestanden, so ward er nun (1766) dem großen Publikum zum Lustwandeln freigegeben; zwar war der hohe Adel Wiens gar nicht damit einverstanden daß er eine und dieselbe Luft mit den Bürgerlichen einathmen, daß die schönen Alleen encanaillirt werden sollten, ja die stolzen Hochgebornen wendeten sich sogar mit dem Gesuch an den Kaiser, den Prater dem Pöbel wieder zu verschließen, damit sie hübsch unter ihres Gleichen sein könnten; allein Joseph gab die berühmte Antwort: „Wenn ich nun auch immer nur mit meines Gleichen umgehen wollte, so müßte ich ja in die kaiserliche Gruft bei den Kapuzinern steigen und meine Tage darin zubringen. Ich liebe die Menschen ohne Einschränkung, und bei mir hat der einen Vorzug vor dem Andern, der gut denkt und edel handelt, nicht aber der welcher Fürsten zu Stammvätern hat." Als ihm seine Mutter i. J. 1774 den Augarten zum Geschenk machte, ließ er ihn gleich verschönern, bis an die Donau erweitern, den dabei liegenden in der letzten türkischen Belagerung Wiens verwüsteten Palast wieder herstellen und über den Haupteingang folgende schöne Worte setzen: „Allen Menschen gewidmet zur öffentlichen Ergötzung von ihrem Schätzer." Endlich sind noch zu erwähnen die geschärften Maßregeln gegen herrenlos herum-

laufende Hunde, gegen das schnelle Reiten und Fahren in den Straßen und gegen das Baden außerhalb der von der Polizei abgegrenzten Badeplätze.

Außer der Gesundheitspolizei war auch die Wohlfahrtspolizei (für die Erhaltung des Eigenthums der Staatsbürger) bedeutend gehoben worden. Hierher gehört die strenge Controle der Maße und Gewichte und des Holzverkaufs, die Verordnung wonach alle neue Häuser in Wien mit Ziegeln gedeckt werden mußten, die Untersagung des Schießens bei Familienfestlichkeiten, die Feuerlöschordnung 2c.

Wenn Joseph II. erst als Selbstherrscher dazu gelangen konnte das gesammte Armenwesen systematisch zu reguliren, so geschah doch in dieser Beziehung auch schon während seiner Mitregentschaft so mancherlei. Abgesehen von der Stiftung des großen Waisenhauses zu Wien, wurden in den Provinzen eine Menge Hospitäler und Armenhäuser errichtet und in den Städten, zur Verhinderung der Bettelei, das Almosensammeln durch besonders dazu bestellte Leute eingeführt. Hierher sind auch die Verbote der Hazardspiele, ausheimischen Lotto's und der damit im Zusammenhange stehenden Traumbücher zu rechnen. Von den strengen Maßregeln gegen die Wucherer ist schon gesprochen worden. Solche Personen, die keinen Erwerb aufzuweisen hatten, durften sich nicht mehr verheirathen, uneheliche Kinder aber wurden gegen geringe Vergütung in Hospitälern und auf Domänen verpflegt.

In die bisher durchaus barbarische Criminalgerechtigkeitspflege wurden schon durch die Theresiana (vom 31. Dec. 1768) einige Milderungen eingeführt; aber der versteckte Eifer Jo-

seph's und der offne des wackern Sonnenfels brachte die Kaiserin doch dahin (am 1. Jan. 1776) die Tortur gänzlich abzuschaffen und die Todesstrafe nur auf die schwersten Verbrechen einzuschränken.

Daß das Finanzwesen in einer Zeit wie der damaligen und in einem Staate wie dem östreichischen nicht ohne Reformen bleiben konnte, ist wohl sehr begreiflich. Abgesehen von der Abschaffung des unnöthigen Aufwandes bei Hofe, wovon schon die Rede war, ist besonders auf das von der Regierung (so weit als thunlich) befolgte Princip hinzuweisen, daß der Zweck des Staates leichter durch eine möglichst gleiche Vertheilung der Besteuerung als durch hohe Abgaben zu erreichen sei. Daher schon 1749 die Scheidung der Grundsteuer in das Dominicale und Rusticale, zwei Jahre später die fast gänzliche Aufhebung der Steuerfreiheiten, 1761 die Verschmelzung der verschiedenen besondern Kassen in die Generalkassendirection zu Wien und die Einführung einer Hofrechnungskammer zur Controle des Finanzwesens. Wenn der für die Interessen des Handels 1760 errichtete Commerzienrath i. J. 1776 wieder einging, so wirkte desto nachhaltiger die deutsch-erbländische Creditsdeputation für die Aufrechthaltung des Staatscredits und die 1777 in's Leben tretende Hofkammer für den Flor des Berg- und Münzwesens. Von der Milderung der Leibeigenschaft und Hebung des Bauernstandes wurde schon oben etwas gesagt. Hierher gehören die Verordnungen, wonach sich der bedrückt glaubende Unterthan zuerst an seine eigne Obrigkeit, dann nach der Reihe an das Kreisamt, die Landesstelle und die Hofstelle wenden konnte, ein Instanzenzug welcher noch heute besteht; wonach Dominien

ohne Zustimmung des Kreisamtes keine Bauergüter mehr einziehen oder deren Besitzer wegen nicht geleisteter Dominialabgaben exequiren durften; wonach die Grundholden nicht mehr gezwungen werden konnten die Producte der Dominien um einen von diesen selbst festgesetzten Preis zu kaufen noch der Grundobrigkeit die ihrigen unter dem Marktpreise abzulassen oder für dieselbe um geringern Handwerkslohn zu arbeiten; wonach die Gerichtskosten und Sporteln beschränkt und scharf überwacht, das Sterbrecht aber ganz aufgehoben wurde ꝛc. Eine besonders wohlthätige Einrichtung war (1779) die Einführung der Urbarien, worin die ungemessenen Grundzinsen und Roboten (Frohndienste) durchaus in gemessene verwandelt wurden.

Die oben erwähnten Reformen konnten freilich nicht ohne weiteres in Ungarn, Tyrol, der Lombardei und den Niederlanden eingeführt werden, weil diese Länder, namentlich das erstere, wegen ihrer besondern Verfassung selbst ein Wort mit darein zu reden hatten; dennoch genoß die Regierung damals ein solches Ansehen, daß man sich gefallen ließ was früher ganz gewiß nicht der Fall gewesen sein würde.

Hatte sich Joseph an vielen der oben angeführten Reformen betheiligt, war er auch daneben unabläßig bemüht gewesen das ihm ganz allein untergebene Militärwesen auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu erheben, nahm er auch jeden Nachmittag um 4 Uhr, wenn er auf die Kanzlei ging, von jedermann Vorstellungen und Bittschriften an die er in kürzester Frist zu beantworten pflegte, hatte auch die Noth des Volks bei einzelnen Unglücksfällen seine Sorgfalt unab-

lässig in Anspruch genommen*), so fand doch sein reger Geist in alle dem noch nicht volle Befriedigung, so sah er doch durch mancherlei Hemmnisse und besonders durch die Eifersucht seiner Mutter, deren Stolz es war allein zu regieren, seine glühenden Wünsche für das Wohl aller seiner Unterthanen zu sehr im Zaume gehalten, als daß es ihm hätte ganz wohl werden können. Auch drängte es ihn sich noch weiter in der Welt umzusehen, sich durch fernere Beobachtung der Menschen, Völker und Regierungen noch weiter auszubilden.

Sechzehntes Capitel.

Joseph's Reisen durch Ungarn, Siebenbürgen und Galizien, sein zweiter Ausflug nach Italien und seine Reise durch Frankreich.

Abgesehen von seinen bekannten Rundreisen in die verschiedenen Uebungslager der Armee unternahm er zunächst 1773

*) So erfuhr er einst daß in der Vorstadt zwei Brunnengräber durch die einstürzende Erde verschüttet worden waren. Sogleich eilte er an Ort und Stelle, ließ unverzüglich die Wegräumung der Erde beginnen, feuerte die Arbeiter durch Bitten und Geschenke zur Eile an, tröstete und beschenkte die unglücklichen Weiber der Verschütteten, verhieß den Arbeitern noch fernere Belohnung und entfernte sich nach einem Aufenthalt von einer Stunde mit dem Befehle, daß man ihm sofort Nachricht gebe wenn die Arbeit vollendet sei. Diese Nachricht traf erst zwei Tage später ein. Ohne Verzug begab sich der Kaiser wieder in die Vorstadt und fand zu seiner großen Freude den einen der Ausgegrabenen ganz unverletzt, den andern nur ein wenig an einem Beine verwundet. — So fehlte auch bei Feuersbrünsten und Wassersnoth nie des Kaisers Rath und Hülfe.

eine größere Reise durch Ungarn und Siebenbürgen nach dem neuerworbenen Königreiche Galizien. Seine Begleiter waren die Generale Laudon, Pellegrini und Nostitz. In gewohnter Einfachheit, die ihn vor lästigen Festlichkeiten schützte, durchzog er die genannten Landstriche auf fast ungebahnten Wegen und nicht ohne Gefahr für Leben und Gesundheit, hier Gesuche gedrückter Unterthanen wider ihre ungerechten Feudalherren, dort Bittschriften gemißhandelter Protestanten gegen die übermüthige Priesterschaft annehmend, überall das Krumme wo möglich gerade machend, überall nach Kräften helfend und eine Radicalreform gezwungener Weise einer spätern Zeit vorbehaltend. Daß mancher Große, der sich wider alles Erwarten controlirt und wohl gar bestraft sah, des Kaisers Feind wurde, war nicht zu verwundern; daß mancher Geistliche, der seine lieblose Intoleranz aufgeben sollte, den Kaiser hinter dem Rücken der Irreligiosität bezüchtigte, dürfte nicht auffallen. Desto mehr segneten die Armen und Unglücklichen Joseph's Menschlichkeit und Edelmuth. An allen Orten, die sein Fuß betrat, offenbarten sich die Folgen seiner Wohlthätigkeit. In Siebenbürgen allein ließ er 12,000 Ducaten unter die Armen vertheilen, und Galizien, das Land der Armuth, nahm seine augenblickliche Hülfe noch weit mehr in Anspruch. Er selbst litt auf seiner Reise zuweilen Noth. So kam er mit seinem kleinen Gefolge eines Abends ganz ermattet in ein jüdisches Dorf, wo sie sich gern durch etwas Speise gestärkt hätten. Leider fanden sie aber nichts zubereitet was sie hätten genießen können. Ohne langes Besinnen machten sie sich daher gegen einander anheischig binnen einer bestimmten Zeit jeder eine

Speise im Dorfe aufzutreiben und zubereitet aufzutragen. Sie zerstreuten sich in die Häuser und schleppten eigenhändig herbei was sie hatten bekommen können. Zur bestimmten Zeit kam zuerst der Kaiser mit seiner Schüssel und gleich hinter ihm her die drei Generale. Vielleicht sind kaum irgend einmal an einer kaiserlichen Tafel die köstlichsten Pasteten mit mehr Appetit und Heiterkeit verzehrt worden als hier gekochte Aepfel und Eierkuchen mit Schwarzbrod. Man denkt hierbei unwillkührlich an Bürger's Schilderung:

Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte;
Oft schlief er gepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrod und Wurst
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

Als sich der Kaiser in Lemberg aufhielt, kam unter andern Bittenden, welche Hülfe begehrten und meistens erhielten, auch eine unglückliche edle Polin zu ihm, welche durch die Unruhen ihres Vaterlandes um ihr ganzes Vermögen gekommen war, so daß ihre zahlreichen Waisen im größten Elend schmachteten. Sie warf sich dem Kaiser zu Füßen. Dieser aber hob sie liebreich auf, beschenkte die Unglückliche und versorgte deren Kinder in einem neu errichteten adlichen Erziehungsstift. Dieser Zug seiner Menschenfreundlichkeit erinnert an eine ähnliche schöne That Joseph's, die bald von Mund zu Munde ging. Einst kam er unerwartet zu einem armen Officier, dem Vater einer zahlreichen Familie und fand ihn mit eilf Kindern bei Tische sitzen. „Wie?" sagte der Kaiser; „daß Sie zehn Kinder hatten, wußte ich; wem ist aber das eilfte?" — „Eine arme Waise," versetzte der Officier, „die ich an meiner Haus-

thür ausgesetzt fand." Bis zu Thränen gerührt sprach Joseph: „Alle Kinder sollen von mir verpflegt werden; Sie aber sollen ihnen ferner Beispiel der Tugend und Ehre sein. Ich werde für jedes jährlich 200 Gulden zahlen. Gehen Sie morgen zu meinem Schatzmeister, er wird ihnen das erste Vierteljahr zahlen. Für Ihren ältesten Sohn, den Lieutenant, werde ich sorgen."

Wenn solche Dinge laut wurden, war es natürlich daß alle unverdorbenen Herzen dem wackern Kaiser froh entgegenschlugen. Selbst Männer wie Fridrich II. konnten sich des Urtheils nicht enthalten: „Deutschland hat lange keinen solchen Kaiser gehabt; wie sehr er auch von Ruhmbegierde durchglüht sei, so weiß er sie doch seiner Pflicht zu opfern." Und ein großer Staatsmann des Königs (Finkenstein) schrieb schon im i. J. 1769: „Der Kaiser würde schon als Privatperson liebenswürdig sein, wenn er auch kein großer Herr wäre. Er thut es Karl dem V.*) in vielen Stücken gleich, übertrifft ihn aber noch durch seine Lebhaftigkeit, durch seine

*) Dessen Maximen, wie er sie seinem Sohne und Nachfolger (Philipp II.) hinterließ, Joseph nach der Meinung mancher Zeitgenossen vor Augen gehabt haben sollte. Allein Karl's V. Ansichten waren in vielfacher Beziehung und namentlich in Betreff der religiösen Toleranz von denen Joseph's völlig verschieden, sowie denn nach unsrer Meinung überhaupt zwischen diesen beiden Monarchen nicht viel Aehnlichkeiten aufgefunden werden möchten. Sollte jemand sich von der Unmöglichkeit einer solchen Parallele überzeugen wollen, der braucht nur, abgesehen von dem öffentlichen Leben und Wirken beider Kaiser, ein Werkchen zu vergleichen, das die Gleichheit der Ansichten derselben darzuthun bestimmt war; es ist betitelt: Kaiser Joseph's des Zweiten

unersättliche Begierde sich über alles zu belehren, und an Eifer sich in der Regierungskunst vollkommen zu machen; kurz, es ist ein Fürst von dem man nichts als große Dinge zu erwarten hat und der ganz Europa von sich sprechen machen wird."

Eine andre Reise Joseph's war sein zweiter Ausflug nach Italien. Ueber sein Incognito und die Einfachheit seines Wesens braucht nichts weiter bemerkt zu werden, weil das wohl niemand mehr anders erwartet haben mag. Er verweilte diesmal (1775) meist an den Orten, die er i. J. 1769 entweder gar nicht oder nur flüchtig berührt hatte.

Als er nach Tyrol gekommen war und die stark angeschwollene Etsch zwischen Pronzolo und Egna passiren mußte, wäre er beinahe verunglückt. Das Wasser war an der bekannten Fuhrt nicht reißend und wurde auch nicht für allzu tief gehalten, so daß der Kaiser unbedenklich zufahren ließ. Der Wagen hatte aber noch nicht die Mitte erreicht, als er plötzlich in eine Tiefe gerieth, so daß der Monarch sich aufrichten mußte, um nicht im Kutschkasten zu ertrinken, und auch so reichte ihm das Wasser noch bis über die Hüften. Er besann sich aber nicht lange, sondern öffnete rasch den Schlag, wobei er freilich durch und durch naß wurde, ließ sich ein Pferd heranreiten, bestieg es und erreichte glücklich das andre Ufer.

Ohne weitern Unfall und ohne üble Folgen von diesem Abenteuer davongetragen zu haben, kam er dann in kurzer Zeit über die Grenze Italiens.

Maximen in Befolgung derer, durch welche der glorreichste seiner Vorfahren Karl V. seinen Namen verewigt hat. Frankfurt und Leipzig 1787.

In Venedig traf er mit seinen Brüdern zusammen, dem Großherzog Leopold von Toscana, dem Statthalter der Lombardei Ferdinand und dem nachmaligen Coadjutor Maximilian. Mit ihnen und seinem Schwager, dem Herzog Ferdinand von Parma, beobachtete er den Wettstreit der Bootsleute (die Regatta) und die Vermählung des Doge mit dem Meere. Doch lassen wir ihn seine Erlebnisse in Venedig selbst erzählen, wie er sie seiner erhabenen Mutter schildert:

„Madame,

Der Großherzog und ich sind um einige Tage früher in Venedig angekommen; die Nacht darauf der Erzherzog Ferdinand aus Mailand und endlich mein jüngster Bruder. Unser Hiersein ist nach dem Symbol aller meiner Reisen incognito; als Graf von Falkenstein besuchte ich in dieser berühmten Stadt alles; der Zulauf von Fremden ist wegen der nahen Vermählung des Doge mit dem adriatischen Meere außerordentlich.

Ich habe das weltbekannte Zeughaus der Republik gesehen, das dritthalb italiänische Meilen im Umfange hat; in der Gesellschaft meiner Brüder und des Herzogs von Parma wohnte ich einer Regatta mit bei, besuchte verschiedene Theater, einige Nobili und den Gesandten Ewr. Majestät den Marquis Durazzo.

Endlich muß ich doch auch der berühmten Vermählung des Doge erwähnen. Am Himmelfahrtstage fahren Se. Hoheit mit dem Bucentauro und dem ganzen Senat in der größten Pracht zwischen il Lido und Santo Erasmo auf die hohe See; nachdem der Patriach einige Ceremonien vorgenommen hat,

läßt der Doge einen goldnen Ring in's Meer fallen, indem er dazu spricht: Desponsamus te mare in signum veri perpetuique Domini*). Der Donner der Kanonen, das außerordentlich zahlreiche Gefolge einiger hundert der schönsten Barken und die Menge der Menschen machen diese Fahrt sehr feierlich. Bei der Rückkehr hält der Patriach in der St. Nicolaikirche ein Hochamt, und des Abends wird der Senat nebst denen, welche dem Doge auf seinem Bucentauro Gesellschaft geleistet haben, von der Signoria herrlich bewirthet.

Den letzten Tag vor unsrer Abreise besuchten wir noch den großen Rath, wo über 400 Personen gegenwärtig waren; dann hörten wir ein von den Jungfrauen des Conservatorio de' Mendicanti abgesungenes Oratorium und speis'ten Abends bei dem Cavalier Tron, woselbst über 300 Damen und 120 Nobili zugegen waren.

Von Venedig reis'te ich nach Padua und das in sehr zahlreicher Begleitung, nämlich des Marquis Durazzo, der Fürsten von Lobkowitz, Rohan, Salm und des Grafen von Rosenberg. Sobald ich nach Florenz komme, werde ich Ewr. Majestät weitere Nachrichten von meiner Reise durch Italien geben.

Ich küsse Ihnen die Hände mit Ehrfurcht und bin zeitlebens Ewr. Majestät

Padua, im Juni 1775. unterthänigster Sohn

Joseph."

---

*) Wir vermählen uns mit Dir, o Meer, zum Zeichen daß wir auf immer Dein wahrhafter Herr sind.

Von Einzelnheiten dieser zweiten Reise des Kaisers durch Italien ist weniger bekannt geworden als von der ersten; daß er aber ebenso wenig wie auf seiner frühern Reise Strapazen und Mühsale scheute, daß er auch jetzt wieder ebenso gut Hütten wie Paläste besuchte, um zu beobachten und zu lernen, um seinem menschenfreundlichen Herzen Genüge zu leisten, dies weiß man, dies erscholl auch von dieser Reise durch ganz Europa.

Von ungleich größerer Wichtigkeit als alle bisherigen Reisen Joseph's war die nach Frankreich i. J. 1777. Außer dem Zwecke, welchen erwähntermaßen alle seine Reisen hatten, lag dieser letztern auch zugleich die Politik zu Grunde. Trotz der oben gedachten engen Verbindung der Bourbonischen Häuser mit Oestreich, trotz dem daß sich die Erzherzogin Marie Antoinette (1770) mit dem Dauphin Ludwig vermählt hatte und bei dessen Thronbesteigung (1774) selbst Königin von Frankreich geworden war*), hatte sich das Cabinet von Versailles schon seit Aiguillon's und noch mehr seit Maurepas' Eintritt in's Ministerium dem Wiener Hofe völlig entfremdet. Da nun Rußland immer drohender gegen die Türkei auftrat und Thugut's Schritte am französischen Hofe zur Herstellung eines bessern Einverständnisses mit dem Wiener Cabinet so ziemlich erfolglos geblieben waren, so wollte der Kaiser selbst nebenbei den Boden sondiren, ob sich wohl etwas darauf bauen ließe.

---

*) Wovon mehr weiter unten in den Notizen über die Versorgung der jüngern Geschwister Joseph's, woran dieser sehr innigen Antheil nahm.

Es war am 1. April 1777 daß Joseph als Graf von Falkenstein mit Colloredo und Cobentzl, dem Ingenieur Bourgois, dem Chirurgen Brambilla und noch zwanzig andern Personen sich nach Frankreich auf den Weg machte. Ueberall wo er sich etwas verweilen mußte, strömte die Bevölkerung zusammen und jubelte ihm entgegen. Oft mußte er freilich auch derbe Späße und strenge Kritiken hinnehmen, ja zuweilen erlaubte man sich auch wohl den Kaiser auf angenehme Weise zu mysticiren, was besonders einem deutschen Fürsten recht wohl gelang. Er brauchte gegen das Incognito des Kaisers Repressalien, ließ ein schönes und bequemes Haus wie ein Gasthaus einrichten und über das Thor die Aufschrift: Hôtel impérial mit großen Buchstaben befestigen. Er selbst kleidete sich als Wirth und übertrug seinen Hofcavalieren das Geschäft der Aufwärter. Der Graf von Falkenstein wurde so gut bewirthet, daß er diesen Gasthof als einen der besten im ganzen Lande rühmte. Höchst zufrieden besteigt der Kaiser wieder seine Reisekutsche, welche bereits mit den besten Pferden bespannt ist. Der Fürst selbst erwartet den Passagier in einer neuen Verkleidung, als Postillon, mit großen Pumpstiefeln, einer alten Perrücke und abgeschabten Kleidern angethan. Kutscher und Pferde thaten das Ihrige; mit reißender Schnelligkeit wurde der Weg zur nächsten Station zurückgelegt. Der Graf von Falkenstein mußte wieder gestehen, daß er nie besser gefahren worden sei; und da sich der Postillon als munterer Bursche gezeigt hatte, so fragte man ihn, ob er wohl noch eine Station weiter fahren wolle. Einen Trunk nur erbat sich der Kutscher und dann erfüllte er des Rei-

senden Begehr, ward mit einer Handvoll Ducaten beschenkt und jagte mit seinen Pferden davon. „Noch bin ich von keiner Post so gut bedient worden," sagte der Graf von Falkenstein zum Postmeister der nächsten Station. „Leicht möglich," antwortete dieser, „denn Se. Durchlaucht hat sie selbst bedient."

In Stuttgart besuchte er die Militär-Akademie. In der Reichsfestung Kehl nahm er die verfallenen Festungswerke in Augenschein. Als er erfuhr, wie neugierig die Bevölkerung von Straßburg sei ihn zu sehen, befahl er den offenen Wagen ganz langsam zu fahren; auch besichtigte er hier das Grabmal des Marschalls von Sachsen.

Als er einst in einem Oertchen ankam, wo die Pferde gewechselt werden mußten, bat ihn der Postmeister, der ihn nicht kannte, um Verzeihung, daß er nicht sogleich mit Pferden dienen könne, indem er sie alle zur Abholung der Taufpathen seines Sohnes ausgeschickt habe. Der Graf von Falkenstein meinte, um die Sache abzukürzen, wollte er selbst Gevatter stehen. Der Postmeister willigte ein und die Taufhandlung begann. Der Pfarrer fragte nun den Taufpathen nach seinem Namen. „Joseph," war die Antwort. „Und der Familienname?" fragte der Pfarrer weiter. „Joseph; genügt das nicht?" Pfarrer: „Ich bitte um den ganzen Namen." — „Nun, Joseph der Zweite." — „Der Zweite? Und der Charakter?" – „Kaiser." Man denke sich das Erstaunen des armen Pfarrers! Der Postmeister fiel vor dem Kaiser nieder, dieser aber hob ihn auf, beschenkte ihn reichlich und versprach auch seines Pathchens zu gedenken.

In Metz erschien Joseph bei der Parade. Da es nun zu regnen begann, bot ihm ein Officier freundlich seinen Regenschirm an. „Ich fürchte den Regen nicht!" antwortete der Kaiser freundlich ablehnend. Dieses Wort durchlief schnell die Reihen und bald waren alle seidnen Dächer über den niedlichen Frisuren der Officiere verschwunden.

In Paris selbst traf er am 18. April ein, stieg zunächst im kleinen Luxembourg, dem Hotel seines Botschafters des Grafen Mercy ab und bezog nachher eine Wohnung im Hotel Tréville. Am folgenden Tage erfreute er seine königliche Schwester durch seinen Besuch, die ihn seit acht Jahren nicht gesehen hatte. Sie bot alles Mögliche auf, ihn zur Annahme der für ihn im Schlosse vorgerichteten Zimmer zu bewegen; er aber entschuldigte sich mit seiner alten Gewohnheit auf Reisen stets sein Feldbett und sein Gasthaus zu haben. Marie Antoinette mußte sich fügen. Sie stellte ihn dann unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein dem König und den übrigen Personen des königlichen Hauses vor.

Nachdem er sich in seinem Hotel eingerichtet und den königlichen Ministern ersten Ranges (wie Maurepas, Vergennes ꝛc.) seinen Besuch abgestattet hatte, eilte er sich ganz den berühmten Instituten für Industrie und Handel, Künste und Wissenschaften zu widmen, woran Paris so reich ist.

Sein erster Besuch galt einem Palaste, den der Fuß so manches Helden, noch nicht aber der Ludwig's XVI. betreten hatte — dem Invalidenhause. Sobald der fremde Kaiser mit diesem wieder zusammenkam, ergoß er sich in ein so detaillirtes Lob dieser großartigen Anstalt, daß der arme einhei-

mische König in nicht geringe Verlegenheit gerieth, weil er bloß nach Hörensagen darüber urtheilen konnte. Da das fatale Gespräch gar nicht abreißen wollte und immer wiederkehrte, mußte sich Ludwig XVI. wohl oder übel, wenn er Ruhe haben wollte, dazu entschließen das Invalidenhotel höchst eigenfüßig zu besuchen. Welcher von diesen beiden Monarchen aber mehr Vortheil aus diesem Besuche zog, ist unschwer zu errathen.

Dann besuchte er das Findelhaus und das Hotel Dieu, untersuchte in letzterem jedes Zimmer, die Lagerstätten der Kranken und die ihnen verabreichten Speisen, beobachtete die Behandlung und Verpflegung der Unglücklichen auf's genaueste, unterhielt sich ebenso gut mit dem Oberarzte der Anstalt als mit dem untersten Krankenwärter, ebenso gut mit dem Genesenden als mit dem Todtkranken. Freilich fand er nicht alles über jeden Tadel erhaben; so z. B. daß man auf ein breites Bett vier Kranke zusammenlegte, daß in einem und demselben Bette ein Todter und ein Kranker lagen, kam ihm gar nicht nachahmungswürdig vor; alles Treffliche aber, was er vorfand, trat später in dem großen Krankenhause in's Leben, das er in Wien errichtete. Beim Abschied machte er der Pariser Anstalt 48,000 Livres zum Geschenk.

Zunächst beehrte Joseph nun die Taubstummenanstalt des Abbé de l'Epée mit seiner Gegenwart. Daß es möglich sei die armen taubstummen Geschöpfe in so hohem Grade zum Verständniß des Gesprochenen und zum Selbstsprechen zu bringen, wie er es hier sah, hatte er sich nicht gedacht. Seine Bewunderung des braven Unternehmers stieg noch, als man ihm

sagte, daß er von keinem Menschen Unterstützung erhielte. Nachdem der Kaiser lange mit der höchsten Spannung zugehört hatte, bat er den berühmten Abbé ihm einen Schüler für die Leitung einer ähnlichen Anstalt in Wien zu erziehen, drückte ihm eine kostbare Dose mit seinem Portrait in die Hand und beschenkte die Zöglinge mit 50 Louisd'or. Welchen Begriff mußte Joseph von seinem Schwager bekommen, der nichtswürdige Ränkemacher königlich bedachte und einen Abbé de l'Epée leer ausgehen ließ!

Daß das mündlich-öffentliche Gerichtsverfahren des Kaisers Aufmerksamkeit bedeutend in Anspruch nehmen mußte, war wohl natürlich. Er begab sich in den großen Gerichtshof von Paris, der eben Sitzung hielt. Als er erkannt wurde, schickte der Präsident den ersten Huissier an ihn ab um ihn einladen zu lassen, daß er in der Versammlung Platz nähme. Da aber Joseph diese Auszeichnung dankend ablehnte und in einer Gitterloge vor den Schranken blieb, so begann der Generaladvocat Séguier seine Rede ohne Verzug und ließ sich so vernehmen: „Meine Herren! Bevor ich die Ehre habe Ihnen meine Bemerkungen über den Prozeß zwischen dem Marquis St. Simon und der Marschallin von Fitz-James vorzutragen, mache ich Sie auf die Bedeutsamkeit des Falles aufmerksam, den Sie entscheiden sollen. Durch Ihren Ausspruch, meine Herren, wird auf immer bestimmt werden, ob Gesetze und Gewohnheiten fremder Mächte in unserm Königreiche Geltung haben sollen, ob ein vom König von Spanien mit Gütern und Würden überhäufter Franzos seine Erben verbindlich machen dürfe sich in Betreff der Erbfolge nach spa-

nischen Rechten zum Nachtheil der französischen zu richten. Diese Streitfrage wird noch wichtiger, einmal wenn wir bedenken, daß der König von Spanien mit unserm königlichen Hause verwandt ist, und dann daß sie in Gegenwart eines Monarchen verhandelt wird, dessen Weisheit die Bewunderung von ganz Europa erregt. Es möge uns gefallen ihm dieses Zeugniß öffentlich abzulegen und ihm im Namen der ganzen Nation die Empfindung unsrer Ehrfurcht zu versichern. Auch die Empfindungen unsrer Liebe möchte ich nennen — und warum sollte ich das nicht? Ein Fürst, der seine Staaten verläßt, um zu reisen und Menschenkenntniß einzusammeln, der sich unter alle Stände mischt um sie kennen zu lernen; ein Fürst, welcher den äußerlichen Glanz seiner Macht mit dem Schleier der Einfachheit überdeckt, so daß man ihn seinem bescheidnen Aeußern nach für einen bloßen Privatmann halten könnte, wenn nicht seine Handlungen jeden Augenblick seine Größe verriethen — verdient ein solcher Fürst nicht die Huldigung aller Nationen? Glücklich das Volk das von einem solchen Fürsten sein Heil erwartet! Und noch glücklicher der Fürst, der nur das Vergnügen kennt glücklich zu machen'' rc.

Auch wohnte Joseph einer Sitzung in der Akademie der schönen Wissenschaften und einer andern in der französischen Akademie bei. In der letztern hielt d'Alembert eine Lobrede auf Fénélon. Nach Beendigung derselben unterredete sich der Kaiser längere Zeit mit ihm und sprach seine Bewunderung des Instituts und im Laufe des Gesprächs auch seine innige Hochachtung gegen d'Alembert's Freund Friedrich den Großen aus. Davon benachrichtigte d'Alembert den

König auf der Stelle und dieser antwortete ihm schon am 1. Juni 1777: „Ich begreife sehr wohl daß sich Frankreich jetzt bloß mit dem Grafen von Falkenstein beschäftigt, und wundre mich gar nicht daß er in Paris soviel Beifall findet. Karl V. war der erste Kaiser welcher nach Frankreich kam; aber des Grafen Reise ist weder so kostspielig noch so gewagt wie die seines Vorfahren. Oestreich und Frankreich sind Bundesgenossen; auch ist keine Maitresse da, der Diamantringe zu schenken wären. Der Prinz hat viel Geist, ist sehr gesellig und zeigt große Begierde nach neuen Kenntnissen; darum achtet er nicht auf Kleinigkeiten, sondern beschäftigt sich bloß mit Gegenständen, welche für die Staatsverwaltung von Wichtigkeit sind. — Ich errathe den ganzen Inhalt Ihrer Rede über Fénélon; Sie werden seinen Telemach nicht vergessen und dieser wird Ihnen Gelegenheit gegeben haben von den Vollkommenheiten zu sprechen, die an einem jungen Fürsten wünschenswerth sind, und jedermann wird in diesem Bilde den jungen Monarchen erkannt haben der Ihnen zuhörte. Das ist fein und kann nie mißfallen, weil so dem, welchem das Lob gilt, das Rauchfaß nicht in's Gesicht geworfen wird."

Von den zahlreichen Gelehrten besuchte Joseph nur d'Alembert, Buffon und Rousseau. Als er in Buffon's Haus kam, ließ er diesem Gelehrten sagen, es wünsche ihm einer seiner Schüler aufzuwarten. Man denke sich das Erstaunen und zugleich die Verlegenheit des Naturhistorikers, als der Kaiser ihn noch im Schlafrocke überraschte. Er wollte sich entschuldigen; aber Joseph beruhigte ihn mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit, indem er bemerkte, daß der Schüler

nicht auf das Kleid seines Lehrmeisters sehen werde. Rousseau, welcher eben Noten schrieb, ward über diese sonderbare Beschäftigung vom Kaiser befragt. Er antwortete bitter lächelnd: „Denken wollen die Franzosen nicht; aber singen, das thun sie eher!" Als jemand gegen Mercier sich verwundert zeigte, daß Joseph so viele berühmte Gelehrte nicht mit seinem Besuche beehrt habe, versetzte er: „Das ist wahrscheinlich darum nicht geschehen, weil man sie ganz in ihren Schriften findet."

In der berühmten Scharlachfärberei und Tapetenmanufactur des Gobelins ließ er sich alles so genau vorzeigen, beobachtete er jede Kleinigkeit mit solcher Sorgfalt, daß man ihm wohl ansah was dabei in seinem Geiste vorging.

Ueberhaupt waren der tägliche Gegenstand seiner Besuche öffentliche Gebäude, Denkmale, Anstalten zur Sicherheit, zum Nutzen und zur Bequemlichkeit des Publicums, Bibliotheken und andre Sammlungen, Brücken, Plätze, Fabriken, Künstler und ihre Werkstätten; überall beobachtete er höchst genau, hier und da spendete er auch mit freigebiger Hand.

Von einem Orte zum andern ging er theils zu Fuß, theils bediente er sich des ersten besten Fiacres. Wenn das Volk der französischen Hauptstadt seinen König und dessen Familie mit dem Grafen von Falkenstein auf einem Spaziergange ohne prunkvolles Gefolge sah, konnte es sich von seinem Staunen gar nicht erholen. Als der Kaiser einst ganz allein in einen Fiacre stieg, um nach dem Luxembourg zu fahren, machte der Kutscher ein sehr freundliches Gesicht, als ob er den kenne den er fahren sollte. Joseph fragte nach der Ursache seiner Heiterkeit. „Ja," sagte der Mann, um diese Zeit pflegt der

Kaiser dort spazieren zu gehen, und so hoffe ich ihn zu sehen.'' Die Fahrt ging äußerst schnell. Als der Kaiser ausstieg, gab er dem Kutscher ein in Papier gewickeltes Stück Geld. Dieser öffnete das Papier und fand einen Doppel-Louis. Er lief dem Unbekannten nach und schrie: ,,Herr, Sie haben sich vergriffen!'' Der Kaiser aber bedeutete ihn lächelnd zu behalten was er habe. Da merkte der Kutscher wohl wen er vor sich hatte; er schlug die Hände zusammen und rief freudig erschrocken: ,,Ich habe den Kaiser gefahren!''

Einigen Hofleuten wollte es freilich nicht recht in den Kopf, daß der Monarch sich eines einfachen Fiacres bediente, und als es einer von ihnen wagte ihm diese Bemerkung zu machen, antwortete er: ,,In Wien würden Sie mich nicht glänzender auftreten sehen als in Versailles, ausgenommen 10 — 12 mal des Jahres, wo ich den Kaiser zu spielen genöthigt bin (Vous ne me verriez pas plus brillant à Vienne qu' à Versailles, hors dix ou douze fois l'année que je suis forcé de faire l'empereur).''

Es war nicht lange verschwiegen geblieben, daß Joseph im Hotel Tréville wohnte. Daher war das Haus immer von Leuten belagert, die ihn zu sehen wünschten. Eines Abends stand das ganze Haus voll Menschen und namentlich wimmelte es von Fischweibern. Der Kaiser kam. Als er sich durchdrängen wollte, warf sich eine dieser Damen zur Sprecherin auf und redete ihn also an: ,,Gnädigster Herr Kaiser! Ihre Schweizer haben uns zwar verboten Sie zu nennen; aber wir wissen doch einmal daß Sie der gute und großmüthige Herr sind, der soviel Gold und Silber unter die Armen vertheilt

Erlauben Sie uns Ihnen zu sagen, daß wir uns mit ganz Frankreich glücklich schätzen einen solchen Herrn bei uns zu sehen.'' Kaum war diese fertig, so rief eine andre Frau: ,,Glücklich ist das Volk, Herr Graf, das Sie den seinigen nennt!'' Mit Mühe und Noth entkam er den Weibern, um in seinen Gemächern der nöthigen Ruhe zu pflegen.

Auch in den Zeitungen standen Artikel wie: ,,Je länger der Kaiser bei uns weilt, desto größer wird die allgemeine Hochachtung und Liebe gegen diesen Monarchen. Seine Vorzüge haben ihm Aller Herzen zugewandt. Dieser große Fürst lebt auf die einfachste Weise. Er will nie anders denn als Graf angeredet sein. Unter diesem Namen nimmt er alles in Augenschein was in Paris und der umliegenden Gegend*) merkwürdig ist. Das Verlangen des Publicums ihn zu sehen ist außerordentlich, und er würde sich gar nicht durch die ihn umringende Volksmenge durchdrängen können, wenn er sich nicht durch die Einfachheit seiner Kleidung und Equipage den Blicken der Neugierigen zu entziehen wüßte'' 2c. Hierher gehört auch ein Epigramm welches damals die Runde machte:

,,A nos yeux étonnés de sa simplicité
Falkenstein a montré la majesté sans faste.

---

*) So besuchte er auch St. Denis. Als ihm in der Abtei die königlichen Gräber zu Gesicht kamen, sagte er: ,,Hier sind die Könige von Frankreich das was die Kaiser bei den Kapuzinern in Wien sind.'' Als er vor Turrenne's einfachem Denkmal gedankenvoll stehen blieb, machte jemand aus seinem Gefolge die Bemerkung: ,,Für diesen Helden ist noch keine Grabschrift erfunden,'' versetzte der Kaiser sogleich: ,,So eben haben Sie eine sehr passende gemacht.''

Chez nous, par un honteux contraste,
Qu'a-t-il trouvé? du faste sans majesté,"

d. h. „Falkenstein zeigte unsern erstaunten Blicken die Majestät von allem Prunk entblößt; und — o schändlicher Contrast — was hat er bei uns gefunden? Prunk ohne Majestät."

Ferner mehrere Gedichte, von denen hier zwei eine Stelle finden mögen:

„De vos propres sujets n'avez-vous point assez,
Voulez-vous donc régner sur tout ce qui respire?
Gagner ainsi les coeurs partout où vous passez?
Des princes vos voisins c'est usurper l'empire.
Mille vertus vous font chérir.
Ces bienfaits sont les lois que votre coeur impose;
Et voyager et conquérir
Est pour vous même chose,"

was in deutscher Prosa etwa so lauten würde:

„Haben Sie noch nicht genug an Ihren eignen Unterthanen? Müssen Sie denn Ihre Herrschaft ausbreiten über alles was Odem hat? Wenn Sie überall, wo Sie erscheinen, die Herzen gewinnen, so heißt das ja die Herrschaft Ihrer Nachbarfürsten usurpiren. Sie erwerben sich Liebe durch tausendfältige Tugenden. Nur auf wohlthätige Gesetze sinnt Ihr Herz. Reisen und erobern ist bei Ihnen eins und dasselbe."

„Ce n'est pas l'appareil du trône
Qui des rois fait la majesté;
Le mérite, et non la couronne,
Donne à leur auguste personne
L'empreinte de la royauté.

Un monarque grand par lui-même,
Et de ses vertus couronné,
Paraît digne du rang suprême
Lors même que du diadème
Son front royal n'est pas orné.

Tel le Titus de l'Allemagne
A l'héroïsme de son coeur,
Plus qu'au sceptre de Charlemagne,
Doit sa véritable grandeur
Et la gloire qui l'accompagne.

Il cache son rang, mais en vain;
Lui-même il trahit le mystère;
Et le comte de Falkenstein
Laisse éclater le caractère
Et les vertus d'un souverain.

Ainsi n'importe qu'il se nomme
Comte, baron, duc, quel qu'il soit;
Toujours on trouve le grand homme
Sous l'incognito d'un grand roi,"

zu Deutsch: „Nicht der Prunk des Thrones macht die Majestät der Könige aus; das Verdienst und nicht die Krone verleiht ihrer erhabenen Person den Stempel wahrhaft königlicher Würde. Ein Monarch, der seine Größe in sich selbst trägt, den seine Tugenden krönen, erscheint der höchsten Stellung würdig, wenn auch seine königliche Stirn nicht mit dem Diadem geschmückt ist. So entlehnt auch der deutsche Titus mehr seinem heldenhaften Herzen als dem Scepter Karl's des Großen seine wahrhafte Größe und den ihn schmückenden Ruhm. Er verhehlt seinen Stand; doch umsonst: er selbst verräth das Geheimniß; beim Grafen von Falkenstein

kommen der Charakter und die Tugenden eines Souveräns von selbst zum Vorschein. Mag er sich also immer für irgend einen Grafen, Baron oder Herzog ausgeben; stets entdeckt man unter dem Incognito eines großen Königs den großen Mann."

Daß Joseph seiner alten Gewohnheit, des Abends eine ausgesuchte Gesellschaft oder das Theater zu besuchen, auch in Paris nicht ganz untreu ward, geht aus Folgendem hervor:

Er war noch gar nicht lange in Paris, als Gluck's Iphigenie gegeben wurde. Da durfte er schon nicht fehlen. Er vermochte seine königliche Schwester ihn in die Oper zu begleiten. Kaum waren die erlauchten Geschwister in ihrer Loge erschienen, als sich Aller Blicke dahin richteten und ein freudiges Geflüster das Theater durchlief. Jetzt ward auf den Bretern der schöne Chor angestimmt: Chantons, célébrons notre reine! (Singen und preisen wir unsre Königin!) Da erhob sich ein allgemeines Händeklatschen, da erscholl der tausendstimmige Ruf: „Es lebe die Königin! Es lebe der Kaiser!" Nun ging die Königin mit dem Kaiser in der Loge ganz vor und Beide verbeugten sich vor der enthusiasmirten Versammlung, die so lange applaudirte, bis der Chor wiederholt wurde. Dem gerührten Kaiser schlich eine Thräne über die Wange. Der Dichter Pezai drückte nachher seine und der Zuschauer Empfindung in diesen Versen aus:

„Si le peuple peut espérer
Qu'il lui sera permis de rire,
Ce n'est que sous l'heureux empire
De princes qui savent pleurer,"

d. h. „Nur dann mag ein Volk froh sein und lachen, wenn es von Fürsten regiert wird die weinen können.“

Was in der Iphigenie vorgekommen war, wiederholte sich bald darauf im Oedipus. Jokaste hat vom König Laius zu sagen:

„Ce roi, plus grand que sa fortune,
Dédaignait comme vous une pompe importune;
On ne voyait jamais marcher devant son char
D'un bataillon nombreux le fastueux rempart;
Au milieu des sujets soumis à sa puissance,
Comme il était sans crainte, il marchait sans défense;
Par l'amour de son peuple il se croyait gardé,“

deutsch: Dieser König, größer durch sich selbst als durch seine erhabene Stellung, verschmähte gleich Dir ein lästiges Gepränge. Nie erblickte man vor seinem Wagen den prunkvollen Wall zahlreicher Kriegsknechte. Die Furcht nicht kennend, ging er ohne Wehr und Bedeckung durch die Reihe seiner Bürger; denn die Liebe seines Volks war seine Wache*).“ Bei diesen Worten blickte die Schauspielerin, welche die Rolle der Jokaste spielte, unverwandt nach Joseph's Loge. Da erhoben sich alle Zuschauer und riefen wie aus einem Munde: „Es lebe der Kaiser!“ Dieser trat ganz vor und verbeugte sich mit seiner gewinnenden Anmuth und sichtlich bewegt nach den verschiedenen Seiten.

Höchst schmeichelhaft und zugleich ergötzlich ist ferner ein kurzes Gespräch zwischen Marforio und Pasquin, welches zum

---

*) Ganz ähnlich äußerte sich Joseph später in den Niederlanden, als er eine Wache vor seiner Thür ablehnte. S. w. u.

Vorschein kam als Joseph in einer Gitterloge (lanterne) bemerkt worden war:

„Marforio: Grand miracle, Pasquin,
Le soleil dans une lanterne!
Pasquin: Allons donc, tu me bernes.
Marforio: Pour te dire le vrai, tiens: Diogène en vain,
Cherchait jadis un homme, une lanterne en main;
Eh bien, à Paris, ce matin
Il l'eût trouvé dans la lanterne,"

was sich etwa so wiedergeben ließe: „Marforio: Welch Wunder, Pasquin, die Sonne ist in einer Laterne!" Pasquin: „Geh, geh, Du willst mich foppen." Marforio: „Um ernstlich zu sprechen, ist die Sache die: Einst suchte Diogenes umsonst einen Menschen mit einer Laterne in der Hand; jetzt hätte er in Paris einen in der Laterne gefunden."

Wenn das französische Volk den deutschen Helden*) in seinem schlichten Rocke und ohne Begleitung die Straßen der Hauptstadt durchwandern sah, so klug und emsig in seinen Beobachtungen, so holdselig und segenspendend in seinem ganzen Wesen, dann konnte es sich nicht enthalten ihn mit dem eignen großen König (Heinrich IV.), dem Vater des Vaterlandes

*) Wer seiner Väter Tugend ehrt,
Sie ausübt und sie Andre lehrt,
Das Gute schützt, dem Bösen wehrt,
Des Schmeichlers Stimme niemals hört
Und Treu' hält, wenn er auch nicht schwört:
Der ist des Heldennamens werth.
Lavater.

zu vergleichen, vor dessen Statue es ihn mit entblößtem Haupte hatte stehen sehen und äußern hören: „Nach dem Beinamen dieses Helden geize ich; es giebt nichts Schöneres als der Vater seines Volks zu heißen.“ Um so auffälliger kam den scharf beobachtenden Franzosen der Contrast zwischen ihrem jetzigen König und dem Kaiser vor. Und in der That befand er sich am steifen Hofe seiner Schwester auch gar nicht in seinem Elemente; am wenigsten abgestoßen fühlte er sich noch wenn er mit dieser allein dinirte, obwohl sie selbst über Tafel nicht von seinen Sarkasmen verschont blieb. „Was für eine Menge von schönen Sachen,“ sagte er einst zu ihr, „sehe ich hier um mich, wovon wir in Wien — keine nöthig haben.“ Es genügt hier anzuführen was darüber Antoinettens Kammerfrau, die berühmte Campan, in ihren Memoiren sagt: „Ich war täglich beim Diner der Königin. Der Kaiser sprach dabei viel und anhaltend und drückte sich in unsrer Sprache sehr geläufig aus. Bisweilen bediente er sich wohl seltsamer Ausdrücke, wodurch aber die Unterhaltung um so pikanter wurde. Mehrfach hörte ich ihn sagen, er liebe die choses spectaculeuses, und damit wollte er alles bezeichnen was einen interessanten Anblick gewährte. Er verhehlte durchaus nicht seine Eingenommenheit gegen die Etikette und Gebräuche des Hofes und machte sie sogar nicht selten selbst in Gegenwart des Königs zum Gegenstande seiner beißenden Bemerkungen. Der König lächelte darüber und antwortete gar nichts; auch die Königin schien es hinzunehmen. Wenn der Kaiser erzählte was er in Paris gesehen und bewundert hatte, so pflegte er zuletzt dem König Vorwürfe zu machen daß ihm die merkwürdigsten Dinge ganz un-

bekannt waren. Es wollte ihm z. B. nicht in den Kopf wie man eine solche Menge vorzüglicher Gemälde in unbenutzten Galerien bestäuben lassen könne. „Sie besitzen die größten Meisterstücke der Kunst," sagte er einst zu seinem Schwager, „und würden sie nicht kennen, wenn nicht einige derselben hergebrachtermaßen in den Zimmern von Versailles aufgestellt zu werden pflegten. Das Invalidenhaus und die Militärschule haben Sie noch nicht besucht, und doch sollten Sie nicht nur alles Merkwürdige in Paris kennen, sondern auch Reisen in Ihrem Lande machen und sich in jeder Ihrer großen Städte einige Tage aufhalten." Wenn sich auch Ludwig XVI. durch eine solche Aufrichtigkeit nicht sonderlich verletzt fühlte, so wurde sie doch seiner Gemahlin zu arg. Sie machte ihrem Bruder Vorwürfe darüber. Er blieb ihr aber keine Antwort schuldig. Als nun ihr Secretär Augeard mit Rechnungen über ihren Haushalt hereintrat und die Königin, ohne sie zu lesen, alle nach der Reihe unterzeichnete, sagte Joseph, plötzlich vor ihr stehen bleibend: „Der Leichtsinn, womit Sie hier Ihren Namen unterzeichnen, kann Gefahr bringen!" Seine königliche Schwester aber antwortete, sie könne sich auf ihren Secretär ganz verlassen und wage auch deshalb nichts bei ihrem Verfahren, weil alle Zahlungen in der Rechnungskammer registrirt würden. Die Unglückliche! Der ihr von ihrem Bruder zum Vorwurf gemachte Leichtsinn war ein Hauptgrund zu ihrem schmählichen und schauderhaften Tode!

Es konnte nicht fehlen, daß denkende Männer scharfe Parallelen zwischen dem Kaiser und seinem königlichen Schwager zogen. „Der König," hieß es, „läßt uns unterdrücken und

sich mit einem Luxus belasten den er am Ende selbst verdammt, während der fremde Monarch allen Luxus von seiner Person und seinem Hofe entfernt; jener beklagt seine Unterthanen, dieser unterstützt und tröstet sie; jener hat nur einen oberflächlichen Blick auf die Denkmale seiner Hauptstadt geworfen, dieser untersucht alles selbst, ebenso wohl die Werkstätten der Künstler und Handwerker als die Gefängnisse und Hospitäler, und zwar in einer Stadt, die nicht zu seinem Reiche gehört. Begleitet wohl je der König seinen Schwager auf seinen Ausflügen, um mit ihm zu studiren, wovon er nicht durch seine Höflinge und Minister unterrichtet wird?"

Zu dieser Zeit hatte eben Monsieur (Graf von Provence, nachmal. Ludw. XVIII.) die südlichen und westlichen Provinzen bereis't und dabei einen großen Aufwand gemacht. Nun wollte auch der andre Bruder des Königs, der Graf von Artois (nachm. Karl X.) eine Reise machen und begehrte die nöthigen Mittel im Beisein des Kaisers. Ludwig XVI., welcher kein Verschwender war und seinem jüngern Bruder doch auch die Bitte nicht gern abschlagen mochte, nahm Gelegenbeit seinem Schwager seine Verwunderung über sein kleines Gefolge an den Tag zu legen. „I nun," meinte Joseph, „ich reise manchmal mit einem noch weniger zahlreichen Gefolge." — „Ah," fuhr der König lächelnd fort, indem er auf den Grafen von Artois zeigte, „und hier haben wir einen jungen Edelmann, der von mir zu einer Reise nach Brest hundert Pferde verlangt."

Rücksichtlich der politischen Angelegenheiten, die Joseph nebenbei mit im Auge hatte, konnte er von seiner Schwester

nichts erfahren, weil man ihr selbst nichts davon sagte, und sowohl der König als seine Minister blieben trotz des Kaisers Offenheit verschlossen. In dieser Beziehung hatte er sich also in seinen Erwartungen getäuscht.

Wenn Kaiser Joseph II. anderthalb Monate in Paris blieb, so geschah es wohl nicht darum weil er sich am französischen Hofe etwa so sehr gefallen oder weil er diesem so viel Vergnügen verursacht hätte. Daher war auch sein Abschied mehr freundlich als herzlich, übrigens von gegenseitigen Geschenken begleitet. Daß sich Joseph nicht von seinem Wirth im Hotel Tréville noch von seinem Cicerone noch selbst von seinem gewöhnlichen Miethkutscher trennte, ohne alle diese Leute reichlich zu beschenken, wird sich der Leser wohl selbst denken können. In der Nacht vom 30. zum 31. Mai verließ er Paris in aller Stille, um sich über Caen, Rouen, St. Malo, Brest und Rochefort nach Bordeaux zu begeben.

Da er schon so lange Zeit auf die Besichtigung der Hauptstadt verwendet hatte, wünschte er sich im übrigen Frankreich um so weniger durch Festlichkeiten und nichtsbedeutende Ceremonien aufgehalten zu sehen und hielt strenger als je auf die Bewachung seines Incognito. Frankreichs Handel, Schifffahrt und Industrie waren es vorzugsweise die er auf seiner fernern Wanderung kennen zu lernen wünschte; daher wollte er besonders Manufacturen und Fabriken, Brücken und Canäle, Deiche und Häfen, Rheden uud Werfte, Arsenale und Seeschulen in Augenschein nehmen.

Nicht immer glaubte man jedoch, so ungewohnt war man ein solches Benehmen von einem Fürsten, daß sich Joseph in

vollem Ernste öffentliche Ehrenbezeigungen habe verbitten können. Man bereitete sich hier und da auf seine Ankunft vor und steckte sich in Unkosten. Sobald man z. B. in Caen die Zeit in Erfahrung gebracht hatte wo der Kaiser eintreffen werde, rüstete man sich auf's eifrigste ihn feierlichst zu empfangen. Namentlich war für den Abend alles zu einem glänzenden Ball und zur Abbrennung eines kostbaren Feuerwerks vorbereitet. Der Kaiser kam und erfuhr auch sogleich das ganze Treiben. Um der unheilvollen Langenweile zu entgehen, blieb er lieber nur ein paar Augenbltcke in der Stadt, um auf dem nahen Dorfe Villiers zu übernachten.

So hatte man ihm gemeldet, daß in einem Dorfe bei Rouen der Pfarrer mit der großen und kleinen Schule schon lange auf ihn wartete und eine Rede an ihn halten wollte. Davor fürchtete sich unser Joseph. Er ließ seinen Koch stattlich herausputzen und die Rolle des Kaisers übernehmen. Nach zwölfstündigem vergeblichen Harren sah endlich der Pfarrer eine sechsspännige Kutsche angefahren kommen. Sowie sie heran war, hielt er sie an, machte seine Verbeugung und begann die Rede. Der Koch unterbrach ihn zwar und versicherte ihm daß er sich in der Person irre; aber ein Pfarrer ist auch nicht dumm: er weiß daß der Kaiser incognito zu reisen wünscht und läßt sich durchaus nicht abhalten seine Rede bis auf das letzte Wort herzusagen. Ein paar Stunden später passirte der Kaiser diesen Ort ganz unbemerkt.

Auch in Brest hatte man sich zu einem großem Ball fertig gemacht und ließ den Kaiser durch eine ausgesuchte Deputation dazu einladen. Eine Stadt wie Brest aber konnte er nicht ohne

weiteres mit dem Rücken ansehen; hier war allzuviel Wichtiges in Augenschein zu nehmen. Er ließ daher bedauern, daß er nicht das Vergnügen haben könne, von der Partie zu sein, indem er nicht nach Frankreich gekommen sei um zu tanzen, sondern um Kenntnisse einzusammeln.

Da er wohl einsah, daß man sich nicht entschließen konnte, seinen Wunsch incognito zu reisen für ernstlich gemeint zu halten, ließ er dem Gouverneur von Rochefort noch vor seiner Ankunft sagen, wenn man ihm nicht gestatte ganz incognito zu sein, so werde er nur durch Rochefort reisen, so gern er auch diese merkwürdige Stadt etwas genauer kennen gelernt hätte. Da er hier erfuhr, daß ihm in Bordeaux einige der vornehmsten Einwohner einen Besuch zugedacht hatten, wenn er hinkäme, ließ er dem dortigen Consul immer vorläufig wissen, Besuche seien gar nicht für die Absicht seiner Reise. Viele konnten solche Dinge so wenig begreifen, daß sie den Kaiser mit den Sonderlingen in eine Klasse zu werfen geneigt waren welche zuweilen von England herüberfuhren und auf ihren Reisen vor Eile gar nicht zur Besinnung kamen.

Es war aber mit der Sonderbarkeit nicht so schlimm; denn begegnete ihm etwas für Geist oder Herz, dann wußte er sich gar wohl auch Zeit zu nehmen. So ließ er sich einst in Gesellschaft dreier Bauermädchen über einen Fluß setzen, um sich nach einem Hafen zu begeben. Er unterhielt sich auf's huldreichste mit ihnen. Eine davon mochte merken wen sie vor sich hatte und sagte, als sie ausgestiegen waren: „Nicht wahr, mein Herr, sie sind der Schwager unsers Königs?“ — „Ja, mein Kind,“ antwortete der Kaiser. „Ach, mein Herr,“ be-

gann das Mädchen von neuem, „dann könnten Sie uns einen großen, einen recht großen Gefallen erzeigen.“ — „I nun, wenn es in meiner Macht steht ...“ — „Gewiß, mein Herr! Unsre armen Bräutigame haben einen kleinen Unterschleif mit unverzolltem Tabak getrieben und müssen nun dafür dort unten auf der Galeere rudern. Wenn Sie uns die freimachen wollten, o Sie wissen nicht welche Freude das für uns wäre!“ Nun erkundigte sich der Kaiser nach den Namen der jungen Bursche, bemerkte sie in seine Schreibtafel und sagte freundlich grüßend: „Seid ruhig, gute Kinder, ihr sollt sie wieder haben.“

Als er ein andermal in einem Dörfchen Mittag machen wollte, fand er noch keine Mahlzeit vor und ging mit einem seiner Begleiter einstweilen in den Wald spazieren. Sie verließen sich aber während ihres Zwiegesprächs ein wenig zu weit im Gehölz, so daß sie am Ende den Rückweg nicht mehr zu finden wußten. Zum Glück kamen sie auf einen künstlich angelegten Weg, der zu einem Schlosse führte, dessen Besitzer bei ihrer Ankunft eben abwesend war. Die Edelfrau nahm indessen die beiden Fremdlinge gastfreundlich auf und bewirthete sie auf's beste, bat aber zugleich um die Erlaubniß sich wegzubegeben, indem sie den Kaiser zu sehen wünsche der in der Nähe vorbeifahren solle. Ihre Gäste versicherten sie jedoch daß der Kaiser noch nicht sobald und namentlich nicht unter zwei Stunden kommen werde, was sie bestimmt wüßten, da sie zu seinem Gefolge gehörten. Es gab nun eine sehr gute Unterhaltung, deren Gegenstand fast nur der deutsche Kaiser war. Die Dame ward seines Lobes nicht müde. Beim Abschied sagte der Kaiser:

„Madame, Sie scheinen den Kaiser sehr gern sehen zu wollen. Auf dieser Dose, die ich Ihnen zum Geschenk mache, befindet sich sein Portrait.“ Die Dame betrachtete es und fand zu ihrer höchsten Ueberraschung, daß es das ihres Gastes war. Lächelnd grüßte der Kaiser und ein paar helle Freudenthränen rollten über die Wangen der Edeldame.

Längere Zeit verweilte Joseph in Bordeaux, da es ihm zumal gelang sein Incognito so leidlich zu bewahren. Es gab soviel zu sehen daß er nicht einmal das Theater besuchte, weil ihm hier die Zeit zu kostbar sei um sie auf Schauspiele zu verwenden. Sehr erklärlich wird man es finden, daß er auch Spanien zu sehen wünschte, da er einmal so weit im südlichen Frankreich war. Nachdem er unterwegs noch die Festung Bayonne uud die dasigen Schiffsbauten in Augenschein genommen hatte, beschritt er in Begleitung des Herzogs von Crillon die Pyrenäen. Hier sah er die ungeheuren Bäume fällen welche nach Bayonne geschafft und dort zu Masten verarbeitet wurden, bewunderte die trefflichen Anstalten zur Fortbewegung dieser enormen Holzmassen, die durch Felsen gesprengten Straßen und die kostbaren Marmorbrüche. In Spanien selbst besuchte er die Festungen Fuentarabia und St. Sebastian, an welchem letztern Orte er einem Manoeuvre der Besatzung beiwohnte. Nachdem er noch einen Courier nach Madrid hatte abgehen lassen, kehrte er wieder in's südliche Frankreich zurück.

Am längsten verweilte er nun noch in den Städten Marseille, Toulon und Lyon, die so sehr durch Schifffahrt, Handel, Industrie und Reichthum hervorragten. Auch hier besuchte er seiner Gewohnheit gemäß ebensowohl die Anstalten für die Ma-

rine als die berühmtesten Kaufleute und Fabrikanten. Natürlich unterließ er es nicht sich auf die paradiesischen Hyeren übersetzen zu lassen, und von hier aus ließ er sich weit in die See hinausfahren, um einem Fischfange zuzusehen.

In Lyon, der zweiten Stadt Frankreichs, würde er sich länger aufgehalten haben, wenn ihn die Neugier der Bewohner nicht allzu sehr incommodirt hätte. Während seines Aufenthaltes daselbst machte er zweimal den Versuch zur Bibliothek zu gelangen, wurde aber jedesmal so sehr von Menschen umlagert, daß er unverrichteter Sache wieder in seinen Gasthof zurückkehren mußte.

Von Lyon aus ging er nach Genf. Da er durch das Ländchen Gex und nahe am Schlosse Ferney vorüber mußte, so dachte niemand anders als daß er Voltaire mit besuchen würde, so wie er in Paris die d'Alembert, Rousseau und Buffon nicht übergangen hatte. Der Philosoph von Ferney hatte sich selbst darauf vorbereitet. Aber Voltaire's Benehmen gegen Friedrich II. war noch so sehr in frischem Andenken, daß es den Kaiser bestimmte den berühmtesten aller französischen Classiker nicht aufzusuchen. Noch dazu erfüllte er durch diese von den Franzosen sogenannte Unterlassungssünde einen Wunsch seiner allzubedenklichen Mutter. Dafür besuchte er in Genf den Chemiker Saussure und in Bern den Dichter Haller. Dieser war äußerst gerührt über Joseph's Herablassung. Als ihn der Kaiser fragte, ob er in seinem hohen Alter durch die Arbeit nicht ermüde, antwortete der Greis: „Sie ist meine einzige Erquickung; nur durch sie vergesse ich meine körperlichen Leiden." Auf des Kaisers Frage, ob er auch

noch dichte, entgegnete Haller, dies sei seine Jugendsünde gewesen. Wenige Monate nach der Freude, die er genossen hatte, starb der würdige Greis *). Auch der Kupferstecher Christian von Mecheln in Basel und der Physiognom Lavater in Waldshut erfreuten sich seines Besuchs. In die Felsenwand des Rheinfalls bei Schaffhausen grub er seinen Namen ein. Nun ging er über Constanz, Freiburg und Inspruck nach Wien zurück, wo er den 1. August 1777 eintraf.

Es dürfte kaum einen unsrer Leser geben der nicht auf Friedrich's des Einzigen Urtheil über Joseph's Reise nach Frankreich etwas geben sollte; wir bitten jedoch hierbei die unverkennbare Eifersucht des großen Königs auf des Kaisers „weitgehende" Plane nicht zu vergessen. Nachdem Friedrich (Bd. V.) darauf hingewiesen hat, wie der lebhafte Joseph es kaum erwarten könne, Servien und Bosnien, einen Theil von Venedig, Modena, Baiern und Würtemberg, ja den Elsaß zum östreichischen Kaiserstaate zu schlagen, läßt er sich also vernehmen: „Im Jahr 1777 machte der Kaiser incognito eine Reise durch Frankreich. Sein Aufenthalt zu Paris und Versailles trug nicht dazu bei die Bande der beiden Nationen enger zu knüpfen. Da er mehr Weltkenntniß und Anmuth besaß als Ludwig XVI., so erregte dies die Eifer-

*) Haller war in Bern selbst 1708 geboren, begann schon in seinem zehnten Jahre zu dichten, studirte dann in Tübingen Medicin (vorzugsweise Anatomie und Botanik), ging hierauf nach Leiden, bereis'te Deutschland, England und Frankreich, lebte nachher in Bern und Göttingen und seit 1753 wieder in Bern. Sein Todestag war der 12. December 1777.

sucht des französischen Monarchen in so hohem Grade daß er sie kaum verbergen konnte. Joseph bereis'te auch die französischen Provinzen, achtete hier weniger auf sich als in der Hauptstadt und ließ es sich anmerken, daß er die Blüthe des Handels und der Manufacturen, daß er die National-Industrie mit scheelen Augen betrachte. Dies entging dem französischen Scharfblick nicht. Hatte sich der Kaiser am Hofe durch Feinheit ausgezeichnet, so erschien er in den Provinzen, wo er sich weniger Zwang anthat, mehr im Lichte eines Neiders als eines Freundes der Nation, in deren Mitte er sich befand, und verlor so alles Vertrauen (?) das er sich erst durch seine Artigkeit erworben hatte. Uebrigens machte diese Reise auf Joseph einen Eindruck ganz eigenthümlicher Art. Er hatte die Normandie, Bretagne, Provence, Languedoc, Burgund und die Franche-Comté berührt, lauter Provinzen die einst ihre eignen Souveräne hatten und später nach und nach zur französischen Monarchie geschlagen worden waren. Dieser Umstand veranlaßte ihn zu der niederschlagenden Vergleichung zwischen dem großen unter einem Haupte stehenden Staatskörper und der Reichsverfassung in Deutschland, wo er zwar Kaiser war, wo sich aber zugleich Könige und andre Souveräne befanden, die mächtig genug waren sich ihm zu widersetzen oder gar Krieg mit ihm zu führen. Hätte es in seiner Macht gestanden, er würde sich unverzüglich zum einzigen Souverän über diesen großen Staatskörper aufgeworfen und seine Gewalt über die aller europäischen Monarchen erhoben haben. Dieser Plan ging ihm beständig im Kopfe herum; er meinte das Haus Oestreich dürfe ihn nie aus dem Auge verlieren. Diese Herr-

schaft war es auch welche ihn begierig nach dem Besitz von Baiern machte, und wenn es auch nicht den Anschein hatte als ob der Churfürst von Baiern sobald das Zeitliche segnen würde, so ließ es sich der Kaiser doch sehr angelegen sein den Churfürsten von der Pfalz und sein Ministerium in sein Interesse zu ziehen. Der König von Preußen folgte den Schritten des Wiener Hofs stets mit aufmerksamen Blicken und kam zuerst mit hinter das Geheimniß. Wenn man sich den Planen seiner Feinde entgegenstemmen will, so muß man sie kennen, und jener Hof war zu mächtig und zu gefährlich als daß man ihn hätte vernachlässiigen können. Aus den hier angegebenen Gründen war der europäische Friede von allen Seiten bedroht; das Feuer glomm unter der Asche, es konnte durch ein Nichts zum Ausbruch kommen. Rußland wußte sich keinen Augenblick sicher von den Türken angegriffen zu werden; denn war auch der Krieg nicht wirklich erklärt, so fielen doch von beiden Seiten Feindseligkeiten vor. Der letzte Krieg hatte der Kaiserin ungeheure Kosten verursacht; Rußland war dadurch beinahe erschöpft worden, namentlich durch Pugatscheff's Verheerungen in Kasan und durch die Zerstörung der dortigen sehr einträglichen Bergwerke. — In Wien lauerte ein junger ehrsüchtiger und ruhmbegieriger Kaiser nur auf eine Gelegenheit die Ruhe Europa's zu erschüttern. Ihm standen die Generale Lascy und Laudon zur Seite, die sich im letzten Kriege hervorgethan hatten. Sein Kriegsheer war besser gerüstet und auf besserm Fuße als jemals. Die Zahl der Feldstücke hatte er vermehrt und sie auf 2000 gebracht. Auf nicht so solidem Fuße standen freilich seine Finanzen, da sie die ungemeinen Kosten

des letzten Kriegs noch nicht überwunden hatten. Die Staatsschulden schätzte man auf hundert Millionen Thaler, deren Interessen auf 4 % herabgesetzt waren; dabei war das Volk von den härtesten Steuern niedergedrückt und mit jedem Tage legte man ihm noch neue Abgaben auf (!); trotz allem Gelde jedoch das man aus den Provinzen nach Wien zusammenschleppte, blieben der Kaiserin nach Abzug aller bestimmten Ausgaben und Pensionen nicht mehr als zwei Millionen womit sie nach Gutdünken schalten und walten konnte. Demnach waren nur noch die vier Millionen Thaler übrig die der Feldmarschall Lascy bei der Armeeverwaltung erspart hatte. Durch die Pünktlichkeit aber, womit die Wiener Bank die Zinsen für die vom Hofe aufgenommenen Capitale abtrug, hatte sich der Hof einen solchen Credit in Holland und Genua erworben, daß er auf immer neue Hülfsquellen rechnen durfte sobald er neue Anleihen zu machen für nöthig fand. Bringt man neben diesem Credit noch eine Armee von 170,000 M. in Anschlag die beständig auf den Beinen war, so wird man zugeben müssen, daß Oestreich eine weit furchtbarere Macht besaß als sie die frühern Kaiser je gehabt hatten, selbst Karl V. nicht ausgenommen."

Siebzehntes Capitel.

Baierscher Erbfolgestreit.

Bevor wir auf Joseph's Plane in Betreff des Churfürstenthums Baiern eingehen, worauf Friedrich II. in dem eben mitgetheilten Bruchstück so deutlich anspielt, sei es uns

erlaubt kürzlich von der Versorgung der Erzherzöge und Erzherzoginnen zu sprechen, was wir schon weiter oben andeuteten. Es kommt in Joseph's Geschichte die Rede so oft auf diese Dinge, daß sie nicht länger zurückgehalten werden können.

Von Leopold ist schon erwähnt, daß er Großherzog von Toscana geworden war. Daß er einst auch noch auf kurze Zeit den Kaiserthron besteigen würde, konnte damals niemand ahnen. — Ferdinand war Statthalter in der östreichischen Lombardei und hatte vermöge seiner Vermählung mit Marie Beatrix von Este*) das Heimfallsrecht auf die Herzogthümer Modena, Reggio und Mirandola. — Maximilian ward Großmeister des deutschen Ordens, Coadjutor von Münster und Churfürst von Cöln. — Marie Anna war Aebtissin von Prag und Klagenfurt. — Marie Christine war vermählt mit Albert von Sachsen, dem Sohne August's II., Königs von Polen; dieser Fürst erhielt bei seiner Vermählung

---

*) Ihr schrieb Joseph bei dieser Gelegenheit: „Madame, ich wünsche Ihnen alle Glückseligkeit dieses Lebens, deren Sie immer fähig sein mögen. Gebe der Himmel Ihrem Herzen die Zufriedenheit und das Glück, das Sie Ihrer schönen Seele wegen verdienen. Prinzessin, das sind die Wünsche, die ich Ihnen mit dem aufrichtigsten Herzen und mit Empfindungen der Freundschaft, von deren Wahrheit ich überzeugt bin, an einem Tage mache der Sie zur Gemahlin meines Bruders bestimmte und den ich immer unter die festlichen Tage meines Hauses rechnen werde. Ich empfehle mich der Fortdauer Ihrer gütigen Freundschaft und bin mit den entschiedensten Gesinnungen der Verehrung und Hochachtung

Wien, im Oct. 1771. Ewr. Hoheit

ergebenster Bruder und Freund

Joseph."

als Apanage das Fürstenthum Teschen. Sie wurden zusammen Unterkönige von Ungarn und nach dem Tode Karl's von Lothringen Generalstatthalter der Niederlande*). — Marie Elisabeth war Aebtissin von Inspruck. — Daß Marie Amalie an den Herzog Ferdinand von Parma vermählt wurde, ist bereits erwähnt. — Marie Charlotte Louise vermählte sich mit König Ferdinand VI. von Neapel. Dieser war zuerst mit der Erzherzogin Johanna verlobt gewesen; allein diese starb sehr früh an den Blattern. Diesen Verlust sollte ihm nun die Schwester der Verstorbenen Josephe Gabriele ersetzen; auch machte sie sich schon zur Abreise nach Italien bereit und wollte nur noch einmal die Asche ihres Vaters mit ihren Thränen benetzen; sie stieg in die Gruft hinab, kam etwas unwohl wieder zurück und starb acht Tage darauf gleichfalls an den Blattern. So kam es daß Marie Charlotte Louise Königin beider Sicilien wurde. — Marie Antoinette endlich vermählte sich i. J. 1770 mit dem französischen Dauphin, der vier Jahre später unter dem Namen Ludwig's XVI. den Thron bestieg. Bei letzterm Ereignisse schrieb Joseph an seine zur Königin erhobene Schwester folgenden sehr merkwürdigen Brief:

„Madame,

Ich wünsche Ihnen Glück zur Thronbesteigung Ihres Gemahls. Er wird Frankreich über die letzte Regierung beruhigen; er wird dem Volke die Liebe wiedergeben, die es sonst

---

*) Für diese ihre Tochter, welche sehr reizend war, hatte Maria Theresia fortwährend eine große Vorliebe.

für ihre Könige gehabt hatte, und das Reich so glücklich und groß machen als es einst gewesen ist.

Die Nation seufzte unter der Last, welche ihr in den letzten Jahren von Ludwig XV. auferlegt worden ist. Er hatte die Parlamente verwiesen, seinen Günstlingen zu viel Herrschaft über das Volk eingeräumt, hatte die Choiseul, Malesherbes und Chalotais entfernt, Männer wie Maupeou, den verhaßten Abbé Terray und den Herzog von Aiguillon an's Ruder gestellt, die mit der schändlichen Du Barry das Reich plünderten und verwirrten; und dies hatte ihm die Liebe seines Volks geraubt.

Ich habe diesen Fürsten oft in meinem Innersten beklagt, daß er sich so sehr zum Spiel seiner Leidenschaften gemacht, vor den Augen seiner verehrungswürdigen Familie und selbst seiner Unterthanen so herabgesetzt hat und daß er als König in seinen Entschlüssen so wankend gewesen ist.

Vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit dem Bestreben Ihres Gemahls ihm die Liebe seines Volks zu erwerben. Lassen Sie nichts unversucht um sich der Zuneigung Ihrer Unterthanen zu versichern, und Sie werden dadurch das wohlthätigste Geschenk der Vorsehung für das Reich der Franken sein.

Leben Sie immer zufrieden, Königin! Befestigen Sie die Harmonie zwischen Frankreich und dem deutschen Reich und entsprechen Sie nach allen Kräften Ihrer Bestimmung, die Sie zur Friedensstifterin von zweien der berühmtesten Nationen Europa's gemacht hat.

Ich küsse Ihnen die Hände und bin mit der größten Hochachtung Ewr. Majestät

gehorsamster Bruder und Freund

Wien, im Mai 1774. Joseph."

Wenn aus dieser Zusammenstellung die Thatsache hervorgeht daß Maria Theresia und ihr erlauchter Sohn nichts sparten ihre Macht und ihren Einfluß nach allen vier Winden auszubreiten, so sollten sie dies (und der Kaiser noch mehr als seine erhabene Mutter) bei einem unerwarteten Ereigniß jener Zeit noch weit auffälliger darthun.

Joseph war etwa fünf Monate wieder aus Frankreich zurück, als der Churfürst Maximilian Joseph von Baiern ohne eheliche Leibeserben zu hinterlassen (am 30. December 1777) unerwartet mit Tode abging. Sein Arzt, welcher die Krankheit des Churfürsten verkannte, war so unglücklich gewesen die Pocken die ihn befallen hatten, tödtlich werden zu lassen. In seinem 51. Lebensjahre war Maximilian Joseph eine Leiche.

Niemand dachte nun anders als daß der Churfürst Karl Theodor von der Pfalz das Erbe des Verstorbenen mit Ausnahme der Allodialgüter oder Frauenlehen ganz ruhig in Besitz nehmen werde, indem man keine Fürstenfamilie kannte welche nähere Ansprüche haben sollte. Die Häuser Baiern und Pfalz stammten von Otto von Wittelsbach ab, welcher zur Zeit der Aechtung des Herzogs von Sachsen und Baiern Heinrich's des Löwen (1180) von Friedrich I. mit dem Herzogthum Baiern belehnt worden war. Mit demselben ver-

einigte dann Otto's Erbe Ludwig durch Heirath die Rheinpfalz und die Churwürde. Nach seines Nachfolgers Otto's des Erlauchten Ableben kam Oberbaiern nebst der Pfalz an dessen ersten Sohn Ludwig den Strengen und Niederbaiern an seinen zweiten Sohn Heinrich. Des Erstern Ländereien wurden unter seine Söhne Rudolf und Ludwig getheilt, so daß jener Churfürst von der Pfalz und dieser, welcher später zur Kaiserwürde gelangte, Herzog von Oberbaiern wurde. Diese Theilung unter den Rudolph'schen und Ludwig'schen Zweig ward 1329 durch den Vertrag von Pavia bestätigt und erneuert, wonach ihre Ländereien untheilbar und unveräußerlich sein, beim Erlöschen einer männlichen Linie aber der andern zufallen sollten. Schon im folgenden Jahre nun starb Ludwig's Oheim Johann ohne Kinder und jener nahm Besitz von Niederbaiern. Nach dessen Tode aber focht die pfälzer Linie die Rechtmäßigkeit jener Besitznahme an und verkaufte sein Erbtheil nur unter der Bedingung daß es nach etwaigem Erlöschen des Ludwig'schen Zweiges ihm oder seinen Nachkommen wieder zufiele. Vom Ludwig'schen Zweige bekam jetzt Stephan Oberbaiern und Albrecht (Stamm des Straubinger Zweiges) Niederbaiern. Albrecht's Sohn Johann starb ohne männliche Nachkommen und Kaiser Sigismund ertheilte Niederbaiern seinem Schwiegersohne Albrecht als Frauenlehen und dann als ein dem Reiche zuständiges Lehn; doch auf Mahnung der Stände mußte der Kaiser gestatten daß der Ludwig'sche Zweig Albrecht's Verzichtleistung mit einer Summe Geldes wieder erkaufte. Seitdem hat der Ludwig'sche nachmals Wilhelm'sche Zweig (so genannt von Herzog Wil-

helm v. Baiern, † 1550) Ober- und Niederbaiern behalten und durch Lehngüter vermehrt. Es war dies eben der Zweig, welcher mit Maximilian Joseph erlosch, so daß nun das Haupt der Rudolph'schen Linie, Karl Theodor, das gesammte Haus Baiern repräsentirte. Seine Ansprüche waren demnach unwidersprechlich, da zumal die Erbfolge und Untheilbarkeit des Gebiets in den churfürstlichen Häusern durch die goldne Bulle und der Heimfall des neunten Churfürstenthums an den pfälzer Zweig durch den 4. Artikel des westphälischen Friedens gewährleistet worden war. Außerdem hatten Maximilian Joseph und Karl Theodor durch Hausverträge von 1766, 1771 und 1774 den Tractat von Pavia erneuert und einander für den Fall eines unbeerbten Ablebens eigenhändig unterzeichnete Patente zur Besitzergreifung der erledigten Ländereien eingehändigt. Der Abgeschiedene hatte das seines Verwandten einige Stunden vor seinem Tode den Ministern zur Veröffentlichung übergeben und den Landesbehörden den Befehl zur Huldigung des neuen Regenten zurückgelassen. Dies alles geschah auf Betrieb der verwittweten Herzogin Clemens (Maria Anna Charlotte Amalie, geb. Prinzessin von Pfalz-Sulzbach, Schwester der Gemahlin des Churfürsten Karl Theodor und Wittwe des Herzogs Clemens Franz de Paula von Baiern), welche Oestreich nicht traute, und der beiden patriotischen Staatsmänner Obermayer und Lory auf's schleunigste. Am 2. Januar 1778 war auch schon Karl Theodor in München, welcher jedoch mit der Eile, womit man den Willen des Verstorbenen ausgeführt hatte, nicht sehr zufrieden schien, da er die räthselhaften Worte ausstieß: „All's zu hastig,

all's zu hastig!" Allein es sollte nur zu bald offenbar werden, worauf sich dieser Ausruf bezog.

Trotz allem Angeführten forderte nämlich der Churfürst von Sachsen kraft des Rechtes seiner Mutter, der Schwester des verstorbenen Churfürsten, sämmtliche Allodien im Betrag von 47 Millionen Gulden und der Herzog von Mecklenburg-Schwerin machte Anspruch auf die Landgrafschaft Leuchtenberg, weil sein Ahnherr Heinrich vom Kaiser Maximilian 1602 mit derselben belehnt worden war; doch alles dies kam beinahe gar nicht in Betracht gegen das Auftreten des Hauses Oestreich bei dieser Gelegenheit.

Sobald die Kunde von Maximilian Joseph's Ableben in Wien erschollen war, hatten sich kaiserliche Commissarien unter Truppenbedeckung auf den Weg gemacht um einen beträchtlichen Theil Baierns in Besitz zu nehmen. Bald rückten noch mehr kaiserliche Soldaten in Baiern ein, besetzten noch mehrere Districte des Landes und zwar, wie man sagte, sogar mit Karl Theodor's Genehmigung. Es konnte gar niemand begreifen wie ein Regent, dem eine Erbschaft nach allen Rechten zukam und welcher dieselbe feierlich hatte in Besitz nehmen lassen, sie so gutmüthig mit jemandem sollte theilen können. Die Verwunderung des Publicums stieg noch, als etwas von einer Convention zwischen Karl Theodor und dem Wiener Hofe (vom 3. Jan. 1778) verlautete, wonach Ersterer die östreichischen Ansprüche als gegründet anerkannt habe. Indessen überlegte man doch, daß man keine Convention von solcher Wichtigkeit in ein paar Tagen abschließt wenn man seinen freien Willen hat, besonders aber daß die östreichischen

Truppen bereits vor Abschluß der Uebereinkunft eingerückt waren. In dem östreichischen Manifeste, das erst auf die Besitzergreifung folgte, war Niederbaiern beansprucht, womit Kaiser Sigismund den Erzherzog Albrecht V. von Oestreich belehnt haben sollte; allein die Lehnsurkunde war dem Churfürsten Karl Theodor gar nicht vorgelegt und vom Wiener Hofe war nicht einmal angegeben worden welche Bezirke zu dem sogenannten Niederbaiern gehört hatten. Was in aller Welt mochte nun den rechten Erben vermocht haben der östreichischen Zudringlichkeit so schnell nachzugeben? Auch dies sollte kein Geheimniß bleiben. Es wurde laut daß Karl Theodor, welcher seine vielen natürlichen Kinder gut zu versorgen wünschte und deshalb ansehnliche Capitalien in den östreichischen Staatsanleihen niedergelegt hatte, den Wiener Hof auf alle Weise schonen wollte; daß er schon früher beim Wiener Cabinet nachgefragt habe ob es Ansprüche auf die künftige baiersche Verlassenschaft zu haben glaube; daß ihm auf seine Nachfrage die Antwort zugegangen sei, wie Oestreich allerdings solche Ansprüche habe, sich aber recht gern mit Karl Theodor verständigen und sich z. B. statt der beanspruchten Theile von Baiern mit der Oberpfalz begnügen wolle. Daher nach der Besitzergreifung Baierns von Seiten Karl Theodor's das Einrücken der östreichischen Truppen, daher die von diesem insgeheim ratificirte Convention, daher auch die Verleihung des Ordens vom goldnen Vließ an den gefügigen Churfürsten. Wenn sich aber die abgeschlossene Convention über das Leben des letztern hinaus erstrecken sollte, so mußte dessen nächster Agnat und Leibeserbe, Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken,

gewonnen werden; die östreichischen und churfürstlichen Agnaten eröffneten ihm für seinen Beitritt zu jener Uebereinkunft glänzende Aussichten und verhießen ihm das goldne Vließ.

Noch nicht genug der Ansprüche von Seiten Oestreichs; auch an die Allodial-Erbschaft des verstorbenen Churfürsten, welche Friedrich August von Sachsen durch den Freiherrn von Zehmen in München fordern ließ, machte die Kaiserin-Königin Ansprüche, weil sie von zwei baierschen Prinzessinnen abstammte, die im 16. und 17. Jahrhundert an den Erzherzog Karl von Oestreich und an Kaiser Ferdinand II. vermählt gewesen waren. Man sah wohl daß es Oestreich auf ganz Baiern abgesehen, daß es den Geist noch nicht aufgegeben hatte worin es gegen Polen vorgeschritten war. Und begünstigten die politischen Verhältnisse jener Zeit Oestreichs Umsichgreifen nicht wunderbar? England kämpfte mit seinen amerikanischen Colonien, Frankreich unterstützte die Amerikaner und Rußland schaute noch ebenso gierig nach der Türkei und nach Polen als vor dem Kriege mit ersterer und vor der Theilung des letztern.

Nur Preußen war als Wächter vorhanden, wenn die Gesetze des deutschen Reichs von dessen Oberhaupte sebst hintangesetzt werden sollten. Oder konnte man glauben daß Friedrich der Große in dem gebildeten und meist gar nicht unglücklichen Deutschland ebenso mit zugreifen würde wie früher in dem zerrütteten durch Leibeigenschaft niedergedrückten Polen? Aber dann hätte er, „der Emporkömmling,“ sich im nördlichen Deutschland eine Menge störrischer Unterthanen geschaffen, während Oestreich, das alte Kaiserhaus, im fruchtbaren Süden ergebenen Unterthanen gebieten konnte. Wie benahm sich denn

aber König Friedrich, auf welchen der ganze Welttheil blickte?

Es waren Friedrich dem Großen einige schwankende Nachrichten von Unterhandlungen zwischen dem Wiener Hofe und Karl Theodor zugekommen und namentlich hatte ihm die Herzogin Clemens, sobald sie das „All's zu hastig!“ vernommen, ihre Besorgnisse schleunigst mitgetheilt. Soviel war dem König klar, daß Oestreich die Lage der Dinge werde benutzen wollen, sich einen Theil von Baiern wo nicht dieses ganze Land anzueignen. Er entschloß sich sofort die Gewaltthat nicht zu dulden. Nur mußte er wissen, wie weit die Unterhandlungen des Wiener Cabinets mit dem Erben des verstorbenen Churfürsten gediehen und ob sich nicht die Agnaten aus der Zweibrücker oder Birkfelder Linie geneigt finden ließen gegen Oestreich den Schutz der deutschen Reichsverfassung anzurufen. Er wählte zu seinem Agenten den Oberhofmeister von Görtz in Weimar, einen Bruder des preußischen Generals von Görtz. An letztern wendete er sich in aller Stille mit den Worten: „Wenn sich das Haus Oestreich Baierns bemächtigt, so wird dadurch alles Gleichgewicht gestört und die Freiheit der deutschen Verfassung gefährdet; dies darf nicht gelitten werden, und sollte darüber mein eignes Haus oder das östreichische den Untergang finden.“ Der General zweifelte nicht an seines Bruders Geschicklichkeit noch an seinem guten Willen und machte sich mit einem eigenhändigen wenn auch nicht unterzeichneten Handschreiben des Königs auf den Weg nach Weimar. Das Mißliche und Gefahrvolle seines Auftrags keineswegs verkennend, verließ der Graf von Görtz Weimar unter

dem Vorwande, er habe im besondern Interesse seines Bruders beim Reichskammergericht zu Wetzlar einen Familienproceß zu verfolgen, ging aber nicht in diese Stadt sondern nach Regensburg wo er alles zu erfahren hoffte was in München vorging. Hier erhielt er vom baierschen Gesandten die wichtige Nachricht daß die Herzogin Clemens eine patriotische Partei zu sammeln trachte, welche sich rüste den östreichischen Anmaßungen Widerstand zu leisten.

Diese Partei, bestehend aus den Landständen und mehrern tüchtigen Staatsdienern, worunter auch Obermayer und Lory, hatte in sichre Erfahrung gebracht und sah es auch an den immer weiter vorrückenden östreichischen Truppen, daß ein Theil Baierns mit Einwilligung des neuen Landesherrn fremder Herrschaft unterworfen werden sollte. Daher vereinigten sich Prälaten, Ritter und Städte zu ernstlichen Vorstellungen an den Churfürsten. Sie machten ihm ebenso ehrerbietig als freimüthig folgende Bemerkungen: „Nach den von Alters her zwischen den Ständen der verschiedenen Landschaften mit Wissen und Willen ihrer Fürsten getroffenen Einigungen, auch nach den von diesen Fürsten ertheilten bei jedem Regierungswechsel bis auf die neueste Zeit bekräftigten Freiheiten und Zusicherungen und endlich nach den Bestätigungen durch den Kaiser muß das gesammte Ober- und Niederbaiern stets ungetheilt beisammen bleiben. Vor Einführung der Primogenitur im Fürstenhause (vor dem Ende des 16. Jahrhunderts) ist zwar die Regierung zu Zeiten unter die verschiedenen Linien dieses Hauses vertheilt worden, allein dies geschah stets ohne der Untheilbarkeit des Landes Eintrag zu thun. Immer sind die Stände und

Unterthanen desselben unzertrennt geblieben und die Fürsten haben sich jederzeit ausdrücklich verpflichtet in keinem Fall und unter keinem Vorwand irgend einen Theil des Landes zu veräußern, zu vertauschen oder auch nur zu verpfänden. Darum ist auch wegen standesmäßiger Versorgung fürstlicher Töchter ausdrücklich verfügt und festgesetzt, daß diese nie das Land oder einen Theil desselben an ein fremdes Haus bringen können. Wir legen Ihnen die Urkunden vor, auf welchen diese Freiheiten und Gerechtsame beruhen, und glauben nicht verdient zu haben, daß Sie, unser neuer Landesherr, beim Antritt Ihrer Regierung uns einen solchen Mangel an Vertrauen und landesväterlicher Huld beweisen werden einen Theil des Ihnen angestammten Landes einem fremden Regenten zu übergeben, ohne einmal über die Sie zu einem so höchst wichtigen Schritte bestimmenden Gründe Ihren getreuen Ständen einiger Eröffnungen zu würdigen. Tief bekümmert bitten wir Ew. churfürstliche Durchlaucht inständigst Ihre Stände und Unterthanen zu behalten, die insgesammt und ohne alle Ausnahme unter Ihrer Regierung zu bleiben sehnlichst verlangen.'' Diesen Vorstellungen der Stände gab das ganze Land seinen Beifall und gab auf vielfache Weise seinen Widerwillen gegen alle Zersplitterung und namentlich gegen die östreichische Herrschaft zu erkennen.

Unter solchen Umständen begann Görtz schon Muth zu fassen. Da aber erschien (am 20. Jan.) eine Eröffnung an die fremden Gesandten in Wien und beim Reichstage, daß die Kaiserin-Königin ihre Ansprüche an die baiersche Verlassenschaft dem Churfürsten von der Pfalz mitgetheilt und sich wegen derselben mit ihm durch eine Convention gütlich verständigt habe.

Nun blieb dem Grafen Görtz nur noch die Hoffnung daß der Churfürst jene Convention, wie allerdings die Rede ging, noch nicht ratificirt haben möchte. Er ließ daher den Churfürsten durch den churpfälzischen Reichstagsgesandten Brentano von seiner Sendung in Kenntniß setzen und weitere Erklärungen verheißen. Brentano aber erhielt insgeheim eine Nase, daß er von einem preußischen Bevollmächtigten einen Auftrag übernommen habe, dagegen die sehr deutliche officielle Antwort, der Churfürst sei dem König für seinen guten Willen sehr verbunden, könne aber keinen Gebrauch davon machen, da er bereits durch eine Convention gebunden sei, die er beim Einrücken der östreichischen Truppen habe abschließen müssen. Auf diese Art erhielt auch der Wiener Hof die erste Kunde von den wahren Gesinnungen Friedrich's des Großen.

Da nun Görtz ganz deutlich sah daß bei Karl Theodor Hopfen und Malz verloren sei, beschloß er sich ungesäumt an den Herzog Karl von Zweibrücken zu wenden. Baiersche Patrioten nebst dem Gesandten von Leyden hofften ihn in seinem eignen Interesse für den König von Preußen zu gewinnen. Eben war Görtz im Begriff Regensburg zu verlassen, als er das vom König erbetene Beglaubigungsschreiben für den Churfürsten erhielt. Nach den Vorgängen mit Brentano machte er nun zwar keinen Gebrauch davon, theilte es jedoch abschriftlich der Herzogin Clemens mit. Zugleich erfuhr er die Ankunft des zweibrückischen Geheimraths von Hohenfels in München, welcher sich energisch gegen den Beitritt seines Herrn zur Convention erklärt hatte. An diesen richtete Görtz die schriftliche Mahnung standhaft bei seinen Gesinnungen zu

bleiben. Herzog Karl, dem dies alles noch unbekannt und welcher bei dem beharrlichen Schweigen des französischen Gesandten der Meinung war Frankreich billige die Absichten Oestreichs, befahl dem Geheimrath Hohenfels in seinem Namen der Convention beizutreten, bevor er selbst in München erscheine, wohin er auf die dringenden Einladungen des Churfürsten zu gehen beschlossen hatte. Als nun Hohenfels wohl oder übel eben seiner schmerzlichen Pflicht nachkommen wollte, erhielt er Görtzens Schreiben, verschob die Unterzeichnung der Convention, eilte seinem Herrn nach Augsburg entgegen und verkündete ihm die Hülfe Friedrich's des Großen. Da ermannte sich der Herzog; er schrieb eigenhändig an Görtz, im Vertrauen auf den Schutz des Königs werde er nun und nimmermehr in die Zersplitterung Baierns willigen. Nach einer geheimen Besprechung in einem Gartenpalais der Herzogin Clemens vor München mit dem Herzog von Zweibrücken folgte diesem Görtz nach seiner Residenz und trat öffentlich als Gesandter bei ihm auf.

Jetzt verwahrte Herzog Karl seine Rechte feierlich beim versammelten Reich und bat seine Mitstände um kräftige Unterstützung gegen jede Beeinträchtigung derselben. Zwar wollten die östreichischen Agenten die Uebergabe dieser Erklärung hintertreiben, aber der thätige Hohenfels eilte wieder nach Regensburg und übergab sie jedem einzelnen Reichstagsgesandten (am 16. März 1778). Auf den Rath des französischen Hofs wendete sich zugleich der Herzog selbst in einem höchst ehrerbietigen Schreiben an den Kaiser und die Kaiserin-Königin. Dieses wollte nun wieder der östreichische Gesandte von Lehrbach

nicht eher zur Beförderung annehmen als bis der Herzog der Convention beigetreten wäre, so daß man genöthigt war es durch den französischen Botschafter in Wien überreichen zu lassen. Die Antwort Maria Theresiens war unschwer vorherzusehen. Sie äußerte sich dahin: Da sie sich mit dem Chef des pfälzischen Hauses auf eine für seine Erben und Nachfolger verbindliche Art verglichen habe, so könne sie sich mit dem Herzog in keine Erörterung einlassen; wenn er aber die Gründe erfahren wolle wodurch sich der Churfürst bewogen gefunden habe ihre Ansprüche anzuerkennen, so habe er sich an diesen zu wenden. Joseph II. bezog sich in seiner Antwort zunächst auf die Erklärung seiner Mutter und fügte dann in Betreff der von ihm in Besitz genommenen Reichslehn hinzu, wer sonst Ansprüche an dieselben zu haben vermeine, könne ja den Weg Rechtens einschlagen; dieser stehe also dem Herzog offen um seine etwaigen Ansprüche geltend zu machen. Gleichwohl bot man ihm den Titel eines Königs von Burgund, das goldne Vließ, die Grafschaft Falkenstein uud bedeutende Summen Geldes an, wenn er sich fügen wolle, ja auch seinem braven Rathgeber Hohenfels verhieß man nach und nach gegen 700,000 Gulden für seine Nachgiebigkeit. Görtz ward für seine kluge Thätigkeit durch schmeichelhafte Schreiben des Königs von Preußen belohnt und auch an die Herzogin Clemens schrieb derselbe: „Ah, Madame, que n'étiez-vous électeur! Nous n'aurious pas vu arriver les honteux événements dont tout bon Allemand doit rougir jusqu'au fond du coeur," d. h. „Ah, Madame, warum waren Sie nicht an des Churfürsten Stelle! Wir hätten die schmählichen Ereignisse nicht gesehen deren sich

jeder wackre Deutsche in's Herz hinein schämen muß.'' Um der Welt seine völlige Uneigennützigkeit recht klar zu beweisen, befolgte König Friedrich Görtzens Rath dem Erbfolgerecht seines Hauses auf die Herzogthümer Jülich und Berg zum Besten des Hauses Zweibrücken zu entsagen.

Nachdem die Sachen so weit gediehen waren, machte sich Friedrich II. gegen den Herzog feierlich verbindlich die Rechte des pfälzischen Hauses auf die Nachfolge in Baiern wider die ungerechten Ansprüche des Wiener Hofes mit seiner ganzen Macht zu vertheidigen, wogegen sich Herzog Karl verpflichtete ohne Genehmigung des Königs keine Art von Vergleich mit dem Wiener Hofe einzugehen. Görtz ward zum Staatsminister erhoben.

Sowie der König wußte, woran er war, und einmal festen Fuß gefaßt hatte, trat er gegen Oestreich selbst auf, welches die gethanen Schritte zurücknehmen sollte. Er selbst hatte in seinen vorgerückten Jahren durchaus keine Lust zum Kriege und wollte den Versuch nicht unterlassen die Sache gütlich beizulegen. Gelang ihm das nicht, wie er sehr zu fürchten Ursache hatte, so konnte er doch während der Unterhandlungen Frankreich und Rußland sondiren. Bei dem nun folgenden Schriftenwechsel trat auf östreichischer Seite Kaunitz, auf preußischer aber Finkenstein und Herzberg in den Vordergrund.

Von Kaunitz wissen wir schon daß die Vereinigung Oestreichs mit den Bourbonischen Häusern vorzüglich sein Werk war. Dieselbe hatte besonders den Vortheil daß Frankreich trotz seiner Garantie des westphälischen Friedens bei etwaigen Angriffen Oestreichs auf die deutsche Verfassung höchst wahrschein-

lich ruhig blieb und sich nie auf Seiten Preußens wendete. Wie er es mit Polen machte, ist oben erzählt worden. Maria Theresia vertraute ihm unbedingt, Joseph genirte sich gewissermaßen vor ihm. Jetzt war er es, welcher alle Unterhandlungen in Betreff der baierschen Erbfolge leitete.

Einer von den beiden Ministern der auswärtigen Angelegenheiten des Königs von Preußen war Finkenstein, von gleichem Alter mit Friedrich und mit ihm erzogen. Seine Menschenkenntniß und Geschmeidigkeit im Umgange wie in Staatsgeschäften machten ihn seinem Monarchen überaus werth. Der andre Cabinetsminister war Herzberg, welcher bereits die Staatsschrift zur Rechtfertigung des siebenjährigen Kriegs verfaßt und den Hubertusburger Frieden abgeschlossen hatte, bei welcher Gelegenheit sein König zu ihm sagte: „Vous avez fait la paix comme moi la guerre," d. i. „Sie haben die Unterhandlungen über den Frieden geführt wie ich den Krieg." Hatte nun Friedrich der Große bisher ohne Zuziehung des Ministeriums gehandelt, indem er sich auf Görtz verließ, so übertrug er es jetzt den beiden genannten Männern und namentlich dem vielgewandten gelehrten Herzberg, den Wiener Hof entweder zu billigern Grundsätzen zu bewegen oder dessen Verfahren dem Welttheil und besonders dem deutschen Reiche in seiner ganzen Gefährlichkeit darzustellen.

Alle Aufsätze und Noten des preußischen Hofs in Betreff der baierschen Erbfolge flossen aus Herzberg's Feder. Gegen die klare Darstellung der Thatsachen, wie sie hier an's Licht traten, konnte Kaunitz bei all seiner Staatsklugheit nur wenig Stichhaltiges aufbringen.

Den ersten Anspruch Oestreichs auf das baiersche Erbe hatte Kaunitz durch Folgendes zu begründen gesucht: Im Jahr 1425 war in Niederbaiern (einem beträchtlichen Theil des eigentlichen Herzogthums Baiern) mit Herzog Johann die Straubing'sche Linie erloschen. Der Umfang dieses Landes sollte aus einem Theilungsbriefe von 1353 hervorgehen. Mit demselben nun sollte Kaiser Sigismund seinen Schwiegersohn den Herzog Albrecht V. von Oestreich (nachmaligen Kaiser Albrecht II.), dessen Mutter des letzten Straubing'schen Herzogs Johann Schwester gewesen, 1426 belehnt haben. Nun stammte aber Maria Theresia in weiblicher Linie von Herzog Albrecht V. ab und verlangte deshalb jetzt beim Erlöschen des baierschen Mannesstammes die Erbschaft. Später bewies aber der Churfürst durch Urkunden seines Archivs, daß Oestreich eine Menge Orte in Besitz genommen, welche die Straubing'sche Linie nie besessen hatte. War Letzteres schon schlimm genug, so wurde die Sache noch ärger, als der preußische Hof und der Herzog von Zweibrücken den Beweis lieferten, daß Kaiser Sigismund über Niederbaiern jeden Augenblick eine andre Bestimmung getroffen, daß kein Theil von Baiern, welches von jeher ein Reichsmannlehn gewesen, habe an weibliche Nachkommen vererbt oder, bei noch vorhandenem Mannsstamme des ersten Erwerbers, dem Reiche anheimfallen können; daher sei der Kaiser von seinem unrechtlichen Versuch, das baiersche Haus seines Stammlandes zu berauben, auch selbst zurückgekommen; übrigens sei der Mannsstamm Herzog Albrecht's V. und seiner Gemahlin Elisabeth mit ihrem Sohne Ladislaus schon 1457 erloschen,

die weiblichen Nachkommen aber seien in den Häusern Brandenburg und Oestreich noch vorhanden, doch so daß jenes von der ältesten und dieses von der jüngsten Tochter des genannten Herzogpaares abstamme und daher, wenn überhaupt Sigismund's Belehnung Geltung habe solle, dem Hause Brandenburg die Beerbung zustehe; durch eine noch vorhandene Urkunde*) habe Herzog Albrecht V. 1429 allen Ansprüchen auf Niederbaiern für eine Summe Geldes entsagt; ja es sei sogar wahrscheinlich daß ein gewisser Priest, welchem verschiedene Fälschungen nachgewiesen waren, die von ihm unterzeichneten Urkunden auf Unkosten Kaiser Sigismund's erdichtet habe. — Auf alles dies hatte Kaunitz keine genügende Antwort.

Als zweiter Anspruch Oestreichs ist ein Theil der Oberpfalz zu nennen, der als Lehn der Krone Böhmen nur dem baierschen Churhause überlassen und nach dessen Erlöschen dem Lehnsherrn wieder anheimgefallen sei. Dagegen ward vom preußischen Hofe aus Urkunden bewiesen, daß der in Anspruch genommene Landestheil vom gemeinschaftlichen Stammherrn erworbenes Stammland des Hauses Wittelsbach gewesen, das durch alte Verträge zuerst dem pfälzischen Stamme zugetheilt, zwar nachher an die Krone Böhmen gekommen, von dieser aber dem pfälzischen Stamme verliehen und bei demselben bis auf Churfürst Friedrich V. geblieben sei. Dieser habe zwar durch seinen verunglückten Versuch, die böhmische Krone dem Hause Oestreich zu entreißen, das genannte Land verwirkt und dieses

*) Welche dem östreichischen Cabinet vorgelegt wurde.

böhmische Lehen sei wie die ganze Oberpfalz durch den westphälischen Frieden dem baierschen Hause mit der ausdrücklichen Bedingung zuerkannt worden daß, wenn der baiersche Stamm ausgehe und der pfälzische übrig bleiben sollte, die Oberpfalz dem letztern ohne weiteres wieder zufalle. So verzweifelt bündige Beweise waren auch für den scharfsinnigen Kaunitz so ziemlich unantastbar.

Endlich sollte Kaiser Matthias dem Erzhause 1614 eine Anwartschaft auf die Herrschaft Mindelheim ertheilt haben und man producirte eine darauf bezügliche Urkunde. Allein auch dagegen ward bewiesen, daß derselbe Kaiser Matthias i. J. 1619 das Haus Baiern mit Mindelheim beliehen und seit der Zeit kein Mensch eines östreichischen Anspruchs gedacht habe. Es war demnach auch hiermit nicht weit her.

Aber Karl Theodor selbst hatte die östreichischen Ansprüche als gültig anerkannt! Das war doch wohl ein Grund aller Gründe! Ach, leider erklärte dieser Fürst in einem Schreiben an Karl von Zweibrücken, er sei vom Wiener Hofe so gedrängt worden daß er, um die kaiserlichen Truppen am Ende nicht gar bis in seine Hauptstadt kommen zu lassen, in die verlangten Abtretungen habe willigen müssen. Wäre aber auch diese Abtretung freiweilig gewesen, seine Lehnsnachfolger konnte er dennoch ihrer Rechte nicht berauben; er durfte doch nur auf seine Lebenszeit das Land an eine fremde Regierung abtreten!

Da man den von Preußen und Zweibrücken vorgebrachten Gründen in Wien so wenig gründlich zu antworten vermochte, stellte man in aller Angst die Behauptung auf, Karl Theodor habe die Ländereien bloß auf seine Lebenszeit an Oestreich

überlassen; allein in der bekannten Convention stand mit klaren Worten geschrieben, daß Karl Theodor für sich und alle Erben und Nachkommen auf das abgetretene Gebiet verzichte. Auch hieß es dem Hause Zweibrücken viel zumuthen sich ein Land wieder zu organisiren, das lange unter fremder Herrschaft gestanden hätte, ganz abgesehen von dem Umstande daß sich ein Land, welches man lange besessen hat, äußerst schwer wieder herausgiebt.

Ebenso bös wie um die beanspruchten Ländereien stand es um die Allodial-Erbschaft; denn wollte die Kaiserin-Königin ein Recht darauf haben weil sie von baierschen Prinzessinnen des 16. und 17. Jahrhunderts abstammte, so konnten die noch vorhandenen Nachkommen aller übrigen seit Jahrhunderten vermählt gewesenen Töchter des Hauses Baiern ganz gleiche Forderungen erheben, wie dies vom Hause Würtemberg auch wirklich geschah. Sollte nicht die nächste weibliche Verwandte des letzten männlichen Besitzers gelten (und dies war hier die verwittwete Churfürstin von Sachsen, des verstorbenen Churfürsten einzige hinterlassene Schwester), so hätten die Töchter Joseph's I. in den Häusern Baiern und Sachsen der Kaiserin-Königin selbst in der östreichischen Monarchie die Thronfolge streitig machen können.

Ritterlicher klang allerdings was Joseph II. für die Besitznahme der eröffneten Lehen anführte, indem er Allen, die Ansprüche darauf zu haben glaubten, den Rechtsweg offen hielt. Preußen aber machte ihm bemerklich, daß er vermöge seiner Wahlcapitulation gehalten sei über die Lehne nur mit Beirath des Reichs zu verfügen, besonders aber, gleichfalls mit Zuzie-

hung des Reichs, vor allen Dingen die Frage entscheiden zu lassen, ob diese Lehen wirklich erledigt oder dem pfälzischen Stamme zugefallen seien; namentlich müsse auch, wie in Betreff aller andern Lehen, von Kaiser und Reich entschieden werden, mit welchem Grunde das Haus Mecklenburg auf die Landgrafschaft Leuchtenberg Ansprüche erhoben.

Hätte nun auch die alternde und tief religiöse Maria Theresia unter so bewandten Umständen gern nachgegeben was am Ende doch nicht zu halten war, so brannte doch ihr Sohn viel zu sehr auf die Entscheidung der Waffen, als daß sie ihn durch Nachgeben nicht auf's äußerste hätte verletzen müssen, und Kaunitz war mit der Beleuchtung seiner schwachen Gründe gar nicht so zufrieden als daß er nicht haltbarere Gründe d. h. Waffengewalt hätte wünschen sollen. Daher blieb man in Wien dabei, wenn sich Privatleute über streitige Gegenstände vergleichen dürften, so werde das doch auch Reichsständen zustehen! Wenn sich der, den es angehe, bei dem Vergleich beruhige, so habe hoffentlich niemand Andres nach dessen Gründen zu fragen!

Da sich Friedrich II. hierbei nicht beruhigen wollte, so erklärte endlich Kaunitz geradezu (unterm 1. April 1778), sein Hof gedenke die durch Vertrag erworbenen Besitzungen nicht zurückzugeben; auch werde er nicht gestatten daß sich ein Reichsstand zum Vormund und Richter seiner Mitstände aufwerfe; sollte dies dennoch jemand unternehmen, so werde er, die Sache als einen Fall des Angriffskrieges betrachtend, sich zu vertheidigen wissen. Zugleich erklärte der östreichische Gesandte auf dem Reichstage zu Regensburg, die Kaiserin-Köni-

gin könne in dieser Sache den Richterstuhl des Königs von Preußen nicht anerkennen.

Diese Erklärung schien zum Kriege führen zu müssen. Auch setzte Joseph II. die Truppen aus Ungarn, Italien und den Niederlanden in Bewegung und zog persönlich durch Böhmen gegen die schlesische Grenze. Hätte sich der Kaiser nicht vor seiner Mutter und nebenbei ein wenig vor Rußland genirt, er würde sogleich das Schwert gezogen haben. Auch traute Friedrich II. nicht recht; er zog Truppen bei Berlin zusammen, die im Fall eines Kriegs unter dem Prinzen Heinrich mit dem sächsischen Hülfsheere*) in Böhmen einzurücken bestimmt waren; zum Rest des preußischen Heeres, das nach der böhmischen Grenze abging, wollte sich der König selbst begeben.

Als sich Joseph II. zu Olmütz befand, that er einen Schritt, den man von ihm kaum erwartet hätte. Er schrieb dem König von Preußen sehr verbindlich und sprach in recht freundlichen Worten den Wunsch aus, das gute Einverständniß nicht unterbrochen zu sehen. Die Sache war aber die, daß sich der Kaiser seinem berühmten Widersacher gegenüber noch nicht hinlänglich gerüstet fühlte. Er wollte Zeit gewinnen. Das merkte Friedrich auch sogleich aus den Vergleichsvorschlägen, welche Joseph seinem Schreiben beigefügt hatte. Nach denselben sollte der König nicht nur die Gültigkeit der Conven-

*) Am 18. März hatte Friedrich II. mit dem Churfürsten von Sachsen eine Convention abgeschlossen, worin er für die sächsischen Allodial-Forderungen eine angemessene Ausgleichung auszuwirken versprach, der Churfürst aber ohne des Königs Einwilligung keinen Vergleich einzugehen sich anheischig machte.

tion vom 3. Januar anerkennen sondern sich auch mit jedem Tausch, der etwa noch zwischen dem Wiener Hofe und Karl Theodor getroffen werden möchte, im voraus zufrieden erklären. Dafür werde Oestreich die einstige Verbindung der fränkischen Markgrafthümer mit dem preußischen Hauptstaate oder eine Vertauschung derselben mit passender gelegenen Ländereien auf keine Weise hindern, wenn dadurch nur nicht eine neue unmittelbare Berührung Oestreichs und Preußens herbeigeführt werde.

Dieses eigenhändige Schreiben Kaiser Joseph's erhielt Friedrich der Große in Schönwalde bei Silberberg. Er ließ mit seiner Antwort nicht lange anf sich warten. Nach der Versicherung, daß auch er aufrichtig wünschte die Ruhe nicht gestört zu sehen, sagte er ganz mit dürren Worten, daß er auf den gethanen Vorschlag nicht eingehen könne. Dann hieß es weiter: „Ich habe bei der Sache durchaus kein persönliches Interesse; allein Ew. Majestät mußten mich Ihrer Achtung für unwerth halten, wenn ich zugeben sollte, daß der Kaiser willkührlich mit Reichslanden verführe, und wenn ich Rechte und Freiheiten aufopferte, welche wir, ich und meine Mit-Churfürsten, von unsern Vorfahren geerbt haben. Gewiß wird es mir sehr hart ankommen gegen einen Fürsten zu kämpfen, den ich persönlich achte und liebe; auch sehe ich recht wohl ein wie sehr Baiern dem Hause Oestreich zur Hand liegt; da dieses aber gar kein Recht zu dessen Erwerb hat, so muß ich bitten andre Vorschläge zu machen, wobei die Rechte des Herzogs von Zweibrücken nicht verletzt werden, auch der Churfürst von Sachsen, der aus Friedensliebe seine Forderungen wohl

ein wenig herabstimmen dürfte, seine Befriedigung erhalte... Die Nachfolge meines Hauses in den fränkischen Markgrafthümern ist ein der jetzigen Angelegenheit ganz fremder Gegenstand. Das Recht dieser Nachfolge ist entschieden; doch aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich's nicht erleben daß mir jene Lande zufallen, indem der Markgraf mein Neffe viel jünger ist als ich... Ich versichre Ew. Majestät, daß ich zu einem Bruder nicht offener reden könnte als ich zu Ihnen gesprochen habe, bitte aber mich als einen alten Soldaten zu entschuldigen wenn ich gegen das Ceremoniell verstoßen haben sollte. Ich habe weder Minister noch Schreiber bei mir und vierzig Meilen in der Runde niemanden der mich in solchen Dingen unterrichten könnte..."

In den fernern Briefen, welche um diese Zeit zwischen beiden Monarchen gewechselt wurden und worin das dritte Wort war, daß es ihnen sehr leid thue sich schlagen zu müssen, da man sich über die streitigen Punkte auf keine Weise verständigen zu können scheine, waren Friedrich's Versicherungen weit ernster gemeint als die Joseph's, indem Letzterer nichts als einen Aufschub der Feindseligkeiten bezweckte, damit er die erforderlichen Streitmassen heranziehe und das Heer mit allem Nöthigen versehe, Ersterer aber wegen seines vorgerückten Alters gar nicht gern an einen neuen Krieg ging. Da nun auch Maria Theresia nur dem Andringen ihres Sohnes und ihres Ministers nachgegeben hatte, so lagen fernere Unterhandlungen im allseitigen Interesse. Diesmal machte sich der nachmals so bekannt gewordene Graf Cobentzl an die Bearbeitung der preußischen Minister. Sein Antrag lief aber auch auf

nichts Andres hinaus als daß die Convention vom 3. Januar als gültig anerkannt und Oestreich gestattet werde noch mehr Theile von Baiern oder auch dieses ganze Land durch Tausch an sich zu bringen, wofür es Preußen freistehen sollte Anspach und Baireuth zu erwerben und diese Landschaften nach eignem Gutdünken zu vertauschen.

Aber auch jetzt wollte Friedrich der Große nichts von Convenienz-Politik hören, wonach der bloße Vortheil beider Höfe entscheidend sein sollte, sondern blieb unwandelbar dabei, nur nach dem Recht und den Grundsätzen der deutschen Verfassung sei der Fall zu beurtheilen. Da dem Churfürsten Karl Theodor die Convention vom 3. Januar nur durch Drohungen abgenöthigt worden sei, so müsse das militärisch besetzte Stück von Baiern vor allen Dingen wieder geräumt werden. Um aber doch den Frieden zu erhalten, wolle er der Convenienz-Politik etwas nachgeben und den Antrag stellen, daß der Wiener Hof unter Zuziehung des Herzogs von Zweibrücken und des Churfürsten von Sachsen sowie unter seiner eignen Mitwirkung einen neuen Vergleich mit dem Churfürsten Karl Theodor abschließen möge, wonach Oestreich ein paar baiersche Districte (an der Donau und am Inn) erhalten, dafür aber dem pfälzischen Hause die ihm bequem gelegenen Provinzen Limburg und Geldern abtreten, dieses Haus auch mit dem größten Theile der vom baierschen Mannsstamme besessenen Reichslehen, das Churhaus Sachsen aber mit Mindelheim und Wiesensteig belehnen, endlich den Lehnsrechten der Krone Böhmen über Theile von der Oberpfalz, von Sachsen und den fränkischen Markgrafenthümern entsagen sollte.

Auf diese Vorschläge ließ Kaunitz antworten, wie sein Hof die in Baiern bereits erworbenen Districte allerdings nicht wieder herauszugeben gesonnen sei, dafür aber dem König gestatten wolle seine fränkischen Lande gegen die chursächsische Lausitz zu vertauschen, für welchen Fall die Krone Böhmen ihren lehnsherrlichen Rechten auf dieses Land sowie dem ihr gebührenden (für das dereinstige Erlöschen des sächsischen Churhauses stipulirten) Rückfall entsagen werde.

Jetzt wurde es dem König zu toll. Er forderte durch sein Ministerium eine bestimmte Erklärung von Oestreich, ob es sich unter seiner Mitwirkung mit den Interessenten der baierschen Erbfolge vergleichen, welche Districte von Baiern und für welchen Ersatz es sie behalten wolle. Da fuhr auch Kaunitz heraus: „Wenn der Berliner Hof die gethanen Vorschläge nicht annimmt, so ist ein Vergleich unmöglich und jede ferner zu gebende Erklärung überflüssig." Der König schloß daraus, daß Joseph II. mit seinen militärischen Vorbereitungen fertig zu sein glaube. Noch mehr ging dies aus einem Briefe hervor, welchen der Kaiser von seinem Lager aus an Friedrich den Großen schrieb und welcher von den frühern gar sehr abstach. Er lautete so:

„Mein Herr Bruder,

Sie wollen in dem Erbfolgestreite nach dem Tode des Churfürsten von Baiern die Rolle eines Beschützers spielen. Sie nehmen den Charakter eines Garanten des westphälischen Friedens an, um Oestreich zu kränken (!), und äußern nach ver-

schiednen Unterhandlungen hierüber den Machtspruch: daß es Baiern wieder abtreten müsse.

Sie werden mir als Reichsoberhaupt einige Kenntniß unsrer Reichsverfassung gütigst zugestehen, hoffe ich. Demgemäß kann jeder Reichsstand sich mit den Agnaten durch gütliches Einverständniß der angesprochenen Länder wegen in Tractaten einlassen und selbige nach ihrer Zustimmung in Besitz nehmen. Am allerwenigsten glaube ich, daß Ew. Majestät die Erwartung hegen werden, Oestreich unterwerfe sich dem Tribunal des Churfürsten von Brandenburg in einem Falle, wo derselbe nur als Reichsmitstand in einer allgemeinen Versammlung zu reden die Befugniß hätte.

Sie haben sich weder den Unterhandlungen über die Erbfolge in Baiern noch der Besitznahme desselben in jener Zeit widersetzt, als Oestreich ohne Kränkung seiner Ehre und des Ansehens, das es in Europa behauptet, noch hätte zurücktreten können.

Erst dann äußerten Sie Zweifel, als die Zeit der Zweifel längst vorüber war, hatten Bedenken über einen Gegenstand, dessen Bedenklichkeiten längst durch Uebereinkünfte gehoben waren, und idealisirten sich vielleicht zu sehr in die Epoche vom Tode Karl's VI. und der Acquisition von Schlesien.

Mir däucht es sei Ihnen zu sehr in Erinnerung, daß Sie ein glücklicher General sind, daß Sie 200,000 M. geübter Truppen haben und einen Obersten besaßen, der über die Werke Cäsar's de bello gallico einen Commentar geschrieben hat.

Dies hat die Vorsehung außer Preußen auch noch verschiedenen andern Mächten verliehen. Wenn Ew. Majestät ein Vergnügen darin finden 200,000 M. auf's Schlachtfeld zu führen, so komme ich mit der nämlichen Anzahl dahin. Wollen Sie die Versuche wiederholen ob Sie noch ein glücklicher General sind, so bin ich bereit Ihrer Kampfbegierde ein Genüge zu leisten, und was die Schriftstellerei im Gebiete der Kriegskunst betrifft, so könnte ich Ewr. Majestät auch ein paar meiner Generale nennen, die in Pension stehen und aus langer Weile die Commtare des Grafen von Sachsen commentiren.

Ich hoffe Sie an den Ufern der Elbe zu finden, und wenn wir uns geschlagen und Europa ein Schauspiel von Eigensinn gegeben haben, so stecken wir den Degen in die Scheide.

Je savais bien que vous êtes fâché contre moi (d. i. ich dacht' es gleich daß Sie mir nicht grün wären).

Jaromirs, im Juli 1778.

Joseph."

Auf Kaunitzens oben angeführte Aeußerung ließ Friedrich II. eine Note in Wien überreichen, worin er die Unterhandlungen als abgebrochen erklärte, und auf Joseph's Brief erschien mit Genehmigung des Königs eine meisterhafte Staatsschrift Herzberg's unter dem Titel: Exposé des motifs qui ont engagé sa Majesté le roi de Prusse à s'opposer au démembrement de la Bavière (Aufstellung der Gründe, welche S. Majestät den König von Preußen bewogen haben sich der Zerstückelung Baierns zu widersetzen), worin die Grundlosigkeit der östreichischen Forderungen unwiderleglich

dargethan war. Sie überzeugte nur die nicht, welche nicht überzeugt sein wollten. Viele Betheiligte sagten aufrichtig, was der Dichter dem ruhigen W. Fürst in den Mund legt:

> Wäre ein Obmann zwischen uns und Oestreich,
> So möchte Recht entscheiden und Gesetz.
> Doch der uns unterdrückt, ist unser Kaiser
> Und höchster Richter — so muß Gott uns helfen
> Durch unsern Arm. Schiller.

Achtzehntes Capitel.

Baierscher Erbfolgekrieg (der sogenannte Zwetschken-Rummel).

Schon vom 12. Mai an hatte Friedrich mit 100,000 Mann aus Schlesien, Pommern, Brandenburg und dem Königreich Preußen zwischen Reichenbach, Silberberg, Frankenstein, Neiße und Glatz gestanden, Böhmen und Mähren zugleich bedrohend. Hätte der König zu dieser Zeit, wo Joseph's Heere noch nicht so zahlreich, auch noch nicht hinlänglich mit Artillerie und Lebensmitteln versehen waren, einen Einfall in die eine der beiden östreichischen Provinzen gemacht, so würde er wahrscheinlich in kurzem einen glorreichen Sieg erfochten haben. Auch hatte er sich in der That vorgenommen das in Mähren stehende kaiserliche Heer zu umgehen, nach Preßburg zu eilen und so seinen Gegner von Schlesiens Grenzen rückwärts zu schrecken, während sein Bruder Heinrich von Sachsen aus in Böhmen eindränge und vielleicht Prag wegnähme; war der Name des Königs schon ein halber Sieg,

so konnte man auch etwas auf das von den kaiserlichen Truppen wieder entblößte Baiern rechnen. Alles dies war sehr schön und eines genialen Helden würdig; allein seine durch den siebenjährigen Krieg geschwächte Gesundheit erlaubte ihm nicht den kühn gefaßten Plan ebenso kühn auszuführen: mit großer Mühe ging er die wenigen Schritte um sein Pferd zu besteigen; trotz seinem starken Geiste konnte er sein mürrisches Wesen nicht bemeistern. Dennoch zog er zu Felde.

Für Joseph war der unangenehmste Umstand, daß sich aus der Stellung der Preußen nicht errathen ließ, von welcher Seite aus man zuerst vorschreiten würde. Besonders aus diesem Grunde befolgte er Lascy's Rath sich auf einen Vertheidigungskrieg zu beschränken, da es ohnehin schon rühmlich genug sein müsse einen Angriff des preußischen Helden vereitelt zu haben. Anfangs Juli hatte er 200,000 M. beisammen, deren Hauptcorps (von 100,000 M.) er selbst commandirte und am Fuße des Riesengebirgs vor Königsgrätz bis Arnau und Hohenelb aufgestellt hatte. Er hatte die steilen Ufer der Elbe vor sich, die schon ohnehin eine tüchtige Schutzwehr bildeten, überdies aber noch durch die stärksten Verschanzungen gedeckt waren. Wenn auch die Festungen Pleß (Josephsstadt) und Theresienstadt noch nicht bestanden (diese wurden erst 1780, nachdem der Kaiser das Terrain genau besichtigt hatte, an den von Friedrich dem Großen 1763 und von Lloyd 1766 als passend bezeichneten Orten errichtet), so konnte doch Königsgrätz einigermaßen als Anhaltepunkt dienen und sich wenigstens ein paar Wochen halten. Rechts von der Hauptarmee war ein Corps von 30,000 M. unter dem Oberbefehl des Herzogs

Albert von Sachsen-Teschen zur Deckung Mährens zwischen Kittau und Muglitz an den Ufern der March aufgestellt. Neben Albert und zwar beim mährischen Corps stand der verdienstvolle Haddik. Mit den noch übrigen 70,000 M. stand Laudon zur Beobachtung Sachsens und der Lausitz in einer Linie von Reichenberg, Gabel und Schluckenau über die Elbe hin bis Leitmeritz, Duchs und Töplitz.

Der Vertheidigungsplan (denn bekanntlich sollte der Feind nur am Vordringen gehindert werden) rührte ebensowohl von Lascy als von Joseph her. An des Letztern militärischem Genie, an seiner Thätigkeit und Kampflust zweifelt wohl keiner unsrer Leser. Alles dies wird sich ihm auch trotz der Sonderbarkeit des eben beginnenden Kriegs noch klar genug vor Augen stellen. — Von Lascy (geb. 1725) ist hier zu erwähnen, daß er aus irischem Geschlecht stammte, sich eigentlich Lacy schrieb und sich bereits im siebenjährigen Kriege hohe Achtung erworben hatte. In der Befestigungs- und Lagerkunde sowie in der Verpflegung der Armee mit möglichst geringem Aufwande suchte er seines Gleichen. Die Angriffe des Feindes zu vereiteln und ihn durch Ermattung zum Rückzuge zu zwingen, galt diesem Strategen gleich dem Marschall von Sachsen in vielen Fällen mehr als sich durch eine Schlacht aus der Verlegenheit zu ziehen. Und gerade gegen die angriffsbegierigen und sieggewohnten Preußen schien dieses System unter den obwaltenden Umständen das einzig haltbare zu sein. — Der Prinz Albert von Sachsen (geb. 1738) war während des siebenjährigen Kriegs in östreichische Dienste getreten, hatte sich mit einer Erzherzogin vermählt, das Herzogthum Teschen und die

Statthalterschaft des Königreichs Ungarn erhalten. Weil er sehr gütig und menschenfreundlich war, stand er bei den Soldaten sehr hoch angeschrieben. – Haddik, ein Ungar von Geburt, hatte sich schon im siebenjährigen Kriege durch Einsicht und Entschlossenheit vortheilhaft hervorgethan. — Seit Daun's Tode (1766) war im östreichischen Heere Laudon (geb. 1726) der angesehenste Feldherr. Gleich Lascy einem irischen Geschlecht entsprossen war er in Liefland geboren, schrieb sich eigentlich Loudon und trat in die russische Armee ein, ging aber schon zu Anfange der Vierziger Jahre in östreichische Dienste und schwang sich in den letzten Jahren des siebenjährigen Kriegs durch seine Kühnheit und Raschheit bis zu den höchsten Stufen in der Armee empor. — Der Kaiser war voll Selbstvertrauen, seine Generale voll Eifer seine Achtung zu erwerben und die Armee begierig so manche Scharte des siebenjährigen Krieges auszuwetzen.

Sobald Joseph in Erfahrung brachte daß Friedrich der Große sich mit seiner Hauptmacht gegen Böhmen wendete, zog er die in Mähren aufgestellten Truppen an sich, um seinem Gegner desto gewisser jedes Luftloch zu versperren. Es wurde auch Zeit; denn schon am 5. Juli 1778 rückte der König mit einem Heere von 100,000 M., bei welchem sich seine drei Neffen (der Prinz von Preußen, der Erbprinz und der Prinz Friedrich von Braunschweig), Söhne seiner Schwester befanden, bei Nachod in Böhmen ein. Das Corps des Prinzen Heinrich zählte auch nicht weniger als 100,000 Mann. Die preußischen Heere stießen bis an die Elbe nicht auf den geringsten Widerstand, drängten sich aber hier so zusammen daß sie

empfindlichen Mangel litten, während die Oestreicher mit allem reichlich versehen waren. Daher kam es auch daß in Friedrich's Armee Krankheiten und Ausreißer vorkamen, so daß er binnen fünf Wochen 7000 Mann durch Tod und Dersertion verlor.

Da der König unter solchen Umständen so bald als möglich anzugreifen wünschte, so ritt er selbst auf Recognoscirung aus, fand aber zu seinem Verdruß das östreichische Lager so ziemlich unangreifbar. Er selbst sagt (V, 238) davon: „Königsgrätz war so befestigt, daß es wenigstens eine Belagerung von einigen Wochen aushalten konnte. An diese Stadt lehnte sich der rechte Flügel des östreichischen Lagers. Jenseit der Elbe und nahe an Königsgrätz campirte ein Grenadiercorps und einige Cavalerie in Werken, welche mehr einer befestigten Stadt als einem verschanzten Lager glichen. Von Semonitz bis Schurz stand ein andres Corps von etwa 30,000 M., durch 8 Fuß tiefe und 16 Fuß breite Gräben gedeckt, die noch dazu mit Palissaden und spanischen Reitern geschützt waren, wodurch die einzelnen Werke mit einander in Verbindung gesetzt wurden. Weiterhin erhob sich die Anhöhe von Kukus, die über Königssaal bis nach Arnau immer höher wird, von wo aus diese Bergkette bis nach Hohenelb hinaufläuft und sich dort mit dem Riesengebirge vereinigt. Alle Elb-Uebergänge waren mit dreifachen Redouten gedeckt. Auf den Bergen hatte der Feind Verhaue gemacht und hinter denselben standen 40 Bataillone in Reserve, eine jede Stelle zu unterstützen, wo die Preußen ja verwegen genug sein sollten anzugreifen, vorausgesetzt daß es möglich gewesen wäre nach und nach die vielen Redouten und

Schanzen zu erstürmen, welche mit 1500 Kanonen besetzt waren. Uebrigens sind die Ufer der Elbe von Jaromirs an bis in das hohe Gebirge so steil und felsig, daß es ganz und gar unmöglich war den Uebergang zu versuchen.“ Wenn aber nun der König auch verschiedene Bewegungen unternahm und mit Vorposten scharmuzirte, so gelang es ihm doch nirgends die Oestreicher aus den Schanzen zu locken. Diese waren wie gesagt mit allem reichlich versehen, wußten um die Noth ihrer Feinde und blickten mit Stolz auf ihren Kaiser, welcher sich überall sehen ließ wo die Gefahr zu sein schien. „Was sollen wir uns fürchten,“ sagte ein östreichischer Soldat, „wenn wir sehen wie unser Sepperl selbst seinen Kopf den feindlichen Kugeln preisgiebt als wäre es eine bloße Mütze.“

Sobald Maria Theresia Kunde erhielt, daß ihr alter Feind wirklich angegriffen habe, was ihr trotz dem Zusammenziehen seiner Heere noch unwahrscheinlich vorgekommen war, weil sie einmal von seiner wankenden Gesundheit genaue Kunde hatte und dann ihm die Verscherzung der Geneigtheit bisher leidlich befreundter Höfe nicht zutrauen mochte, fühlte sie sich sehr unangenehm überrascht und sah selbst ihre Hauptstadt in Bestürzung, welcher schon der Name „des alten Fritzen“ Schrecken einzujagen schien. Dazu kam noch ihre mütterliche Besorgniß für das Leben zweier Söhne und eines Eidams (Joseph's, Maximilian's und Albert's von Sachsen-Teschen), welche sich bei der Armee befanden. In ihren Unmuth wünschte sie gar keinen Anspruch auf Baiern erhoben zu haben, entschloß sich auch den Frieden um jeden Preis herbeizuführen. Sie sendete zunächst und zwar hinter dem Rücken ihres kaiser-

lichen Sohnes einen Vertrauten an den König ab, der Waffenstillstand und Frieden bewirken sollte.

Während demnach der kleine Krieg unablässig fort ging, erschien im königlichen Hauptquartier zu Welsdorf ein Fremder, angeblich ein Secretär der kaiserlich-russischen Gesandtschaft in Wien, welcher dem König persönlich wichtige Depeschen zu überreichen habe. Als dieser Secretär bei Friedrich eingetreten war, sagte er: „Ich bin der Baron Thugut und habe Ewr. Majestät ein Schreiben der Kaiserin-Königin nebst meinen Vollmachten zu weitern Unterhandlungen zu überreichen. Ich bin beauftragt Ihnen von Ihrer kaiserl. königl. Majestät auszurichten, daß es Ihnen, wie sie hofft, ebenso leid thun werde als ihr, wenn Sie einander die Haare ausraufen wollten die schon das Alter gebleicht habe. Noch soll ich Ewr. Majestät die Bemerkung machen, daß sie diesen Schritt ohne Wissen des Kaisers ihres Sohnes thue und um das strengste Geheimniß bitte.“ Diese Sache kam dem großen König äußerst gelegen. Auch verhehlte er gar nicht seine Bereitwilligkeit den Wünschen der Kaiserin-Königin entgegenzukommen.

Die neuen Vorschläge, welche Maria Theresia durch den Baron Thugut vorbringen ließ, waren aber folgende: 1) Oestreich gedenkt von den in Baiern besetzten Gebieten bloß soviel zu behalten, daß eine jährliche Revenüe von einer Million Gulden herauskommt; 2) doch muß es der Kaiserin freistehen, diese Gebiete gegen passendere Districte zu vertauschen, wenn deren Einkommen jene Summe nur nicht übersteige, Baiern nicht zertheilt und Regensburg als der Sitz des Reichstags nicht eingeschlossen würde, und 3) rücksichtlich eines Uebereins-

kommens zwischen den Churfürsten von der Pfalz und von Sachsen wird sich die Kaiserin-Königin mit Sr. Majestät dem König einzuverstehen suchen. Dafür werde Oestreich, setzte Thugut mündlich hinzu, beim künftigen Anfall der fränkischen Markgrafenthümer an den preußischen Staat sich nicht widersetzen, auch die Vertauschung derselben gegen die Lausitz oder das Herzogthum Mecklenburg gern befördern.

Der König antwortete, sein unstreitiges Recht die fränkischen Markgrafenthümer einst mit seinen Staaten zu vereinigen hätte gar nichts mit Oestreichs offenbarem Unrecht zu schaffen einen Theil Baierns an sich zu reißen; vor allen Dingen müßten die baierschen Gebiete wieder herausgegeben und das deutsche Reich vor ähnlicher Willkühr sichergestellt werden; außerdem habe man sich noch über den Erlaß der böhmischen Lehnrechte in Sachsen und einige Befriedigung des Hauses Mecklenburg zu verständigen.

Während Friedrich der Große seine Minister nach Frankenstein kommen ließ, wo Thugut bald mit bestimmten Instructionen wieder eintreffen sollte, machte er der Kaiserin-Königin in einem Briefe folgende vorläufige Anträge: Der Wiener Hof erhält einen District von Baiern, der sich von Passau an längs des Inn und der Salza bis Wildshut erstreckt, entsagt aber allen Rechten über die böhmischen Lehen in der Oberpfalz und in Sachsen und zahlt an den Churfürsten des letztern Landes eine Million Thaler; während dieser Fürst außerdem Mindelheim in Schwaben und Rothenberg in Franken erhält, werden alle übrigen baierschen Lehen dem pfälzischen Hause wieder verliehen und die Herzöge von Mecklenburg ent-

weder durch eins dieser Lehen oder durch die von ihnen gewünschte Befreiung von der Gerichtsbarkeit der Reichsgerichte entschädigt; alle streitigen Punkte müssen sofort und für immer erledigt werden; dem als möglich angenommenen Widerspruch gegen die einstige Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit den preußischen Staaten und (im Fall eines freiwilligen Tausches gegen die Lausitzen) dem böhmischen Lehns- und Rückfallsrechte hat Oestreich ohne weiteres zu entsagen.

Wie geneigt nun aber auch Maria Theresia zur Nachgiebigkeit sein mochte, so verhinderten sie doch die Umstände sich sofort zu vergleichen. Es war ihrem Sohne zu Ohren gekommen daß seine Mutter die Unterhandlungen wieder angeknüpft hatte. Mit welchen Gefühlen des Unmuthes er eine solche Nachricht aufgenommen hatte, ging aus seinen Aeußerungen gegen seine erhabene Mutter hervor. Er schrieb ihr geradezu, wenn sie auf so nachtheilige Bedingungen Frieden schließen wolle, so werde er gar nicht nach Wien zurückkehren noch ihr sich jemals wieder nähern, sondern nach Sitte der alten Kaiser seine Residenz in Aachen oder irgend einer andern freien Reichsstadt nehmen. Dies bekümmerte die Kaiserin-Königin im höchsten Grade. Sie berief ihren zweiten Sohn den Großherzog Leopold von Toscana zu sich und schickte ihn zur Armee um ihren ältesten Sohn zu besänftigen. Allein Leopold konnte nichts ausrichten und hätte sich noch obendrein bald mit Joseph überworfen. Da nun auch Kaunitz mehr darauf dachte dem jungen Kaiser als der alternden Kaiserin zu gefallen, so sah diese sich zu einer andern Antwort genöthigt als sie so gern gegeben hätte. Sie bedürfe einiger Zeit, schrieb

sie an den König, um ihren Bevollmächtigten über den neuen ihr vorgelegten Plan vollständig zu instruiren.

Am 10. August kam Thugut wieder mit dem König zusammen. Jetzt erklärte er, die Kaiserin-Königin wolle von der mit Karl Theodor abgeschlossenen Convention ganz absehen, auch alle baierschen und oberpfälzischen Lande wieder hergeben, wenn der König auf so lange Zeit, als jüngere Prinzen des Hauses Brandenburg vorhanden wären, für sich und seine Nachkommen auf den einstigen Rückfall der fränkischen Markgrafenthümer verzichtete. Nachdem Friedrich der Große diese Proposition auf's bestimmteste abgelehnt hatte, rückte Thugut mit der Erklärung heraus, daß er noch zu andern Vorschlägen ermächtigt sei. Da verwies ihn der König an seine Minister, die im Kloster Braunau schon auf ihn warteten. Zuerst verlangte der östreichische Unterhändler ungefähr die Hälfte und dann wenigstens zwei Fünftel von ganz Baiern. Die Unterhandlungen dauerten vom 15. bis zum 18. August und führten nur zu der Einsicht beider Höfe, daß kein gütliches Abkommen zu treffen sei.

Kaiser Joseph, welcher sich in seinen Unternehmungen höchst ungern gehemmt sah, schrieb um diese Zeit, als eben die Unterhandlungen in Braunau begannen, an seine Mutter einen Brief welcher davon Zeugniß ablegte, daß er sich auch wohl zu mäßigen wußte. Er lautete so:

„Madame,

Der König von Preußen, der im Besitz des Ruhmes war eine außerordentliche Behendigkeit in Kriegsrüstungen zu haben und der sich hierin fast für unerreichbar hielt, war mißvergnügt

darüber, daß ich die Kühnheit hatte ihm den Besitz derselben zu bestreiten und daß ich mit den Truppen Ewr. Majestät früher am Orte ihrer Bestimmung eingetroffen, als es wohl den Absichten desselben förderlich wäre.

Wir standen in Böhmen, um den Widersacher, wenn er sich zum angreifenden Theil erklärte, in einer gut gewählten Stellung zu empfangen. Ich hatte 200,000 Vertheidiger der Rechte Ewr. Majestät und kluge Generale an meiner Seite.

Nachdem die Unterhandlungen abgebrochen und die Fehde erklärt worden war, überschritt der König den Rubicon und drang mit dem Erbprinzen von Braunschweig und dem General Ramin bis Nachod vor. Ich vereinigte die Truppen Ewr. Majestät und stellte mich bei Jaromirs in einem vortheilhaften Vertheidigungsposten den Feinden entgegen.

Der König sah bei einem seiner Speculationsritte daß es ihm unmöglich wäre über Arnau vorzudringen, um bei Czaslau oder Prag eine Hauptschlacht zu liefern; er fand Arnau unbezwinglich und unsre Feldbefestigung diesseit der Elbe im vortheilhaftesten Vertheidigungsstande.

Seine Majestät unterhielten sich in Ihrem Lager mit Fouragiren und erwarteten den Erfolg einer vom Prinzen Heinrich über Rumburg unternommenen Operation über Turnau. Laudon war ihm zuvorgekommen und bezog unweit Kosmanos am Ufer des Iserstroms ein unbezwingliches Lager.

Der Vortrab seiner Truppen erhielt einige Vortheile über ein paar Infanterie-Regimenter aus der Lombardei und bei Mladenko zerstreuten die Preußen etliche Schwadronen Reiter. Diese Kleinigkeiten verschafften ihm keine wesentlichen Vortheile.

Laudon machte forcirte Märsche von den Ufern der Elbe bis Münchengrätz und hielt den Prinzen Heinrich bei Names im Schach.

General Platen marschirte über Linay und besetzte Leitmeritz, der König aber zog mit seinen Truppen und dem Erbprinzen von Braunschweig aus seinem Lager nach Burkersdorf. Die Beschwerlichkeiten, denen seine Truppen hierbei ausgesetzt waren, und die unwegsamen Defileen vermehrten die Gefahr seines Rückzugs, der vom General Lassow gedeckt wurde und der um so sichrer sein mußte, da mich die Conferenzen in Braunau an der Verfolgung seines Heeres hinderten.

Die Großmuth Ewr. Majestät und die gemessenen Befehle, die ich hierin gehabt, den König auf seinem Rückzuge nicht zu verfolgen, machen dem Herzen Ewr. Majestät Ehre; aber mir wurde die Gelegenheit geraubt zu beweisen, daß ich in der Gefahr so gut ein General sein kann wie Friedrich der Einzige.

Im Lager bei Jaromirs, den 14. Aug. 1778.

Ich küsse Ewr. Majestät mit Ehrfurcht die Hände und bin

Ewr. Majestät

unterthänigster Sohn

Joseph."

Vier Tage später war die Vergeblichkeit der Unterhandlungen zu Braunau offenbar geworden und in wahrer Herzensfreude wendete sich nun der Kaiser mit folgendem Schreiben an seine kaiserliche Mutter:

„Madame,

Der Baron von Thugut, welcher die eigenhändigen Briefe Höchstderoselben und seine Vollmacht, mit dem König in Unterhandlungen zu treten, vorgezeigt hat, erhielt von Sr. philosophischen Majestät den Auftrag nach Wien zurückzureisen, um nähere Instructionen einzuholen.

Ew. Majestät haben die Gnade gehabt sich in einem Briefe an den König darüber zu äußern, daß sich Hochdieselbe mit mir besprechen wollen und daß der Minister den Auftrag habe solche Propositionen zu machen die dem verderblichen Kriege mit einem Male ein Ende machten.

Die Conferenz im Kloster Braunau dauerte nicht länger als vier Tage und in dieser Zwischenzeit marschirte der König mit seinem Heere aus dem Lager, das er am linken Ufer der Elbe gehabt und das ihm anfing nachtheilig zu werden.

Alle Unterhandlungen hörten sogleich auf, da der König, unter dem Vorwande, daß man in den beiderseitigen Grundsätzen noch zu entfernt wäre, seine Minister zurückgerufen hat.

Ich war — und vergeben mir Ew. Majestät diese Aeußerungen — ich war schon anfangs mit der von Hochdenselben hierbei bewiesenen Schonung gegen die Anmaßungen Preußens nicht einverstanden und halte dafür, daß Oestreich die Offerten und alle die Aufopferungen, die Ew. Majestät zur Wiederherstellung des Friedens machen wollten, in einem eignen Manifest dem unparteiischen Europa vor Augen legen sollte.

Die Bande sind gerissen die uns an einen Fürsten fesselten, welcher die Kunst befaß sich Freunde in der Gegend Ihres Thrones zu verschaffen. Wir müssen auf's neue versuchen, welchen

Erfolg unsre Waffen gegen einen Feind unsres Hauses haben, und sehen uns genöthigt Menschenblut zu vergießen, das der König von Preußen wohl in seinen Schriften aber niemals auf dem Schlachtfelde zu schonen gewußt hat.

Im Lager bei Jaromirs in Böhmen, den 18. Aug. 1778.

Ich bin mit den vollkommensten Gesinnungen der Ehrfurcht und Neigung

Ewr. Majestät
unterthäniger Sohn
Joseph."

Da es zu keinem Waffenstillstand gekommen war, so hatte der kleine Krieg nicht aufgehört. Um die Unzufriedenheit seiner Soldaten über ihre unthätige und beschwerliche Lage zu beschwichtigen, sprengte der König aus, er beabsichtige über die Elbe zu gehen, dem Feinde in den Rücken zu kommen und sich mit der Armee seines Bruders Heinrich zu vereinigen, dann aber es auf eine entscheidende Schlacht ankommen zu lassen. Indessen waren die Schwierigkeiten eines solchen Ueberganges bei des Königs damaligen körperlichen Leiden und seinen nicht selten Noth leidenden Soldaten im Angesicht eines zahlreichen und wachsamen Feindes fast unüberwindlich. Hätte er den Streich gewagt und wäre zurückgeschlagen worden, so mußte er aus dem aller Unterhaltungsmittel beraubten Böhmen in's eigne Land zurückeilen und den nachdringenden Feind daselbst erwarten; ja wäre der Angriff auch nur halb mißlungen, so hätte dies doch den Feind ermuthigt und zur Aufgebung von Baiern ungeneigter gemacht.

Am 15. August 1778 verließ Friedrich II. sein Haupt-

quartier Welsdorf und befand sich am 26. dess. Monats zu Lauterwasser. Von jetzt an gab er jeden Gedanken an einen Uebergang auf das jenseitige Elbufer auf und sein Bestreben war kein andres als sein Heer in Böhmen zu ernähren. Dieses Königreich war aber auch schon so ziemlich ausgeplündert, so daß ein hoher Grad von Mißmuth in der Armee einriß. Die Pferde waren so matt daß sie ihre Reiter nicht mehr zu tragen vermochten und von diesen am Zügel geführt werden mußten, ja die Marschroute der Preußen war mit gefallenen Pferden bezeichnet; unter den Mannschaften rissen bösartige Krankheiten ein: das Elend stieg auf einen hohen Grad. Man stellte dem übel gelaunten Monarchen vor, wie sehr das unglückliche Land darunter litte; er aber antwortete ärgerlich: „Ah was! die Leute müssen merken daß sie Krieg haben.“ Man machte ihm bemerklich, daß sein eignes Heer sichtlich zusammenschmelze; er war zu keiner andern Disposition zu bewegen. Endlich bestürmte man ihn mit Klagen über den Mangel an Pferdefutter; da schob er die ganze Schuld auf seine Suite, die alles ausgeplündert habe, und befahl dieser ihre Fourage vor die Thür seines Quartiers schaffen zu lassen: nun stritten sich die Artilleristen vor seinen Augen um jedes Bündchen Heu und die meisten kehrten doch mit leeren Händen zu ihren ermatteten Thieren zurück. Erst am 8. Sept. zog er von Lauterwasser ab. Bei dem anhaltenden Regenwetter war der Rückzug mit unglaublichen Beschwerden verknüpft. Am 21. Sept. war die Armee an der äußersten Grenze von Böhmen angekommen und er nahm sein Hauptquartier bei Schatzlar, seine Truppen aber lagen von hier bis Landshut und Schmiedeberg in Schlesien. Während

der König hier einen Angriff des Feindes erwartet, sehen wir uns nach Laudon und seinem Gegner dem Prinzen Heinrich um.

Gerade zu der Zeit wo der König in Böhmen eingebrochen war, hatte sein Bruder Heinrich sich fertig gemacht Dresden vor einem Handstreiche des raschen Laudon zu sichern. Prinz Heinrich hatte alles so schnell und heimlich betrieben, daß er am 8. Juli bei Dresden eintraf und sein Vortrab in die Stadt einrückte, welche nicht länger als sechs Stunden vorher etwas vom Herannahen eines preußischen Heeres erfahren hatte. Der 3 Meilen davon an der böhmischen Grenze stehende östreichische General Sauer erhielt erst zwei Tage später Kunde von diesem Manoeuvre. So lagen nahe bei Dresden 90,000 Preußen und zwischen Pirna und Maxen 23,000 Sachsen. Unter Heinrich standen die Generale Platen, Kleist, Kalkstein, Möllendorf, Belling, Friedrich Adolph von Anhalt-Bernburg und Leopold von Braunschweig; das sächsische Corps stand unter den Grafen Solms und Anhalt. Sicher wäre Laudon dem Prinzen Heinrich zuvorgekommen, wenn ihn nicht ein ausdrücklicher Befehl seines Hofs zurückgehalten hätte, der jeden Schein eines Angriffs zu vermeiden wünschte. Laudon war der Ansicht, die Preußen würden da in Böhmen einbrechen, wo ihnen dies im siebenjährigen Kriege gelungen war, und hatte sein Heer von Töplitz über Außig bis Leitmeritz längs der Elbe aufgestellt. Zwar sagte es nun dem Muthe des Prinzen Heinrich zu durch die Gebirgsenge vor Schluckenau und Rumburg zu ziehen, allein der König befahl ihm durch den Saatzer Kreis in Böhmen einzudrin-

gen, was Laudon ebenso wenig erwartete. Um Sachsen gegen Streifereien zu sichern, ließ der Prinz Heinrich 20,000 M. bei Maxen stehen und sandte dann den General Möllendorf mit einem Theile des Heeres voran. Dieser kam über Paßberg ohne Widerstand zu finden bis Commotau. Als aber das übrige Heer bis Frauenstein gekommen war, zog der Prinz Heinrich den General Möllendorf wieder an sich, ging unerwartet über die Elbe und drang über Schluckenau und Rumburg in Böhmen ein. Sein erster Plan war unterdessen vom König gebilligt worden. Die Julihitze war so groß daß selbst die kräftigsten Mannschaften auf den unglaublich beschwerlichen Wegen kaum mehr fort konnten. Da stellte sich Heinrich zu Fuß in den Vortrab und erklomm immer zuerst die steinigen Anhöhen. Die Grenadiere spannten die Pferde von den Kanonen ab und zogen diese selbst über die steilen Berge. Nach einem fünftägigen Marsche war der General Belling mit der Avantgarde in Gabel und zerstreute die wenigen Oestreicher, welche sich dort herum befanden. Da zog sich Laudon hinter die Iser und nahm von Jungbunzlau (über Münchengrätz) bis Turnau eine fast ebenso unangreifbare Stellung ein wie sie sein Kaiser selbst bezogen hatte, mit welchem er in beständiger Verbindung blieb. Ihm gegenüber stellte sich der Prinz Heinrich auf und besetzte die Gegend von Nimes bis nach Lowositz und Bilin. Wegen der musterhaften Mannszucht, welche der Letztere hielt, brachten die Einwohner seinem Heere Lebensmittel in Menge herbei, so daß sich dieses weit wohler befand als das seines königlichen Bruders. Außer Scharmützeln und einigen kleinen Gefechten fiel hier ebenso wenig etwas vor als beim

Heere des Königs. Zuletzt konnte sich indessen der Prinz wegen Mangels der Fourage auch nicht länger in Böhmen behaupten. Er zog sich höchst glücklich nach Sachsen zurück und brachte außer seinem Geschütz auch östreichische Magazine mit. Seine Leute bezogen längs der böhmischen Grenze die ihnen bestimmten Quartiere.

Laudon, dessen Feuer immer gehemmt war, hatte sich während dieser chienne de guerre politique (während dieser abscheulichen politischen Katzbalgerei) äußerst unbehaglich gefühlt, ja zuletzt war er gar krank geworden, so daß er sich in einer Sänfte tragen lassen mußte. Unter solchen Umständen hatte er gar nicht an eine Verfolgung seines Gegners gedacht. Er ließ auch sein Heer die Winterquartiere beziehen, übergab dem Marschall Haddik das Commando und ging nach Wien zurück.

So standen die Sachen zu Ende des Monats Septbr. 1778. Joseph giebt der Kaiserin-Königin hiervon in folgendem Briefe Bericht:

„Madame,

Meine letzten Briefe enthalten die fruchtlosen Versuche zur Wiederherstellung des Friedens und die Nothwendigkeit der fortgesetzten Feldzüge.

Nun muß ich aber Ewr. Majestät von den weitern Unternehmungen des Königs Bericht erstatten und daß er den Posten Arnau zu überrumpeln gesucht hat; muß Ihnen sagen, daß das Unternehmen des Generals Anhalt mißlungen ist und zwar durch die Tapferkeit des Generals d'Alton, der mit Entschlossenheit den Feinden in die Flanke manoeuvrirte und sie zurückschlug.

Der König, mißvergnügt über den Nichterfolg einer Unternehmung die ihm wesentliche Vortheile gegen die Heere Ewr. Majestät eingeräumt hätte, nahm dem General Anhalt das Commando und übertrug es dem Erbprinzen von Braunschweig.

Während er seine Völker auf die Anhöhe von Leopold und Tscherma geführt hatte, in der Absicht Arnau am linken Flügel anzufallen, setzten wir uns von Jaromirs in Bewegung und bezogen ein sehr vortheilhaftes Lager bei Els.

General Platen, der lange schon bei Leitmeritz gestanden, drang bis Budin vor. Ich verstärkte den Feldmarschall Laudon sogleich mit 10,000 M., der ihn sodann zum Rückzug nöthigte und den General Sauer nach Sachsen detaschirte.

Prinz Heinrich von Preußen war auf dem Standpunkte Nimes zu weit von seinen übrigen Truppen entfernt. Er mußte eilen Sachsen zu erreichen, ehe sich die Gefahr daselbst vermehrte; in dieser Absicht hob er sein Lager bei Nimes auf und wandte sich gegen Leitmeritz.

Zur nämlichen Zeit ging der König von Lauterwasser über Trautenau; er sandte den größten Theil seiner Reiterei nach Oberschlesien und suchte dadurch die östreichischen Truppen vom Erzgebirge zurückzuziehen.

Der Erbprinz von Braunschweig wurde nach Troppau gesandt, eine Winter-Operation in den mährischen Gebirgen zu versuchen, und hatte den Auftrag den Posten Schatzlar nicht eher zu verlassen als bis er Bericht von der Ankunft des Prinzen Heinrich in Sachsen empfangen hätte.

Der Rückzug des Prinzen Heinrich hatte alle Merkmale

einer übereilten Flucht (?); man fand Menschen, Pferde und einen Theil des Geschützes hin und wieder auf dem Wege zerstreut. Nach tausend Unbequemlichkeiten eines fruchtlos unternommenen Feldzugs erreichte er die Grenze von Sachsen.

Ich endige die Berichte der binnen dieser Zeit geschehenen Vorfälle zwischen Ewr. Majestät Truppen und den Feinden; und wenn ich Böhmen von den Preußen gereinigt und den Wintercordon berichtigt habe, so hoffe ich das Glück Ew. Majestät wiederzusehen. Ich bin mit großer Ehrfurcht

Im Lager, den 1. Oct. 1778.

Ewr. Majestät
unterthänigster Sohn
Joseph."

Nachdem beide Heere die Winterquartiere bezogen hatten, begab sich Kaiser Joseph nach Prag, von wo aus er den letzten Brief in militärischen Angelegenheiten an seine Mutter schrieb. Er darf unsern Lesern nicht vorenthalten werden:

„Madame,

Die vortrefflichen Dispositionen des Feldmarschalls Laudon haben nicht nur den Prinzen Heinrich nach Sachsen zurückgedrängt, sondern auch den König besorgt gemacht, er würde die Operationen gegen dieses Land fortsetzen oder in die Lausitz eindringen; und dies zu verhindern, hatten die Preußen den Prinzen von Anhalt-Bernburg mit einem Beobachtungscorps*) dahin gestellt.

*) Von 20,000 M., die aber noch Zuwachs erhielten.

Nachdem dies alles angeordnet und der Feldzug zum Mißvergnügen des Königs ohne Hauptschlacht vorübergegangen war, der Monarch Brandenburgs aber eingesehen hatte, daß ihn der Defensivplan unsrer Heere gehindert seinen eignen Offensivplan auszuführen, so ging er mit seinen blauen Legionen in die Winterquartiere.

Ew. Majestät wissen zu sehr mit wie vieler Achtung ich Ihre Befehle jederzeit aufgenommen habe und wie getreu ich den Grundsätzen sei die mir Ihre Gesinnungen zur Richtschnur meines Betragens hierbei gemacht haben; ich würde sonst in der Person des Königs den Angreifer Ihrer Rechte gesehen und ihn als einen Feind behandelt haben, dessen kriegerische Talente nichts Furchtbares mehr für Ihre Heere haben.

Die beiden Städte Troppau und Jägerndorf sind zwar im Wintercordon des feindlichen Heeres mit eingeschlossen und durch einige Feldbefestigung gesichert worden; ich hoffe aber daß diese beiden Orte sehr unruhige Plätze für diese Leute sein sollen.

Ich eile Ihnen mündliche Berichte von den Angelegenheiten Ewr. Majestät und dem Befinden der östreichischen Armee zu hinterbringen, um Hochdenselben zugleich diejenigen Officiere zu empfehlen, die sich durch Muth und Tapferkeit Ansprüche auf Belohnungen erworben haben. Mit grenzenloser Hochachtung bin ich Ewr. Majestät

Prag, im Oct. 1778. unterthänigster Sohn

Joseph."

Auch nachdem Friedrich der Große (am 3. Nov.) nach Breslau gegangen war, um seine Aufmerksamkeit vorzugs=

weise Unterhandlungen über den Frieden zu widmen, wurden in Oberschlesien und Mähren, wo sich beide kriegführende Theile sehr nahe standen, alle Tage kleine Gefechte geliefert. Um die Preußen vom östreichischen Gebiet „abzuschaffen," unternahmen die Kaiserlichen häufige Steifereien in's preußische Schlesien. Zwar trieb nun der preußische General Wunsch von der Grafschaft Glatz aus die Oestreicher in's Gebirge zurück, konnte ihnen aber dahin nicht folgen, sondern mußte in seine vorige Stellung zurückkehren. Gleich dahinter her fiel der östreichische General Wurmser in der Grafschaft Glatz ein und überrumpelte den Prinzen von Hessen-Philippsthal in Habelschwerdt (am 18. Jan. 1779), berannte sogar, wenn auch vergeblich, die Festung Glatz und setzte sich auf preußischem Boden fest. Da eilte Friedrich selbst mit einem kleinen Corps herbei, nahm sein Hauptquartier in Silberberg, um die Operationen nach allen Seiten leiten zu können, ließ den Feind aus Habelschwerdt und der Grafschaft Glatz vertreiben und, um das eigne Land gegen Anfälle besser zu sichern, den Feind auf seinem Gebiete beunruhigen. Am 4. Febr. 1779 drang Möllendorf wieder in Böhmen ein, marschirte bis Brix und nahm die dortigen Magazine weg. Dafür machte der östreichische General Wallis am 28. Febr. einen Angriff auf Neustadt und legte den größten Theil dieses Ortes in Asche. Dies waren die beiden letzten kriegerischen Unternehmungen von preußischer und östreichischer Seite im baierschen Erbfolgekriege.

Während des ganzen Kriegs hatten die Unterhandlungen nie ganz geruht, und das war es eben was der hitzige Laudon

une chienne de guerre politique nannte. Jetzt kam es wenigstens zu einem Waffenstillstande. Am 6. März begab sich König Friedrich II. wieder nach Breslau zu seinen Ministern und vielen Bevollmächtigten auswärtiger Höfe. Am 10. März sollten die Feindseligkeiten überall aufgehört haben.

In diesem sonderbaren Kriege, der übrigens Unheil genug angerichtet hatte, waren große Feldherren aufgetreten, die preußischen Helden Friedrich und Heinrich gegenüber den östreichischen Lascy und Laudon, und vielleicht ebendeshalb war nichts Entscheidendes vorgefallen. An der Spitze der östreichischen Heere stand, wie sich Dohm, der ziemlich unparteiische Geschichtsschreiber des großen Königs, (I, 186) sehr gut ausdrückt, „ein Monarch in der Kraft des männlichen Alters, der mit natürlichen Anlagen Thätigkeit, ausgebreitete Kenntnisse und unermüdetes Studium der Kriegskunst verband, der kriegerischen Ruhm zu erwerben sehnlichst wünschte. Auf beiden Seiten fanden sich Generale und Officiere in Menge, die Fähigkeit und Tapferkeit mit Erfahrung und Kenntnissen vereinten. Große Kräfte waren von beiden Seiten aufgeboten, aber kein Theil erreichte seine Absicht. Friedrich war in Böhmen eingedrungen, aber er hatte es verlassen müssen, und wenn der Krieg fortdauerte, war er gezwungen den nächsten Feldzug mit gleicher oder noch größerer Anstrengung anzufangen. Joseph's und Lascy's Kunst hatte zwar den Feind abgehalten sie anzugreifen, aber sie mußten nächstes Jahr den gleichen Versuch dieses Feindes (und vielleicht mit größerer Kühnheit und mehr Erfolg gemacht) wieder erwarten. Beide Theile hatten sich besser als vorher kennen gelernt und sich vielleicht

gegenseitig mehr Achtung eingeflößt. Den Preußen war es klar geworden, daß die Oestreicher seit dem siebenjährigen Kriege zugelernt hatten, und diese hatten erfahren daß Friedrich's Geist durch Alter und körperliche Leiden noch nicht so geschwächt sei als man sich eingebildet... Beide Staaten vergeudeten Kräfte die, im Frieden verwandt, den Wohlstand der Unterthanen erhöht haben würden... Oestreich mußte den Unterthanen drückende Kriegssteuern auflegen, konnte den Beamten nicht ihre Gehalte, den Gläubigern nicht die Zinsen zahlen; es vermehrte seine schon großen Schulden sehr bedeutend." An diesem Kriege hatte Maria Theresia gewiß sehr wenig Schuld. Ebenso wenig als wir Joseph freisprechen konnten, da es sich um die Theilung Polens handelte, können wir es bei Gelegenheit dieses Krieges. Man hat ihn wohl damit entschuldigen wollen, er habe durch diesen Krieg beabsichtigt die Deutschen nach und nach wieder zu einer einigen in sich eng verbundenen Nation zu machen; wenn ihm aber auch dieser Gedanke mit vorgeschwebt haben sollte, so war doch sicherlich die Hauptsache sein Streben nach Vergrößerung des Staats, seine Begierde sich Kriegsruhm zu erwerben und zumal sich mit dem größten Feldherrn des Jahrhunderts zu messen. Nächst ihm ist Kaunitz am meisten anzuklagen, welcher dem von ihm geleiteten Reiche durch seine Staatskunst erweiterte Grenzen geben wollte und etwaige Verwickelungen (wie er dies in Bezug auf Polen schon gezeigt hatte) ohne Blutvergießen zu entwirren hoffte. Aber auch der Churfürst Karl Theodor hatte das Unheil durch seine Schwäche herbeiführen helfen; wies er Oestreichs unziemliche Forderungen gleich anfangs

männlich zurück, so daß dem Wiener Cabinet nicht ein Schein des Rechts gegeben wurde, so hätte der Krieg leicht vermieden werden mögen.

Bei Joseph's brennender Begierde, die Waffen entscheiden zu lassen, könnte man sich wundern, daß noch so bald ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde, welchem auch der Friede folgen sollte. Allein, was schon oben angedeutet wurde, endlich rührte sich Rußland und legte ein bedutendes Gewicht in die politische Wagschale. Welche Dienste Katharina der II. der redliche Friedrich geleistet hatte, war nicht in Vergessenheit gekommen. Nachdem die russische Kaiserin rücksichtlich der Pforte beruhigt war, ließ sie in Wien eine Erklärung übergeben (und auch den Reichstag davon in Kenntniß setzen), worin sie auf Friedrich's Antrieb die Kaiserin-Königin ersuchte, den Beschwerden verschiedener Reichsfürsten über die gewaltsame Beschlagnahme eines Theils von Baiern vollständig abzuhelfen, widrigenfalls sie sich genöthigt sehen würde ihren Verbindlichkeiten gegen den König von Preußen ein Genüge zu leisten und zu dessen Beistand ein Corps ihrer Truppen vertragsmäßig abgehen zu lassen. Bald nachher kam der russische General Fürst Repnin nach Breslau, um entweder als Bevollmächtigter Katharina's beim Friedesschluß ein Wort mitzureden oder sich an die Spitze des versprochenen Hülfscorps zu stellen. Noch bevor Maria Theresia das Schreiben der russischen Kaiserin erhielt, hatte sie die Vermittlung Frankreichs und Rußlands angerufen. Die Schreiben der beiden Monarchinnen begegneten einander unterwegs.

Da sich die beiden genannten Höfe zur Vermittelung be-

reit erklärten, so theilte Friedich II. einen Entwurf zu den Friedensbedingungen dem Cabinet von Versailles mit, welchen dieses wieder dem Wiener Hofe als den seinigen vorlegen ließ. Es ward darin die Zurücknahme der Convention vom 3. Januar 1778 gefordert, wofür Oestreich einen kleinen District von Baiern erhalten sollte. Dies fand die Zustimmung der Kaiserin = Königin. Es sollten nun demnächst Bevollmächtigte aller interessirten Mächte zu Teschen in Oberschlesien zusammenkommen, um den Frieden definitiv abzuschließen.

Die Unterhandlungen begannen am 13. März 1779. Die vermittelnden Minister waren der Russe Repnin und der Franzos Breteuil; für Oestreich sprach Cobentzl, für Preußen Riedesel, für den Churfürsten von der Pfalz Törring=Seefeld, für den Churfürsten von Sachsen Zinzendorf und für den Herzog von Zweibrücken der wackre Hohenfels. Dieser Letztere machte eine Uebereinkunft schwierig, indem er auch nicht das kleinste Stück von Baiern trennen lassen wollte. Auch Zinzendorf nahm wegen der Allodial=Ansprüche seines Hofs anfangs den Mund ziemlich voll. Friedrich II. aber ließ endlich erklären, er könne sich wegen eines Zwickelchens Land von Baiern, wofür noch obendrein Entschädigung gegeben werden solle, und wegen eines Sümmchens Geld mehr oder weniger nicht mit den beiden vermittelnden Großmächten entzweien. Dies brachte die Widersprechenden zur Ruhe.

Bis jetzt hatten Kaiser Joseph und Kaunitz noch die stille Hoffnung gehegt, Rußland werde seine Drohung nicht erfüllen können, weil seine Unterhandlungen mit der Pforte

leicht wieder abgebrochen werden möchten. Darum hatten sie immer noch die Rüstungen betrieben und sogar die Kaiserin-Königin bewogen, eine neue Aushebung von 80,000 M. zu verfügen. Während der Zeit mußte Cobentzl bei den Friedensunterhandlungen um Kleinigkeiten und Ausdrücke mäkeln. Plötzlich aber traf die Nachricht von einer zwischen Rußland und der Pforte (am 10. März) abgeschlossenen Convention zu Wien ein. Nun war an keinen Widerstand von Seiten Oestreichs mehr zu denken. Am 13. Mai, dem 62. Geburtstage der Kaiserin-Königin, kam der Friedensschluß zu Stande, wobei Folgendes festgesetzt wurde: 1) Die am 3. Januar 1778 zwischen der Kaiserin-Königin und dem Churfürsten Karl Theodor abgeschlossene Convention wird vernichtet; jene Monarchin entsagt für sich und ihre Erben allen Ansprüchen auf Baiern; sie giebt die davon in Besitz genommenen Districte und die Herrschaft Mindelheim zurück; sie verspricht mit den böhmischen Lehen und der Oberpfalz das churpfälzische Haus wiederum zu belehnen, so daß dieses sie auf eben dem Fuß besitzen soll, wie das ausgestorbene churbaiersche sie besessen hat. 2) Die Kaiserin-Königin will gemeinschaftlich mit dem König von Preußen bei Kaiser und Reich sich dahin verwenden, daß alle vom letzten baierschen Churfürsten besessenen, nach dessen Tode sequestrirtn Reichslehen im baierschen und schwäbischen Kreise dem Churfürsten zur Pfalz und dem pfälzischen Hause wieder verliehen und jedem sofort nach erfolgter Ratification dieses Friedens deren Verwaltung eingeräumt werde. 3) Die Kaiserin-Königin überträgt ihre böhmischen lehensherrlichen Rechte über die gräflich schönburgi-

schen Herrschaften Glaucha, Waldenburg und Lichtenstein an den Churfürsten von der Pfalz. 4) Der Churfürst von der Pfalz tritt diese böhmischen Lehnrechte über die schönburgischen Herrschaften an den Churfürsten von Sachsen ab und verspricht diesem außerdem 6 Millionen Gulden im 24Fl.=Fuß in sechsmonatlichen Terminen, jeden zu 250,000 Fl. zu zahlen und damit den 4. Januar 1783 anzufangen. Der Churfürst von Sachsen erklärt sich hierdurch für alle seine Anforderungen an die baiersche Allodial=Erbschaft befriedigt, und das Allodialvermögen wird nun mit den Stammlanden des pfälzischen Hauses vereinigt und mit dem Fideicommiß belegt, unter welchem sich jene befinden. 5) Der Churfürst von der Pfalz und der Herzog von Zweibrücken verbinden sich auf das feierlichste, die in den Jahren 1766, 1771 und 1774 abgeschlossenen Hausverträge nach ihrem ganzen Inhalte zu beobachten, und diese Verträge werden von den Hauptcontrahenten des Friedens und von den Vermittlern garantirt. 6) Die Kaiserin=Königin macht sich verbindlich einer dereinstigen Vereinigung der Fürstenthümer Anspach und Baireuth mit den brandenburgischen Hauptlanden nichts entgegenzusetzen. Auf den Fall, daß diese Vereinigung erfolgt, will die Kaiserin=Königin die im Umfang der fränkischen Fürstenthümer gelegenen böhmischen Lehen, der König aber dafür dieser Monarchin die im Herzogthum Oestreich gelegenen brandenburgischen Lehen abtreten*). 7) Zum Beweise seiner Erkenntlichkeit für

*) Dieser Punkt des Teschener Friedens (Tausch der genannten lehnsherrlichen Rechte), welcher erst nach Vereinigung der fränkischen

die von der Kaiserin=Königin erfahrene Zuneigung tritt der Churfürst von der Pfalz dieser Monarchin für sich und seine Erben einen District von Baiern ab, der von den Flüssen Donau, Inn und Salza umfaßt wird. Diese Flüsse bleiben beiden Theilen gemein und keiner derselben kann ihrem Laufe eine andre Richtung geben, noch neue Zölle an denselben anlegen. Dieses soll auch nicht von Oestreich auf einem kleinen Strich des Inn geschehen, wo dessen beide Ufer ihm gehören. 8) Die Kaiserin=Königin und der König von Preußen wollen bei dem Kaiser sich verwenden, um den Herzögen von Mecklenburg das Jus de non appellando (die Befreiung von der Gerichtsbarkeit der Reichsgerichte) zu verschaffen. 9) Alle Contrahenten, wollen den Kaiser und das deutsche Reich ersuchen diesem Friedenstractate beizutreten und allen darin enthaltenen Bestimmungen völligen Beifall zu geben.

Jedermann schien durch diesen Friedensschluß so leidlich befriedigt zu sein. Friedrich II., welcher von dieser Zeit an fast allgemein der Große oder Einzige genannt wurde, vergaß einen Augenblick seine körperlichen Leiden in dem Gefühl auf Recht und Gerechtigkeit gehalten zu haben; Maria Theresia, wie weh es ihr auch thun mochte eine schon abgeschlossene Convention und ein bereits besetztes Land „wegen dieses méchant homme"*) wieder aufgeben zu müssen, war

Fürstenthümer mit den preußischen Erblanden eintreten sollte, ward noch bei Joseph's II. und Friedrich's II. Lebzeiten vollzogen.

*) Mit diesem Namen (eines recht garstigen Mannes) belegte sie schon während des siebenjährigen Krieges ihren alten Feind Friedrich.

doch im Grunde herzlich froh den Frieden wieder errungen zu haben und nahm sich vor künftig mit jenem bösen Manne in Ruhe und Freundschaft zu leben; die betheiligten Churfürsten und Herzöge nahmen mit Freuden von fremder Fürsorge an, was sie sich nicht selbst hätten verschaffen können; Frankreich war es angenehm seine Kräfte nun ungetrennt gegen England verwenden zu können, sich Preußen wieder genähert und das Vertrauen des deutschen Reichs wieder gewonnen zu haben; Katharina von Rußland wußte es hoch anzuschlagen, daß sie von nun an, nachdem sie den auf den westphälischen Frieden gegründeten Tractat von Teschen hatte machen helfen, ein Wort in die deutschen Angelegenheiten mit zu reden hatte.

Mit der Beendigung eines Krieges also, worin nach einer damaligen Spottrede mehr Dinte als Blut geflossen, und mit den Bedingungen eines Friedens, welche nach einer späteren Spottrede die europäische Dinte nicht aufzehrten, war alle Welt einverstanden, nur nicht — Joseph II. und Kaunitz. Es lag diesen Männern beständig im Sinne, daß Oestreich seit Preußens Erhebung immer den kürzern gezogen hatte. Die 1722 vom Kaiser gestiftete ostindische Handelsgesellschaft zu Ostende mußte durch den Vertrag von 1730 aufgehoben werden, durch den von 1738 verlor das Haus Ostreich die Königreiche Neapel und Sicilien nebst den Festungen Navarra, Tortona ꝛc., durch den von 1739 Belgrad, Sabacz, Servien und die östreichische Wallachei, durch den von 1742 Schlesien und die Grafschaft Glatz sowie durch den von 1748 Parma und Piacenza sammt einem Theil von Pavia. Toscana betrachteten sie nur als einen Ersatz für Lothrigen, in die pol-

nische Republik hatten sich Preußen und Rußland auch mit getheilt und von Baiern bekam das Kaiserhaus statt der bereits in Besitz genommenen 234 nicht mehr als 38 Quadratmeilen, die nun unter dem Namen des Innviertels figurirten. Dafür also, mochte Joseph denken, hatte er sich jahrelang gerüstet und geübt, dafür alles Ungemach der Feldlager ertragen, Tag und Nacht zu Pferde gesessen, Frost und Hitze verachtet, auf Stroh und bloßer Erde geschlafen und mit den gemeinen Soldaten die kärgliche Kost getheilt! Dennoch war die Nothwendigkeit gebieterisch; er mußte als Mitregent den Teschener Vertrag unterzeichnen. Er machte seinem Aerger darüber in einem Briefe an einen seiner Freunde Luft, der zu charakteristisch ist um hier übergangen zu werden. Das Schreiben lautet so:

„Mon cher,

Der Feldzug ist vorüber — und der König hat dabei weder seinen Ruhm noch seine Vortheile vergrößert, sondern vielmehr eingesehen, daß er das non plus ultra seiner Entwürfe gewesen ist.

Dessenungeachtet wird er der Kaiserin in einem verhaßten Gesichtspunkte gezeigt — und in dem Senat, dem keiner in Europa Gesetze geben sollte, wurde der Friede projectirt.

In dieser Absicht hat man Teschen zum Congreßorte bestimmt. Hierauf erschienen sogleich eine große Menge Ambassadeurs und arbeiteten mit vieler Weisheit drei Monden an einem Frieden, dem zufolge Oestreich einen geringen Antheil von dem acquirirten Baiern überkommen hat.

Man ermangelte nicht der Kaiserin meiner Mutter die

Vortheile hiervon sehr einleuchtend darzuthun und die Macht des Königs durch ein Prisma zu zeigen. Sofort sagte Einer dem Andern eine Menge Complimente und in Wien wurden deswegen 99,000 Tedeums gesungen und geschossen!

Zwar genehmigte ich, um die Kaiserin nicht zu betrüben, diesen Frieden und leistete die Garantie darüber. Ich kann aber mein Betragen hierbei mit jenem Karl's V. in Afrika vergleichen, der nach einem widrigen Feldzuge mit seiner Flotte nach Spanien zurückkehrte; er stieg zwar auch zu Schiffe, war aber der Letzte der es that.

Ich bin wie einer der venetianischen Generale, der im Kriege die Landarmee commandirt und in dieser Absicht die Bestallung der Republik erhält; wenn die Feldzüge vorbei sind, so bekommt er eine Pension.

Leben Sie zufrieden als ein Weiser; genießen Sie alle Reize des Privatlebens und beneiden Sie ja das Glück der Könige nicht. Wien, im Mai 1779.

Joseph."

Im Teschener Frieden war der förmliche Beitritt des deutschen Reichs vorbehalten, welcher aber wegen einiger Schwierigkeiten, die sich in Regensburg erhoben, erst im folgenden Jahre erfolgte. Auch brachte es Oestreich dahin, daß die Clausel beigefügt wurde, „daß dieser Beitritt den Rechten des Reichs, dem westphälischen Frieden und den übrigen Grundgesetzen ebenso wenig als irgend jemandem an seinen erweislichen und gehörigen Orts geltend zu machenden Gerechtsamen jetzt oder künftig zum Nachtheil gereichen sollte," wodurch angedeutet zu werden schien, daß man künftig unter günstigern

Umständen auf die jetzt aufgegebenen Ansprüche zurückzukommen gedenke. Auch ohne diesen Beisatz hätte niemand in Europa daran gezweifelt, daß sich Oestreich, sobald es die politischen Verhältnisse erlaubten, von den Verbindlichkeiten wieder losmachen würde, die ihm durch einen unbequemen Frieden auferlegt worden waren.

Niemals noch hatte Joseph II. bisher die Abhängigkeit von seiner Mutter so schwer empfunden als während dieses sogenannten einjährigen Kriegs. Seine ganze Mitregentschaft war ihm dadurch verleidet worden. Daher that er auch von jetzt an bis zum Antritt seiner Alleinherrschaft in der innern Reichsverwaltung gar nicht viel, sondern widmete seine meiste Zeit abermals dem Militärwesen und verschiedenen Reisen.

Bevor wir den Kaiser auf seinen fernern Ausflügen begleiten, sei es uns gestattet zu bemerken, daß sein Streben nach Vergrößerung, wie es sich in Bezug auf Polen und Baiern so unverkennbar gezeigt hatte, im Geiste der östreichischen Politik von jeher gelegen hat, während die heutige Regierung unter den jetzigen Verhältnissen weislich nur den Status quo aufrecht zu erhalten strebt. Ob sie nicht bei veränderten Umständen zur ältern Politik der Habsburger zurückkehren werde, ist allerdings eine andre Frage. Wenigstens würde das übrige Deutschland, ja selbst der ganze Westen Europa's frohlocken, wenn sie im Osten nachholte, was ihre Vorgängerinnen wegen innerer Kämpfe versäumen mußten. Einst mochten sich freilich die im europäischen Südosten gegenwärtig nur mechanisch mit dem Kaiserstaate verbundenen Völkerstämme durch eine nähere Vereinigung der gesammten Staatsbevölkerung zum Ankampf gegen

den Erzfeind des christlichen Namens mit dem Westen aussöhnen und verschmelzen, so daß ein Hervorbrechen des russischen Kolosses auf dieser Seite für alle Zukunft unmöglich geworden wäre. Aber Ungarn ward damals bloß herangezogen, wenn der Westen drohte, und so verging die günstige Zeit sich des östlichen Donaugebietes bis an das schwarze Meer zu bemächtigen. Verwickelungen in Mitteleuropa hinderten die Habsburgische Dynastie ihre Bestimmung in diesen Gegenden zu erreichen um dort die Rolle zu spielen, welche nun das gewaltige Czarenreich übernommen hat. Durch den Carlowitzer und Passarowitzer Frieden (1699 und 1718) waren Serbien mit Belgrad und Theile von der Wallachei, Kroatien und Bosnien an Oestreich gekommen; durch den spanischen Erbfolgekrieg und ein paar andre Friedensschlüsse (von Rastadt und Baden, 1714) erhielt es den noch spanisch gebliebenen Theil der Niederlande, Mailand, Neapel, Sardinien und statt dessen (seit 1720) Sicilien sowie das Herzogthum Mantua. Wie diese Besitzungen unter Karl VI. wieder verloren gingen und dafür unter Maria Theresia und Joseph nur ein Theil von Polen, die Bukowina nebst dem Innviertel erobert wurden, ist bereits erwähnt. Nach den Kriegen gegen Napoleon erhielt Oestreich durch die Beschlüsse des Wiener Congresses (1814 — 1815) und den Vertrag mit Baiern (1816) seine jetzige Gestalt, in der es eben bis zu einer günstigern Gestaltung der Angelegenheiten bleiben zu wollen scheint, denn die Geschichte Joseph's und seiner Bestrebungen, die der französischen Kriege und ihrer Folgen müssen den östreichischen Staatsmännern nothwendig immer vorschweben.

Daß Oestreich, bevor es die Beschränkung auf eine reine Erhaltungstheorie für nöthig hielt, seine ältere Politik auch nach Napoleon's Vertreibung nicht aufgegeben hatte, dies beweisen am deutlichsten die Verhandlungen auf dem Wiener Congresse. Namentlich wünschte es sich damals in Italien auszubreiten und ließ es nicht bei bloßen Worten bewenden. Im Mai 1814 schrieb man aus der Halbinsel: „Bologna und Massa-Carrara sind von Oestreich provisorisch in Besitz genommen worden; die venetianischen Staaten, Mailand und Ferrara kehren unter die Herrschaft Oestreichs zurück; die Einwohner wünschen, daß aus diesen Provinzen ein eignes Königreich, wie z.B. Ungarn, gebildet werde." Im August desselben Jahres hieß es in italiänischen Briefen: „Warum werden dem heiligen Stuhle immer noch Provinzen des Kirchenstaates vorenthalten? Neapel hat Ancona und Urbino inne, Oestreich gedenkt Bologna, Ferrara und die Romagna mit seinen venetianischen Besitzungen zu vereinigen." Durch ein Schreiben vom October wurde bekannt: „Der Kaiser von Oestreich scheint sich in Betreff seiner italiänischen Provinzen in nichts von dem Gange entfernen zu wollen, den Joseph II. und Leopold eingehalten haben — und dies ist den Planen des päpstlichen Stuhles schnurstracks zuwider." Ende November erfuhr man mit Bestimmtheit, daß der Wiener Hof die Klagen des Papstes in keinem Falle berücksichtigen werde. Bekanntlich erhielt Oestreich endlich zu seinen frühern Besitzungen in Italien das Gebiet von Venedig und den auf dem linken Ufer des Po gelegenen Theil von Ferrara nebst dem Besatzungsrecht von Ferrara, Commachio und Piacenza.

Dieses Besatzungsrecht hat in der neuesten Zeit dem Wiener Cabinet Gelegenheit gegeben seine einstweilige Erhaltungstheorie abermals zu bewähren. Auf den päpstlichen Stuhl ist ein Mann berufen worden, welcher mit gleichem Rechte wie Clemens XIV. wahrhaft populär genannt werden kann. Daß es nun im Innern des Kirchenstaates nicht an Leuten fehlen konnte, denen die beabsichtigten Reformen des heiligen Vaters mannigfachen materiellen Schaden zu bringen drohten, ist ebenso natürlich als daß die intellegente Bevölkerung des übrigen Italiens dem erhabenen Reformator entgegenjauchzte und bei ihren verschiedenen Regierungen lauter als je um Abschaffung von Mißbräuchen und Einführung von Verbesserungen bat. Der Name Pius IX. wird überall mit dem größten Enthusiasmus genannt. Von ihm dürfen die Liebhaber des Bestehenden keine Verordnungen erwarten, wie sie Pius VII. gab, nachdem er aus der französischen Gefangenschaft zurückgekehrt war: „An keinem Freitag und Sonnabend dürfen Fleischspeisen genossen werden... Der Orden der Jesuiten ist in seinem ganzen Umfange wieder hergestellt, da es die katholische Welt einstimmig verlangt... Alle aufgehobenen Mönchsorden sollen demnächst wieder aufleben... Die Freimaurerlogen sind bei Gefängnißstrafe verboten, denn die Seuche der Freimauerei ist den Thronen und noch mehr der heiligen Religion gefährlich" u. s. w. Aber eben die Ueberzeugung, daß Pius IX. nicht der Mann ist auf seiner Bahn stehen zu bleiben oder gar Rückschritte zu machen, hat einen gewissen Theil der italiäntschen Bevölkerung zu energischem Widerstande aufgestachelt und so eine gegenseitige Aufregung herbeigeführt, wo-

durch selbst der Friede bedroht zu werden schien. Unter solchen Umständen konnte Oestreich, dessen italiänische Staaten irgendwie gefährdet zu sein schienen, keinen ruhigen Zuschauer abgeben. Es verstärkte die Truppen im lombardisch-venetianischen Königreich und besetzte die Stadt und Festung Ferrara.

Dieser Schritt des Wiener Cabinets hat heftigen Widerspruch und vielfachen Tadel erfahren. Mit Unrecht. Wer die Geschichte der neuern und neuesten Zeit aufmerksam verfolgte, kann gar nichts Andres erwartet haben, als daß Oestreich von seinem unleugbaren Besatzungsrechte Gebrauch machte. Nun hat man zwar den Zweifel ausgesprochen, ob es außer der Citadelle auch die Stadt zu besetzen berechtigt gewesen sei; allein schon die Ueberlegung, daß ihm die Citadelle allein nicht die gewünschten Dienste leisten kann, mußte auf die Annahme führen, daß in jenem Vertrage das Besatzungsrecht auch für die Stadt habe gelten sollen. Es ist eine Art jusqu'à la mer und jusque dans la mer. Durch nichts hat Oestreich darauf hingedeutet, daß es den Papst in seinen Reformen hindern wolle, aber zu verdenken ist es auch jedenfalls nicht, wenn es etwaige Unruhen nicht zu leicht um sich greifenden Revolten werden lassen will. Dieses hindernde Bestreben paßt indessen zur conservativen Politik des erfahrungsreichen Staatskanzlers so gut, daß die Annahme einer andern Absicht allerdings begreiflich war.

Nein, zu tadeln ist Oestreich nicht, wenn es im Süden und Westen Ruhe erhalten will, denn was sollte es sonst gegen den sich immer näher heranwälzenden Osten machen? Nicht vor der längern Hinausschiebung der von Joseph beabsichtig-

ten Reformen braucht uns zu bangen, weil diese über kurz oder lang so gewiß eingeführt werden müssen als eine Sonnenfinsterniß einmal ihr Ende erreichen muß, sondern die Barbarei des Osten, der nordische Polyp ist zu fürchten, welcher seine Arme bereits mitten in das civilisirte Europa ausstreckt und alle Errungenschaften der Völker nebst den vorbereiteten und unausbleiblich herbeizuführenden Reformen mit einem Male zu erdrücken droht. Fahre fort, du treuer Wächter an der Donau, allen Zwist in Mitteleuropa zu hemmen, damit nicht der unersättliche Riese in einem günstigen Augenblicke seinen Griff thue!

Neunzehntes Capitel.

Joseph reis't nach Böhmen, in das Innviertel und nach Rußland.

Zwar hatte der Kaiser bei verschiedenen Gelegenheiten das Königreich Böhmen bereis't und in verschiedener Absicht durchforscht; aber obgleich er im einjährigen Kriege seine berühmten Gegner dort im Schach zu halten das Glück hatte, so schien ihm dieses Land nach preußischer und sächsischer Seite hin doch nicht genug verwahrt zu sein. Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe. Im Herbst 1779 ging er mit einigen geschickten Ingenieurs nach Böhmen ab. Namentlich war seine Aufmerksamkeit auf die Untersuchung dessen gerichtet was ein paar sehr tüchtige Kenner über die Anlegung neuer Festungen

gesagt hatten. Als nämlich bei den Friedensunterhandlungen zu Hubertsburg die östreichischen Minister auf der Zurückgabe von Glatz bestanden, weil diese Festung als Böhmens und nicht als Schlesiens Schutzwehr zu betrachten sei, ergriff Friedrich der Große eine Karte von Böhmen, deutete seinem Minister Herzberg darauf zwei Punkte an und sagte: „Hier, hier muß der Besitzer von Böhmen Festungen anlegen, um einem Feinde das Eindringen zu erschweren." Er zeigte auf einen Punkt im Kreise Königsgrätz, wo die Auga und Metau in die Elbe münden, und auf einen andern im Kreise Leitmeritz, wo sich die Eger in die Elbe ergießt. „Theilen Sie diese meine Bemerkung dem östreichischen Bevollmächtigten mit!" setzte der König hinzu. Dies that nun zwar Herzberg redlich, fand aber entweder keinen Glauben oder doch nicht die gehörige Würdigung seiner Mittheilung. Später urtheilte ebenso wie Friedrich II. der als Taktiker berühmte General Lloyd, welcher sehr früh England verlassen, zuerst holländische, dann östreichische, preußische und endlich russische Dienste genommen, zuletzt aber Europa als brittischer Kundschafter durchreis't und ein Werk verfaßt hatte unter dem Titel: The history of the late war in Germany between the king of Prussia and the empress of Germany and her allies (Geschichte des letzten Krieges in Deutschland zwischen dem König von Preußen und der deutschen Kaiserin nebst ihren Verbündeten). Auch diese neue Hinweisung auf die Nothwendigkeit eines Festungsbaues in Böhmen fruchtete nichts beim Wiener Cabinet. Erst als Joseph selbst an Ort und Stelle alles genau untersuchte, überzeugte man sich von der Richtigkeit jener

Bemerkungen. Schon im folgenden Jahre begannen sich die Festungen Josephstadt (Pleß) und Theresienstadt zu erheben.

Von Böhmen aus begab sich der Kaiser in das neuerworbene Innviertel. Die ehedem bairischen Bewohner desselben waren ihm als unzufriedene geschildert worden, aber er fand dort nur Leute vor, welche sich Glück wünschten unter dem Scepter des weisen Joseph und seiner frommen Mutter zu stehen. Groß-Hoffinger theilt hier eine artige Scene mit, die in Perwang (an der äußersten Grenze des Innkreises) stattfand und die wir hier mit seinen Worten wiedergeben: „Der Kaiser langte am 28. October 1779 in diesem Orte an. In seinem Gefolge befanden sich die Generale Langlois und Browne nebst der nöthigen Dienerschaft. Ungeachtet des anhaltenden Regens war der Kaiser um den ganzen Mattsee auf Obertraun nach Perwang geritten, wurde vom Prälaten von Michelbeuern, Anton Moser, am Hofthore empfangen und in das Schlößchen, das jetzt zum Pfarrhofe dient, hinaufbegleitet, wo er mit ihm beinahe eine halbe Stunde sprach. Er richtete darauf mehrere Fragen über das Oertliche dieser Gegend, über die Einwohner und die Art ihres Erwerbes sowohl an den Hofrichter von Michelbeuern (Pichler) als auch an den Unterbeamten des Pfleggerichts (Friedburg), trat dann an das geöffnete Fenster und fragte das auf dem Hofe gedrängt stehende Volk: Seid Ihr Alle aus dem Innviertel? — Ja! erscholl die Antwort — worauf der Kaiser erwiederte: Gut, so sind wir Alle Landsleute. — Durch die freundlichen und herzlichen Worte seines neuen Landesfürsten begeistert erhob das Volk ein Jubelgeschrei und drängte sich, als Joseph zur

Tafel gegangen, unaufhaltsam in das Haus über die Stiege hinauf unter dem steten Rufe: Wir müssen unsern Kaiser sehen! In einem Augenblicke war das Gastzimmer gedrängt voll und selbst der Stuhl des Monarchen in einem Halbkreise von den Schaulustigen umgeben, so daß die Dienerschaft nur mit Mühe die Speisen bringen und wegtragen konnte. — Bei der Lebhaftigkeit Joseph's dauerten seine Mahlzeiten nicht länger als eine halbe Stunde; aber diesmal blieb er nach derselben noch eine Stunde sitzen, um seinen neuen Unterthanen nicht die Freude zu rauben ihn recht nach Herzenslust ansehen zu können. Er befragte auch Einige über die alten Verhältnisse des Bauernstandes, über die Gerichtspflege auf dem Lande, über das Schulwesen und die verschiedenen Erwerbszweige in dieser Gegend und beschenkte diejenigen, die ihm seine Fragen verständlich beantworteten*). Als er darauf wieder an's Fenster trat, stürzte das Volk ebenso eilig in den Hof zurück als es früher hinaufgestürmt war. Um sechs Uhr zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück, um noch mit den Generalen und Officieren mehrere Arbeiten zu beendigen, was ihn bis 8 Uhr beschäftigte. — Den 29. Oct. Morgens um 7 Uhr setzte sich der Kaiser trotz dem stärksten Regen wieder zu Pferde und ritt, begleitet von den Segenswünschen der Landleute, die sich auf

*) Einer dieser Landleute erwiederte ganz gemüthlich einem Leiblakai, der beim Andrange der Anwesenden ungeduldig einige verweisende Worte gesprochen: Der Herr hat gut reden; er sieht den Kaiser alle Tage; aber wir sehen ihn heute und Gott weiß ob wir dieses Glück noch einmal haben werden.

beiden Seiten des Wegs in einer langen Reihe aufgestellt, nach Michelbeuern, höchst vergnügt über die Gesinnungen der Einwohner von Perwang und der Umgegend, die sich für ihn in so herzlicher Einfalt aussprachen.

Daß der Kaiser auch jetzt wie früher höchst einfach auftrat und frugal lebte, bezeugt einer seiner Begleiter, welcher über ihn an einen Freund schrieb: „Er schläft beständig auf einer Hirschhaut, die er über eine Schütte Stroh ausbreiten läßt; seine Toilette ist die eines Soldaten, seine Garderobe die eines Souslieutenants, seine Erholung Arbeit und sein Leben fortwährende Bewegung."

Nachdem Joseph auch jetzt wieder in den Gegenden die er berührte so manche Folge des Kriegs verwischt, so manche Thräne des Kummers getrocknet und seine neue baiersche Besitzung, das Innviertel, nach seiner gewohnten Weise beobachtet hatte, machte er sich auf den Rückweg. Den kurzen Zeitraum, welchen er nach seiner Rückkehr aus diesem Ländchen in Wien verlebte, bezeichnen militärische Belohnungen (so machte er dem Feldmarschall Laudon ein Geschenk mit einem schönen Palast) und allerlei Handlungen der Wohlthätigkeit. Unter letzteren ragt die Rettung von unglücklichen Reisenden hervor, deren kleines Fahrzeug eben in der Donau scheitern wollte. Joseph kam dazu und besann sich keinen Augenblick die Rettung mit Hülfe seiner Begleiter zu versuchen. Sie gelang unter dem Jubelrufe des Volkes. Gerührt sanken ihm die Geretteten zu Füßen. Ihm stand im Herzen geschrieben:

Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen.

Schiller.

Lange hielt es der Kaiser doch nicht in seiner Hauptstadt aus. Die ewige Beschränkung und Hemmung seines guten Willens war ihm mehr als je zuwider. Nun hatte er wohl gesehen wie wenig man auf Frankreich rechnen könne, welches Oestreichs Antrag, wegen Rußlands Umsichgreifen nach der Türkei hin sich mit ihm zu verbinden, von der Hand gewiesen hatte, und wie verderblich dem Hause Oestreich Preußens Verbindung mit Rußland gewesen war. Während Katharina die polnische Republik fast willkührlich beherrschte und Friedrich wenigstens einen bedeutenden Einfluß auf dieselbe übte, war die von Oestreich beschützte Partei der Conföderirten ganz niedergedrückt; während die Czarin der Pforte einen ihr sehr nachtheiligen Frieden abgedrungen und der König redlich dabei geholfen hatte, war die angebotene Vermittelung Oestreichs schnöde zurückgewiesen worden. Nun fühlte Joseph ebenso gut als Kaunitz wie leicht Rußland seine weitern Absichten auf die Türkei zu realisiren im Stande sein mußte, da bei Frankreichs Schwäche und des nordischen Bundes Stärke Oestreich allein keinen wirksamen Widerstand zu leisten hoffen durfte. Wie, wenn sich nun Oestreich dem mächtigen Reiche des Nordens näherte, um zur Vernichtung des alten Erbfeindes der Christenheit beizutragen und die Beute zu theilen? Schon dies allein, ganz abgesehen von dem Wunsche des Wiener Cabinets jeder lästigen Einrede in sein Gebahren mit dem deutschen Reiche überhoben zu sein, mußte es veranlassen Katharinens Freundschaft zu suchen.

Maria Theresia freilich, welche es den Türken Dank wußte, daß sie den kurz vor ihrem Regierungsantritte geschlos-

senen Frieden während der großen Bedrängnisse des Hauses Oestreich treulich gehalten und welche eine entschiedene Abneigung gegen Katharinens moralischen Charakter hatte, war einer nähern Verbindung mit dieser Herrscherin wider die Türken höchlich abgeneigt. Aber Joseph und Kaunitz dachten anders.

Da man vermuthete daß das Cabinet von St. James großen Einfluß in St. Petersburg besitze, so ließ ihm Kaunitz kurz nach dem Teschener Frieden Oestreichs Vermittelung wegen des Krieges mit Frankreich anbieten; allein die brittischen Minister gedachten Englands Zwist mit dem Nachbarstaate nicht durch fremde Einwirkung schlichten zu lassen und vermochten auch nicht so viel über den russischen Hof als man gedacht hatte, so daß der östreichische Minister seinen Zweck nicht erreichte.

Nun wurde darauf gedacht sich der Beherrscherin des Nordens direct zu nähern und merkwürdigerweise bereitete Friedrich der Große, dem alles daran liegen mußte das Gelingen dieses Planes zu hintertreiben, dem reiselustigen Joseph den Weg nach St. Petersburg. Der hochbejahrte Brennenkönig wünschte endlich Ruhe zu haben und jede weitere Störung des Friedens in Europa zu verhindern. War irgendwo etwas Widriges zu besorgen, so konnte es nur im Nord-Osten sein. Daher dachte Friedrich an eine Defensiv-Allianz und gegenseitige Garantie des dermaligen Besitzstandes zwischen ihm, Rußland, der Pforte und Polen, wodurch Oestreich von jeder Ruhestörung abgehalten werden mußte. Er theilte diese Idee seinem Gesandten in Petersburg, dem Grafen

von Görtz mit, welcher den russischen Hof sondiren sollte, bevor er einen förmlichen Antrag stellte. Er antwortete jedoch dem König auf der Stelle, Katharina habe den Frieden bloß deshalb geschlossen, um neue Kräfte zu einem abermaligen Angriff zu sammeln, und sei zuverlässig nicht zu einem Bündniß mit der Pforte zu bewegen. Als nun Görtz höchst vorsichtig die vom König ausgegangene Idee gegen den russischen Staatskanzler Panin äußerte, fuhr dieser barsch und ganz ohne Rückhalt heraus: „Die Pforte ist eine Macht, mit der nie Waffenstillstände geschlossen werden können. Eine Allianz mit derselben widerstreitet dem ganzen politischen System Rußlands und den persönlichen Gesinnungen der Monarchin.“ Nun mußte Görtz mit Bestimmtheit erklären, daß dieser Idee nicht die geringste Folge gegeben werden sollte; allein Katharina erblickte in des Königs Idee dessen bis jetzt verborgen gehaltenes Streben ihrem ferneren Plane entgegenzuarbeiten und ihrer Vergrößerungssucht Schranken zu setzen.

Unter solchen Umständen schien Oestreich leichte Arbeit zu haben. Mußte sich dem russischen Hofe nicht der Gedanke aufdrängen, daß Oestreich geneigter als die preußische Regierung sein werde mit ihm gegen die Türkei gemeinschaftliche Sache zu machen? Zwar wollte Kaunitz die Allianz seines Hofes nicht geradezu antragen, indem er Katharinens allmächtigen Günstling Potemkin zu gewinnen hoffte. Dieser, ursprünglich Wachtmeister in der kaiserlichen Reitergarde, hatte sich mehr durch seine einnehmende Figur und kühne Aufdringlichkeit als durch Geistesvorzüge zum erklärten Günstlinge der Monarchin emporgeschwungen. „Potemkin, welcher die

höchste sittliche Unwürdigkeit durch nichts gut machte, entschied jetzt willkührlich jede Bewegung des russischen Reichs. Ein fremder Hof, der mit demselben in Berührung kam, mußte sich noch mehr bestreben die Gunst dieses Lieblings als die der Monarchin selbst zu gewinnen. Auch Friedrich mußte sich dazu herablassen; aber seine Würde nie vergessend und vertrauend auf die Achtung, welche er und sein Bruder Heinrich der Kaiserin eingeflößt hatten, zeigte er sich doch minder eifrig in diesem Geschäft als Andre. Es blieb Potemkin nicht unbemerkt und dieser war dem großen Könige keineswegs hold, wovon er bei jeder Gelegenheit unzweideutige Beweise gab. Da er den sehnlichst gewünschten schwarzen Adlerorden etwas später erhielt als er ihn erwartet haben mochte, hatte er die Unverschämtheit mit wegwerfender Miene zu sagen: Ich bin zwar dem König sehr verbunden, doch weiß ich in der That nicht, wie ich die Menge derartiger Auszeichnungen, die ich schon habe, neben einander ordnen soll. Auch als Friedrich erfuhr daß Potemkin das Herzogthum Kurland zu erwerben beabsichtige und ihm seine Mitwirkung dazu anbieten ließ, gab Potemkin unverhohlen zu erkennen, daß ihm diese Besitzung nicht genüge und daß es nur von ihm abhängen werde sie zu erhalten, ohne deshalb den König zu bemühen.'' (Dohm.) Dieser Favorit der Kaiserin war schon 1776 von Oestreich in den deutschen Fürstenstand erhoben worden und bot nun alles auf, seine Gebieterin dem Wiener Hofe auf Kosten des Königs von Preußen geneigter zu machen. Kaunitz hatte sehr klug gerechnet.

Es war im Mai 1780, als für einen directen Schritt zur

Gewinnung der Czarin alles reif zu sein schien. Der Kaiser Joseph wollte sich aus Gründen selbst auf den Weg nach Rußland machen. Seiner Mutter sagte man und außer einigen scharfsichtigen Geistern glaubte auch die Welt, diese Reise des Kaisers bezwecke gleich den vorhergehenden lediglich die Einsammlung weiterer Kenntnisse. Er nahm Rücksprache mit dem russischen Gesandten in Wien, dem Fürsten Galitzin, der ihm mittheilte, daß seine Gebieterin die neu erworbenen polnischen Provinzen zu sehen gedenke und auf diese Art leicht mit Sr. Majestät dem deutschen Kaiser zusammentreffen könne. Es ward verabredet, daß diese Zusammenkunft zu Mohilew am Dnepr stattfinden sollte.

Kaum war es bekannt geworden, daß sich der Graf von Falkenstein nach Rußland begeben wolle, als eine ungeheure Menge Neugieriger, Polen und Ausländer, die Straßen bedeckte, um den Menschenfreund zu sehen, welcher überall Elend verminderte und Mißbräuche abstellte. Man war selbst genöthigt einen Cordon ziehen und niemanden ohne besondern Erlaubnißschein passiren zu lassen.

In Brody, der letzten Stadt an der Grenze Polens, gab der Kaiser seinen 27 Begleitern folgende eigenhändig geschriebenen Verhaltungsbefehle:

1) Niemand nenne mich im Auslande Kaiser oder Majestät sondern bloß Graf von Falkenstein.

2) Niemand speise ohne meine ausdrückliche Erlaubniß an einem fremden Tische.

3) Niemand führe mit den Fremden allzu lange Gespräche.

4) Jeder bezahle die erkauften Sachen, ohne zu handeln.

Pius VI. in Wien
den päbstlichen Segen spendend.

5) Niemand lasse sich verleiten jemanden zu schimpfen oder zu schlagen.

6) Keiner treibe die Fuhrleute an; und wenn diese auch umwerfen, so ertrage er es geduldig.

Diese Instruction ist ohne Commentar deutlich.

Am 23. Mai 1780 traf Joseph und zwei Tage später Katharina in Mohilew ein, wo sie über 14 Tage beisammen blieben. Katharinen, die schon vorher für diesen Fürsten eingenommen war, sprach sein ausdrucksvolles Gesicht, sein leichter bequemer Anstand und seine heitre lebhafte Unterhaltung sehr an und der Kaiser bemühte sich diesen Eindruck dauernd zu machen. Am 10. Juni reis'ten sie in Gesellschaft nach Smolensk, von wo aus sich Katharina nach Petersburg und Joseph nach Moskau wendete; indessen folgte der Kaiser der russischen Monarchin, welche „den offenen und anmuthigen Deutschen, den vollkommensten Mann seiner Zeit" dazu eingeladen hatte, in ihre Hauptstadt nach und blieb dort vom 28. Juni bis zum 19. Juli.

Wer geglaubt hatte Joseph habe diese Reise unternommen, um sich von den Kräften und innern Verhältnissen des für Oestreich und das deutsche Reich so wichtigen Rußlands zu unterrichten, täuschte sich nicht völlig; denn er besuchte seiner Gewohnheit gemäß alle merkwürdigen Anstalten, machte seine Beobachtungen über die Verwaltungsart im Innern des Reichs, über die Gesetzgebung, die Sitten und Gebräuche des Volks. Allein tiefer blickende Politiker merkten wohl, daß er Katharinen zu Gunsten Oestreichs und zum Nachtheil Preußens werde umzustimmen trachten. Es lag ihm auch wirklich viel

daran einen günstigen Eindruck auf die Czarin zu machen. Er wußte höchst liebenswürdig zu sein.

Katharina II., welche sich geschmeichelt fühlte daß ihr der erste europäische Monarch, dessen stolzes Haus so hohe Ansprüche zu erheben pflegte, seine persönliche Huldigung darbrachte, bot ihrerseits wieder alles auf, ihrem kaiserlichen Gaste zu gefallen, ihm Vergnügen zu machen und einen hohen Begriff von den Kräften des russischen Reichs zu geben. Man hätte glauben sollen diesen gegenseitigen Bestrebungen müsse sofort ein Bündniß folgen.

Aber einmal war Katharinens Verehrung gegen Friedrich II. so tief gewurzelt, ihre Anerkennung seiner Treue unter schwierigen Umständen so lebendig, daß es ihr unmöglich war so ganz umzuspringen. Dazu kam noch daß Panin, des Großfürsten Erzieher, der preußischen Verbindung völlig zugethan war, so daß selbst Potemkin's Hetzereien wirkungslos geblieben waren. Als übrigens Letzterer, wie eifrig er auch zum Anschluß an Oestreich getrieben haben mochte, Joseph's wirkliche Charaktergröße, seine edle Einfalt der Sitten, sein herablassendes Benehmen gegen Menschen aller Stände, seine echte Humanität und seine rege Wißbegierde bemerkte, da fürchtete er selbst, dem alle diese Tugenden fehlten, in Schatten gestellt zu werden und begann des Kaisers schwache Seiten gegen seine Gebieterin hervorzuheben. „Joseph's Lebhaftigkeit," meinte Potemkin, „beginnt viel und führt wenig aus; dafür giebt es schon jetzt Belege genug: wie kann man sich auf seine Standhaftigkeit verlassen? Sieht er auf seinen Streifzügen eine Einrichtung oder ein Verhältniß das ihm besser dünkt als das

Bestehende, so reißt er dieses ein und setzt jenes an dessen Stelle: wie sollte ein festes Band zwischen ihm und einer andern Regierung bestehen?" Russische Große, Speichellecker des Ministers, machten den Witz, der Graf von Falkenstein sei der schlechteste Gesandte Kaiser Joseph's II. Mochte Katharina auch nicht viel auf solche Bemerkungen geben, etwas blieb doch hängen, wie sich bald zeigen wird.

Fand man in Rußland an unserm Joseph etwas auszusetzen, so konnte es gar nicht fehlen daß dieser, bei einer Verwaltung wie die Potemkin's war, im Herzen noch weit mehr zu tadeln hatte. Ueberall stellten sich ihm die durch den Krieg erzeugten Lücken der Bevölkerung dar; die russische Armee war wenig geübt, undisciplinirt und bei dem Mangel der nöthigsten Bedürfnisse sehr wenig geeignet die großen Entwürfe der Czarin auszuführen; die Verschwendungen des Hofs und namentlich Potemkin's Verschleuderungen hatten die Staatskassen zum Erschrecken geleert; die Rechtspflege lag im Argen, an Förderung von Fleiß und Wohlstand war nicht zu denken; überall herrschte Unzufriedenheit, vor deren Ausbruch selbst die Kaiserin zitterte.

Aus dem was über den Eindruck gesagt wurde, den beide Potentaten auf einander machten, läßt sich das Resultat ihrer Conferenzen erklären. Wie wenig auch von ihren Unterhaltungen im Einzelnen bekannt geworden ist, da sie meistens allein oder doch nur in Potemkin's Beisein mit einander sprachen, so läßt sich gleichwohl der Hauptinhalt ihrer Verabredungen leicht aus der Folgezeit errathen. Einmal ist es gewiß daß kein Vertrag zu Stande kam sondern beide Regenten sich mit mündlichen

Zusicherungen begnügten, sie würden einander je nach den eintretenden Umständen unterstützen und dann bestimmtere und festere Verabredungen treffen. Ferner kam man überein daß, wenn es zu einem Kriege mit der Pforte kommen sollte, Rußland und Oestreich sich auf Kosten dieser Macht vergrößern wollten. Wenn die Türkei wirklich getheilt werden sollte, so kam es freilich darauf an, was eine solche Theilung bis auf die neuesten Zeiten verhindert hat, nämlich auf die Lösung der Frage wer Constantinopel erhalten sollte; nie hat bis jetzt eine Macht der andern diese wichtige Stadt gegönnt und so hat sich auch stets jeder Theilungsversuch zerschlagen. Katharina wußte Rath zu schaffen. „Wenn mir Constantinopel zugestanden wird," sagte sie zu Joseph, „so können Sie Rom und Italien nehmen; warum sollte man nicht auf die Wiederherstellung des alten Zustandes der Welt denken, wo ein östliches und ein westliches Kaiserreich bestanden?" Auch sagte die Czarin dem Kaiser zu, sie werde ihn nicht nur nicht an der Erwerbung Baierns hindern sondern auch den Widerstand Preußens paralysiren. Um den Wiener Hof desto thätiger für ihre Entwürfe zu machen, versprach sie endlich einst bei der Wahl des Erzherzogs Franz zum römischen König und der des Erzherzogs Maximilian zum Coadjutor von Cöln und Münster mitzuwirken.

Beide Souveräne trennten sich unter den lebhaftesten Freundschaftsversicherungen. Wenn Katharina den Kaiser ganz für sich eingenommen zu haben glaubte, so meinte auch dieser seinen Zweck vollkommen erreicht zu haben. Beide täuschten sich auch in der That nicht sehr.

Beim Abschied sagte Joseph zu seiner erhabenen Wirthin: „Ich habe mich gezeigt wie ich bin und habe bei Ihro kaiserl. Majestät weder List noch Kunst gebraucht. Sie können also von meiner Gemüthsart und von dem was ich werth sein mag urtheilen. Da ich recht wohl weiß daß man mich gleich nach meiner Entfernung bei Ihnen zu verleumden und anzuschwärzen suchen wird, so bitte ich Sie inständig Ihr eignes Urtheil zu Rathe zu ziehen, bevor Sie andern Berichten über mich Glauben beimessen. Ich bin kein Schmeichler; aber ich muß bekennen, daß mir Ihre Majestät weit über dem hohen Rufe zu stehen scheinen dessen Sie sich erfreuen. Ich werde die wenigen Tage, welche ich bei Ihnen verlebt habe, als die glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens betrachten." Diese Worte, mit dem unserm Joseph eignen, edlen und offnen Anstande gesprochen, rührten die Kaiserin bis zu Thränen, und als sich ihr dieser Fürst zum Handkuß nahte, schloß sie ihn lebhaft in die Arme.

Das neu geknüpfte Verhältniß ward nach Joseph's Abreise durch die Eröffnung eines Briefwechsels zwischen beiden Regenten unterhalten. Im August 1780 betrat der Kaiser wieder die deutsche Erde.

Trotz seinen vielen Reisen war dem deutschen Manne der deutsche Boden doch der liebste. Er fühlte was der Dichter sagt:

Der Sonnen schönste wärmt das Land
Und heilig ist die Erde
Wo vormals unsre Wiege stand
Am väterlichen Herde,

Jacobi.

und von ihm galt im vollsten Umfange:

Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt' ich üben her und hin;
Nicht im Herzen angeklungen,
Stärkten sie den deutschen Sinn.
Lang' ein umgetrieb'ner Wandrer
Wurd' ich niemals doch ein Andrer.
A. W. Schlegel.

Am 20. August 1780 war Kaiser Joseph wieder in Wien eingetroffen. Kaunitz war bei seiner Zurückkunft höchlich erfreut gewesen, daß die Beherrscherin von Rußland mit ihren Absichten so offen herausgetreten war; daraus ließ sich schließen daß sie sich Oestreich genähert und von Preußen wenigstens einigermaßen entfernt habe. Dies sah er bald noch deutlicher, als es sich darum handelte das i. J. 1772 auf 8 Jahre abgeschlossene Bündniß zwischen Rußland und Preußen zu erneuern. Katharina nahm zwar Friedrich's II. Thronfolger, der bald nach Joseph's Abreise in St. Petersburg eintraf, höchst freundlich auf, erneuerte aber die Allianz doch nicht, weil sie dadurch dem Wiener Hofe zu mißfallen fürchtete.

Zwanzigstes Capitel.

Joseph's jüngster Bruder wird Coadjutor in Cöln.

Auch als eine Frucht der Reise Joseph's nach Rußland dürfte die Wahl seines Bruders Maximilian zum Coadjutor im Erzstift Cöln und im Hochstift Münster zu betrachten sein,

indem ohne die Annäherung Oestreichs und Rußlands Friedrich II. wohl anders aufgetreten sein würde. Hiermit verhielt es sich folgendermaßen:

Schon 1769 hatte Maria Theresia, welche bekanntlich allen ihren Kindern so bald als möglich eine hohe Stellung zu verschaffen wünschte, ihren jüngsten Sohn Maximilian (geb. 1756) zum Coadjutor seines väterlichen Oheims des Hoch- und Deutschmeisters Herzogs Karl von Lothringen erwählen lassen, welcher i. J. 1780 mit Tode abging und so seinem Neffen diese Würde eröffnete. Allein die Kaiserin-Königin hätte ihn gern noch mehr poussirt und gab daher Kaunitzens Vorschlage, ihn mit einigen andern geistlichen Fürstenthümern zu versehen, ihren ganzen Beifall. Da nun der 72jährige Maximilian Friedrich aus dem Hause Königseck-Rothenfels Cöln und Münster regierte, so richtete man sein Absehen vorzugsweise auf diese beiden Stifter, deren Beherrschung einen erweiterten Einfluß im deutschen Reiche gewähren mochte. Um aber ganz gewiß zu gehen, durfte man den Tod des bisherigen Regenten nicht abwarten sondern mußte den jugendlichen Erzherzog immer zum Coadjutor ernennen lassen.

Diese Wahl bei den beiden Domcapiteln durchzusetzen und die Gegenbemühungen der fremden Mächte unwirksam zu machen, war keine leichte Aufgabe. Die Glieder der Domcapitel mußten befürchten, ein Herr aus so hohem Hause werde einen großen Aufwand machen und dem Lande bedeutende Lasten aufbürden, Klagen über Verletzung der Landesverfassung und althergebrachten Freiheiten im Hinblick auf den ihm winkenden hohen Beistand nicht immer gehörig berücksichtigen, zum Nachtheil seiner

Lande an den Kriegen seines Stammhauses theilnehmen, seine Einkünfte außer Landes verzehren und die Wahl eines Nachfolgers nach Willkühr lenken. Frankreich konnte es nicht gern sehen, wenn Oestreich, das nicht ganz wie ein treuer Verbündeter behandelt worden war, seinen Einfluß bis an den Niederrhein ausdehnte. Die Republik Holland mochte nichts von einem Nachbar aus einem ehrgeizigen Hause wissen, dessen unternehmender Monarch schon so manche Besorgnisse einflößte. Besonders aber mußte es Preußen bedenklich sein das Erzhaus Oestreich sich im Mittelpunkte der preußischen Besitzungen und Verbindungen festsetzen zu sehen, da zumal ein östreichischer Prinz als Churfürst von Cöln auf den Handel des Niederrheins sowie als Fürst von Münster und Mit-Director des westphälischen Kreises auf die politischen Angelegenheiten bedeutenden Einfluß gewinnen mußte.

Nun begannen Kaunitzens Machinationen. Es kam hauptsächlich darauf an, die Reichsverfassung auf keine Weise zu verletzen, den Erzbischof zu bewegen von den Domcapiteln eine statutengemäße Wahl zu verlangen und die Mitglieder derselben durch Anerbietung von Vortheilen für die Absicht des Hauses Oestreich zu gewinnen. Nach der Ansicht des östreichischen Siaatsmannes war Frankreich wegen seiner Verbindung mit Oestreich, die Republik Holland wegen des dort herrschenden langsamen Geschäftsganges und Preußen wegen der Nicht-Beistimmung der Reichsstände und der russischen Kaiserin nicht zu fürchten; die Unterhandlungen brauchten nur schnell und ganz in der Stille betrieben werden.

Da der Churfürst Maximilian Friedrich nicht im

entferntesten daran dachte einen Coadjutor zu verlangen und ein solcher ohne dieses sein ausdrückliches Verlangen nach kanonischem Recht nicht gegeben werden konnte, so mußte man seine Zuflucht zur List nehmen. Kaunitz wußte den Cölnischen Minister von Belderbusch zu gewinnen, welcher den Plan entwarf, daß im Schoße des Domcapitels selbst ein Bewerber auftreten, die Eifersucht des Churfürsten und der Capitularen erregen und zuletzt zu Gunsten eines östreichischen Erzherzogs scheitern sollte. Zu seinem Werkzeug ersah er den Prinzen Joseph von Hohenlohe-Bartenstein, welchem er die stärkste Versicherung gab, sowohl der Churfürst als auch die Capitularen würden nicht anstehen ihn zum Coadjutor zu machen, wenn er sich nur entschließen könnte um diese Würde anzuhalten. Als sich Prinz Joseph nach langem Zureden endlich willig finden ließ, stellte sich Belderbusch ebenso überrascht als es der Churfürst wirklich war. Der hinterlistige Minister sprengte aus, der Prinz sei als Mitglied des Breslauer Domcapitels von Friedrich dem Großen zur Bewerbung aufgereizt worden, weil dieser jedenfalls vermittelst eines ihm ganz ergebenen Regenten die Regierung der Lande Cöln und Münster an sich zu ziehen wünsche; dies würde aber nicht nur für den Churfürsten sehr übel ausfallen sondern auch Oestreich im höchsten Grade zuwider sein; freilich werde nun wohl kein Glied des Domcapitels mit Preußen in die Schranken treten können; die Sache sei aber einmal angeregt und Preußen werde nicht nachlassen: daher sei nach seiner Ueberzeugung das beste Mittel, sich einem so unerwünschten Einflusse zu entziehen, die Wahl eines östreichischen Prinzen zum Coadjutor. Diese

Vorspiegelungen wurden vom Churfürsten und von der Mehrzahl der Domcapitularen für baare Münze genommen und thaten ihre Wirkung. Jetzt kam Metternich (geb. 1746) nach Bonn und Cöln und theilte dem Churfürsten den Wunsch der Kaiserin-Königin mit ihren jüngsten Sohn Maximilian zum Coadjutor gewählt zu sehen. Nach allem Vorhergegangenen hatte Metternich leichte Arbeit; der Churfürst erlaubte ihm, sich ohne weiteres an das Domcapitel zu wenden, welchem er zugleich wissen ließ, daß er einen Coadjutor nnd zwar als solchen den Erzherzog Maximilian wünsche.

Trotz allem nun was der König von Prenßen und der Freiherr von Fürstenberg, welchem der Churfürst früher die Nachfolge zugesagt hatte, gegen die östreichische Thätigkeit aufwendeten, kam es schon den 2. August zu einem Beschluß des Domcapitels zu Cöln, daß ein Coadjutor zu wählen sei. In Münster trieb Metternich das alte Spiel. Um es kurz zu sagen, am 7. August ward Maximilian in Cöln und am 16. deff. Monats in Münster zu Maximilian Friedrich's Coadjutor gewählt.

Jetzt war es klar daß Rußland nicht mehr zu Preußen sondern zu Oestreich hielt. Wie oft und dringend Friedrich II. auch der russischen Herrscherin Anträge machte die Wahl des Erzherzogs Maximilian zum Coadjutor von Cöln und Münster hindern zu helfen, Katharina verhehlte zuletzt gar nicht mehr ihre Absicht die Kaiserin-Königin zu unterstützen. Diese höchst bedeutungsvolle Umwandlung schrieb sich doch hauptsächlich von dem Eindrucke her, welchen Joseph auf die Czarin gemacht und den Potemkin's Eifersucht bei weitem

nicht ganz hatte verhindern können. Sie fand sehr wahr was Joseph ihr beim Abschiede gesagt hatte. Wegen der überwiegenden Vortheile, welche eine Verbindung mit Rußland gewährte, war nun auch Maria Theresia froh über den glücklichen Ausgang der Bemühung ihres erlauchten Sohnes.

Einundzwanzigstes Capitel.

Maria Theresia's Tod.

Der Abschluß des Teschener Friedens, die Wiederherstellung der Verbindung mit Rußland und die Versorgung ihres jüngsten Sohnes waren die letzten Freuden, welche das Schicksal der Kaiserin auf Erden beschieden hatte. Viele Jahre lang hatte sie der besten Gesundheit genossen uud nur in der letzten Zeit fühlte sie in Folge ihrer Beleibtheit einige Athmungsbeschwerden. Bedenklich war es auch daß ihr die Beine zu schwellen anfingen, so daß sie bereits seit einiger Zeit geschnürt werden mußten.

Am 18. August, dem Todestage ihres Gemahls, begab sie sich wie gewöhnlich nach der Kapuzinergruft um dort ihre Andacht zu verrichten. Wegen ihres Embonpoint war ihr das Treppensteigen äußerst beschwerlich. Sie wurde auf einem Stuhle hinabgelassen. Als sie den Boden schon fast erreicht hatte, riß ein Seil. Sie that zwar keinen schweren Fall, betrachtete aber das Ereigniß als ein Vorzeichen, daß sie auch bald in dieser Gruft ruhen werde. Von dieser Zeit an verschlimmerte sich ihre Engbrüstigkeit. Im Spätherbst gesellte sich da=

zu ein bedenklicher Husten. Am 19. November steigerte sich derselbe bis zu einer Art von Stickfluß. Ihr Leibarzt Störk verordnete einen Aderlaß und schaffte auch wirklich in kurzem bedeutende Erleichterung. Sehr bald aber kehrten die Schmerzen wieder um sie nicht mehr zu verlassen. Obgleich sie nicht einmal das Liegen vertragen konnte sondern während ihrer ganzen Krankheit auf einem Stuhle sitzen mußte, hörte man doch keine Klage von ihr. Als sie einst einen sehr heftigen Anfall gehabt hatte, äußerte sie bekümmert gegen ihre Umgebung: „Gott gebe daß es bald ende; ich weiß sonst nicht wie ich es ertragen soll," und zu Maximilian sagte sie bei einer andern Gelegenheit: „Bis jetzt hat mich meine Festigkeit und Standhaftigkeit noch nicht verlassen; bitte Gott, nach welchem all mein Sehnen steht, daß ich sie bis zum letzten Augenblick bewahre." Der weichmüthige Joseph vergoß Thränen, als er ihre Leiden sah. Da sagte sie zu ihm: „Ich bitte Dich mich zu schonen; dieser Anblick könnte mich um meine ganze Festigkeit bringen." Ein paar Tage vor ihrem Tode ließ sie sich von einer Kammerfrau eine Todesbetrachtung vorlesen; als aber die Stimme der Vorleserin von Thränen erstickt wurde, sagte die Kranke: „Geh, und wenn Du ausgeweint hast, komm wieder um weiter zu lesen." Zu andern Kammerfrauen, die sich der Thränen nicht erwehren konnten, sagte sie: „Ihr seid alle zu zaghaft; ich habe mich schon seit 15 Jahren mit dem Tode bekannt gemacht und fürchte mich nicht im geringsten vor ihm." Am 26. November ließ sie sich die heiligen Sacramente reichen. Gleich darauf versammelte sie ihre ganze Familie um sich und sprach:

„Liebe Kinder, ich habe nun die heiligen Sacramente empfangen und weiß, daß ich nicht mehr auf Genesung hoffen darf. Erinnert Euch, mit welcher Sorge und Kümmerniß Euer Vater, der selige Kaiser, und ich stets an Eurer Erziehung gearbeitet, wie sehr wir Euch stets geliebt und Euch alles, was Euch glücklich machen konnte, zu verschaffen gestrebt haben.“ Auf Joseph blickend fuhr sie fort: „Da alles was ich auf dieser Welt habe von Rechtswegen Dir gehört, so brauche ich nicht darüber zu verfügen. Nur meine Kinder gehören mir und werden immer mein bleiben. Dir übergebe ich sie. Sei ihnen Vater! Ich werde ruhig sterben, wenn Du mir versprichst überall und beständig für sie zu sorgen.“ Joseph machte gerührt eine zustimmende Bewegung, und nun sagte die Kaiserin weiter: „Fortan betrachtet den Kaiser als Euern Gebieter! Gehorcht ihm, ehrt ihn als solchen! Folgt seinem Rathe, vertraut ihm und liebt ihn aufrichtig, damit auch er Euch seine Sorge, seine Freundschaft, sein Wohlwollen schenke.“ Nun segnete sie unter dem Schluchzen aller Anwesenden jedes ihrer Kinder. Die herzliche Betrübniß ihrer Kinder sehend, sagte sie mit großer Ruhe: „Ich glaube, Ihr thut wohl in ein andres Zimmer zu gehen und Euch zu fassen.“

Nach dieser ergreifenden Scene lebte Maria Theresia unter unsäglichen Leiden noch drei Tage und drei Nächte bei völligem Bewußtsein bis auf den letzten Augenblick, nur daß sie dann und wann von einer Ohnmacht überwältigt wurde. In den freisten Augenblicken besprach sie sich mit dem Kaiser über Regierungsangelegenheiten, und zwar nicht bloß im all-

gemeinen, sondern jede Nation, jede Provinz ging einzeln am noch unverdunkelten Auge ihres Geistes vorüber, ihr Verhältniß zu den andern Provinzen, ihre Stärke oder Schwäche, ihre Vorzüge und Gebrechen, alles ward (wie der Kaiser selbst geäußerst haben soll) mit dem Scharfsinn eines Montesquieu durchgenommen. Auch unterzeichnete sie bis zum Tage vor ihrem Tode alle Briefe eigenhändig, dankte dem Fürsten Kaunitz in einem eigenhändigen Schreiben für treu geleistete Dienste, trug dem ungarischen Kanzler Esterhazy auf, den Ungarn in ihrem Namen für ihre Anhänglichkeit zu danken und sie um Uebertragung ihrer Liebe auf den Kaiser zu bitten.

Der Augenblick ihrer Auflösung nahte sichtlich heran. Am Abend des 28. Novembers wollte ihr eine Hofdame das Kissen im Stuhle zurecht rücken, damit sie etwas schlafen könnte. „Nein, nein," sagte sie; „laßt mich nicht schlafen; ich will den Tod kommen sehen und (setzte sie lächelnd hinzu) ihm so steif in die Augen sehen als ich es vermag." Als sie in der darauf folgenden Nacht längere Zeit mit ihrem Erstgebornen gesprochen hatte und von einem heftigen Husten überfallen wurde, ermahnte sie Joseph, nachdem sie sich wieder etwas erholt hatte, sich doch lieber etwas Ruhe zu gönnen. Sie antwortete: „In einigen Stunden soll ich vor Gottes Richterstuhl erscheinen, und Du meinst ich könne schlafen?" Später fragte sie welche Zeit es wäre. Als man ihr sagte, daß es 2 Uhr sei, sah sie den Kaiser starr an und sagte: „Ei, was thun wir um diese Zeit?" Hiermit mochte sie wohl sagen wollen, der Kaiser möge zur Ruhe gehen, obwohl es ganz wie eine kleine Geistes-

abwesenheit herauskam. Dann seufzte sie: „Könnte ich unsterblich sein, so wünschte ich es nur um die Unglücklichen zu unterstützen."

Am Abend des 29. Novembers erhob sie sich von ihrem Stuhle, stützte sich auf die Schultern des Kaisers und ließ sich an ein Fenster geleiten, um noch einmal in ihrem Leben die frische Luft zu genießen. Als sie den herrschenden Nebel bemerkte, sagte sie scherzend zu ihrem Sohne: „Das Wetter ist eben nicht das günstigste zu einer so weiten Reise." Bald darauf brach ihr Auge. „Sind das die letzten eigentlichen Todeszüge?" fragte sie. Der Arzt sagte daß es noch nicht die letzten wären. „So müssen die letzten doch sehr schwer sein," sprach die Kaiserin. Es war Abends ¾ auf 9 Uhr. Gleich darauf ward sie von einem heftigen Krampf ergriffen der sie gewaltig emporstemmte. „Wohin wollen Ihre Majestät?" fragte der Kaiser. Und ihren brechenden Blick gen Himmel richtend, sagte sie: „Zu Dir hinauf! Ich komme!" Es waren Maria Theresiens letzte Worte. Leblos fiel sie in den Armstuhl zurück. Von Schmerz betäubt sank Joseph an ihrer Seite nieder. Die Kaiserin war 63 Jahre, 6 Monate und 12 Tage alt geworden.

In einfachem Gewande, wie sie es gewünscht hatte, wurde sie vom 1. bis 3. Dec. öffentlich ausgestellt. Am 2. December Abends ward die Urne mit ihrem Herzen in die an den Palast grenzende Capelle unsrer lieben Frauen von Loretto gebracht, ihre Eingeweide in einer Gruft vor dem Hochalter der Stephanskirche neben den übrigen Fürsten und Fürstinnen des

Hauses Oestreich und am 3. Dec. Abends ihr Körper in der Kapuzinergruft beigesetzt.

Von ihrer Regierung und ihren Tugenden und Schwächen mußte in einer Biographie Joseph's schon genug vorkommen, so daß dies hier füglich übergangen werden kann. Indessen mag von ihrer äußern Erscheinung doch noch Folgendes erwähnt werden, wie es in Wraxall's Memoiren (II, 289; 30. Brief datirt aus Wien vom 11. Februar 1779) zu lesen ist: ,,Einige, die Maria Theresiens Krönung beiwohnten, welche im Juni 1741 stattfand, haben mich versichert daß sie eine der schönsten Frauen in Europa war. Sie war von feinem Wuchs und majestätischer Haltung. Alle Bilder, die ich von ihr gesehen, machen es auch glaublich. Ihr Auge, obgleich hellgrau, war doch ausdrucksvoll und mild. Sie war eben vom Kindbett aufgestanden; das Matte und Schmachtende verlieh ihr neue Reize. Die Krone war ihr zu weit, als man sie ihr anversuchte; man mußte sie ausfüttern. Da sie ihr zu schwer ward, legte sie dieselbe ab, als sie sich zur offnen Tafel setzte. Das heiße Wetter und die Bewegung bei dieser Feier, die ziemlich lange dauerte, verbreiteten eine Röthe über ihr Gesicht die den Glanz ihrer Schönheit erhöhte. Ihre Haare fielen in Locken über ihre Schultern und sie war ganz bezaubernd. Diese Schilderung, die nicht schmeichelt, muß einem immer gegenwärtig sein, wenn man bedenkt welche Begeisterung diese Fürstin den Ungarn einflößen konnte. — Maria Theresia hat keine Spur mehr von den Reizen, welche die Natur an ihr verschwendet hatte. Ihr Alter, die vielen Geburten und endlich die Blattern haben ihre Züge sehr verändert. Diese Krankheit bekam sie

1767 von der zweiten Gemahlin des jetzt regierenden Kaisers (Joseph) und ihr Leben war in Gefahr. Man hat mich versichert daß sie vorher noch für schön gelten konnte, wiewohl sie sehr stark und schwerfällig geworden war. Ein Unfall, der ihr nachher begegnete, machte sie vollends ganz unkenntlich. Als sie in einer Kalesche von Wien nach Petersburg fuhr, wurde sie umgeworfen und fiel so derb auf den Boden, daß ihr Gesicht ganz zerschlagen ward und die darauf folgende Entzündung und Geschwulst sie beinahe um die Augen brachte. Diese erhielt man ihr noch, aber der Entstellung durch die zerrissene Haut konnte man nicht abhelfen. Indeß tragen ihre Züge immer noch das Gepräge der höchsten Güte. Bei ihrem Anputz nimmt sie ihre Zuflucht gar nicht zur Kunst. Ihr Haar ist unter ihrer schwarzen Florhaube ganz glatt zurück gestrichen und im Nacken sehr kurz geschnitten. Sie trägt es stets gepudert. Seit des Kaisers Tode hat sie die Trauerkleider nicht abgelegt. Wegen der Schwäche ihrer Beine kann sie nicht lange gehen und, um diese nur etwas zu kräftigen, schnürt man sie ihr in Kamaschen. In ihrer Jugend liebte sie Tanz, Redouten und alle öffentlichen Lustbarkeiten sehr. An Hoftagen spielt sie im Gesellschaftssaal Karten; außerdem nicht. Ist Hofball, so bleibt sie bis 11 Uhr. Aus Betrübniß über den Tod ihres zärtlich geliebten Gatten hat sie seit diesem Verlust nie das erste Geschoß des Wiener Palastes bewohnt. Ihre Zimmer sind im zweiten an der Mittagsseite, wiewohl sie sich aus der Kälte so wenig macht, daß sie auch mitten im Winter ihre Fenster den ganzen Tag offen hat und oft das Feuer ausgehen läßt. Der Kaiser dagegen, der sehr frostig ist, trägt immer einen Pelz, wenn er sie besucht... Ihre Lebensordnung und gewöhnliche Beschäftigung ist folgende: Im Sommer steht sie um 5 und im Winter um 6 Uhr auf. Nach ihrem Privatgebet hört sie eine Messe, dann geht sie an die Geschäfte. Um 9 Uhr hört sie wieder eine Messe. Sie speis't dann sehr mäßig, fast immer allein. Unmittelbar nachher geht sie wieder an die Arbeit. In Schönbrunn bringt

sie, wenn es die Witterung erlaubt, 4 bis 5 Stunden in einer Bogenlaube des Gartens zu. Vor ihr steht in einer Einfassung ein Kästchen voll Papiere und Denkschriften, die sie sehr aufmerksam lies't. Abends um 6 Uhr wohnt sie dem Segen bei und ihre Töchter müssen es auch stets. Entziehen sie sich demselben, so läßt sie fragen ob sie krank sind, und ist dies nicht der Fall, so schilt sie nicht wenig. Im verwichenen März lag sie von Nachmittags 3 — 6 Uhr in der Wiener Hauptkirche auf den Knien und betete, Gott möge die Kriegsplage abwenden die ihr damals wegen der baierschen Erbfolge drohte. — An bestimmten Tagen giebt Maria Theresia allen Unterthanen ohne Unterschied Gehör. Dienstags empfängt sie ihre Minister. Nur Fürst Kaunitz wird jederzeit auf einmalige Meldung vorgelassen.''

Die Oestreicher sahen die Regierung dieser Fürstin trotz der Kriege, welche sie hatte führen müssen, als ihre goldne Zeit, als die Zeit ihres Ruhmes an, und nur der Hinblick auf den vielversprechenden menschenfreundlichen Thronfolger vermochte sie über den Verlust zu trösten, den sie erlitten hatten. Wenn sie auf die Verstorbene den Vers anwandten:

,,Sola domum et tantos servavit Filia natos,"

d. h. ,,Sie allein, die Tochter (des vormaligen Kaisers) hielt ihr hohes Haus und alle seine erhabenen Sprossen aufrecht,'' so hofften sie von ihrem Nachfolger weit mehr. Alle Erleuchteten und Uneigennützigen im Volke sahen mit Entzücken der Regierung eines Mannes entgegen, welcher durch sein bisheriges Verhalten zu den höchsten Erwartungen berechtigte. Sehr treffend heißt es in dieser Bezeichnung in Meyer's Universum, von welchem mir die holländische Ausgabe vorliegt: ,,In de lÿst der regenten heet hÿ (Jozef) de tweede, in de harten van zÿn volk, in de nieuwere geschiedenis van Duitschland, in het gevoelen der wereld, is hÿ de eerste onder alle vorsten. Ja, hÿ is nog meer! Wierpen niet door hem alle edelen van zÿnen tÿd eenen vooruitzienden

blik in de toekomst, met verwachtingen bezield, die slechts zÿn wil kon opwekken? Het waren verwachtingen als van den Messias, zÿne verschÿning schemerde als het morgenrood over de halve aarde,“ d. h. „In der Herrscherreihe heißt er (Joseph) der Zweite, in den Herzen seines Volks, in der neuern Geschichte von Deutschland, nach dem Urtheil der Welt ist er der erste unter allen Fürsten. Ja, er ist noch mehr! Warfen nicht durch ihn alle Edle seiner Zeit einen Blick in die Zukunft, von Erwartungen beseelt, die nur sein Wille hervorrufen konnte? Es waren Hoffnungen wie auf einen Messias; seine Erscheinung strahlte wie das Morgenroth über die halbe Erde.“

Mit Vergnügen wird der Leser hier die Ode finden, welche 1781 ein großer Dichter dem großen Manne sang. Sie lautet:

Den Priester rufst du wieder zur Jüngerschaft
Des großen Stifters; machest zum Unterthan
Den jochbeladnen Landmann; machst den
Juden zum Menschen. Wer hat geendet,

Wie du beginnest? Wenn von des Ackerbau's
Schweiß nicht für ihn auch triefet des Bauern Stirn,
Pflügt er nicht Eigenthum dem Säugling,
Seufzet er mit, wenn von Erndtelasten

Der Wagen seufzt: so bürdet Tirannenrecht
Dem unterdrückten Landeserhaltung auf,
Dienst, den die blutge Faust des stärkern
Grub in die Tafel. Und die zerschlägst du!

Wen faßt des Mitleids Schauer nicht, wenn er sieht,
Wie unser Pöbel Kanaans Volk entmenscht!
Und thut der's nicht, weil unsre Fürsten
Sie in zu eiserne Fessel schmieden?

Du lösest ihnen, Retter! die rostige,
Engangelegte Fessel vom wunden Arm;
Sie fühlen's, glauben's kaum. So lange
Hat's um die elenden hergeklirret!

Wir weinten Unmuth, daß uns der Römer Rom
Zwar nicht beherrschte, aber doch peinigte:
Und blutig ist die andre Thräne,
Daß uns der Römlinge Rom beherrschet!

Daß Deutschlands Kaiser Biegel des Zelters hielt!
Daß Deutschlands Kaiser nackt um des Buhlen Schloß
Herging, erfror; wenn nicht Matildis..
Aber du kommst kaum, und siehst; so siegst du!

Nun mag der kronentragende Obermönch,
Mit allen seinen purperbemäntelten
Mönchlein, das Kanonsrecht, wie weit es
Walte, beschielen. Du hast gesehen!

Wir sind jetzt in der Geschichte des großen Kaisers so weit gekommen, daß sich bald zeigen zu müssen scheint, in wie weit er die großen Erwartungen seiner Völker rechtfertigte. Die Antwort, welche der oberflächliche Beurtheiler nach Durchlesung der Geschichte seiner zehnjährigen Alleinregierung giebt, lautet dahin, daß Joseph vieles Gute angestrebt und wenig ausgeführt habe. Schon oben haben wir angedeutet, daß wir es uns zum Geschäft machen wollten den Ungrund dieses Raisonnements an den noch heute bestehenden Einrichtungen des Kaiserstaates nachzuweisen, was ganz passend bei den einzelnen von Joseph unternommenen Reformen geschehen kann; aber selbst wenn keine dieser Reformen in Oestreich bis auf unsre Tage gekommen wäre, wenn wirklich das alte Chaos in Gesetzgebung und Verwaltung über Joseph's Grabe wieder hätte zusammenschlagen können, immer würde man des Kaisers hohen Geist nicht als hinweg gestorben betrachten können, indem die Herzen aller Edelgesinnten seinem Andenken schlagen und so gewiß, als die politische Aufklärung seit jener Zeit und namentlich durch die französischen Revolutionen noch weit vorgeschritten ist, nicht eher ruhen in Aufbietung aller gesetzlichen Mittel als bis die Josephinischen Reformen in ihrer Reinheit und Ganzheit wieder eingeführt sind.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heyne, Carl Traugott

Joseph der zweite, der große Mann des deutschen Volkes

Bd.: 1

Leipzig (1847)

Res/Austr. 2050-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10914534-0